

Otto Elsner, Berlin

Goethe-Briefe

Mit Einleitungen und Erläuterungen

Herausgegeben von

Philipp Stein

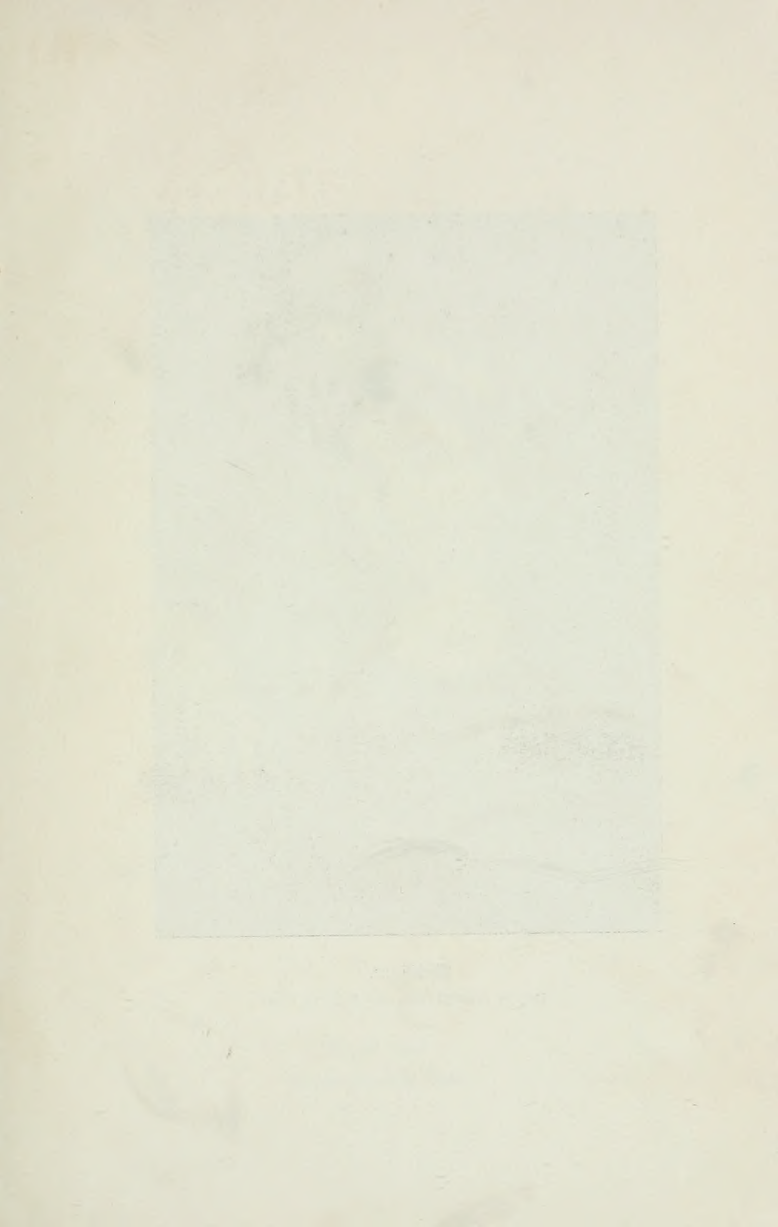
Band IV

Weimar und Jena

1792—1800



Berlin 1903
Verlag von Otto Elsner





Christiane.

Nach der Kreidezeichnung von F. Bury 1800.

Weimar und Jena

1792—1800

Mit einem Bildnis der Christiane Vulpius nach
· · der Kreidezeichnung von F. Bury 1800 · ·



Berlin 1903
Verlag von Otto Elsner

Druck von Otto Elsner, Berlin S.

Einleitung.

Christiane Vulpius — dieser Name eröffnet und der Name Schillers beschließt diesen vierten Briefband, der Goethes Entwicklung bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts vorführt.

In den Briefen „An Demoiselle Vulpius", gerade aus diesen Jahren 1792—1800, spiegelt sich Goethes Gewissensehe mit der „kleinen Hausfreundin", wie er sie hier in einem Briefe an Meyer einmal nennt, am schönsten. Sie lassen eine enge Zusammengehörigkeit der beiden erkennen — im Verein mit den Briefen von Goethes Mutter zerreißen sie den entstellenden Nebel, den Gehässigkeit und Kleinlichkeit um die liebe Gestalt Christianens gewoben haben. Die Rastlosigkeit Goethes ist an der Seite Christianens zur Ruhe gekommen — es lockt ihn nicht mehr Ost noch West, in seinem Zuhause findet er das beste. Und liebevoll vertieft er sich in dieses Kleinleben der Familie mit einer Zartheit und Fürsorglichkeit, die überraschend an das mütterliche Wesen von Frau Aja erinnert. Mitunter findet die Sehnsucht und das Verlangen Goethes nach Christiane und ihrem kleinen Zimmer starken Ausdruck, daneben fehlt es nicht an schalkhaft eingekleideten Bitten, nicht Aeugelchen zu machen und nicht zu bemerken, daß es schönere Männer als ihn gebe.

Stets erscheint er hier als sorglicher, zartfühlender Gatte, und mit rührender Freude und väterlichem Stolz spricht er, der Kinderfreund, von seinem kleinen August. Die Antworten Christianens, von denen hier einige charakteristische Stellen mitgeteilt werden konnten, zeigen sie als einen guten Kameraden des großen Dichters, als eine sonnige, naive Natur, die den Gehässigkeiten der Weimarer Gesellschaft tapfer Stand hält, wenn sie auch dann des Nachts über solche Schlechtigkeiten weint und schluchzt, bis sie, da ihr lieber Schatz in Jena weilt, zum Trost ihren Kleinen in die Arme schließt. Daß Christiane es mit der Orthographie nicht gerade genau nimmt, hat sie mit ihrer Frau Schwiegermutter gemeinsam: liest man aber ihre Briefe laut, so hört man ein frisches, echtes Naturkind sprechen, voll Lebensfreudigkeit und starkem Temperament, eine vielfach vom Augenblick abhängige Natur, die kraftvoll auch das Leid zu überwinden und den Ausdruck des Schmerzes zu unterdrücken vermag, um Goethe immer so lieb und hold und sonnig zu erscheinen, wie es ihr diesem Bande beigefügtes Porträt zeigt. Es ist nach einer 1800 entstandenen Kreidezeichnung Fritz Burys reproduziert und bestätigt Goethes Verse:

. . . ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.

Neben den Briefen an Christiane nehmen die an Schiller einen großen Raum ein, wiewohl hier eine strenge Auswahl geboten war. Denn der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe ist ja doch ein selbstverständlicher Hausbesitz. Auch geht ja vielfach diese Korrespondenz über den Charakter des Brieflichen hinaus und wird zur Abhandlung. Aber es mußte doch alles herangezogen werden, was für Goethe charakteristisch ist und erkennen läßt, wie der neue Frühling sich gestaltete,

den ihm der Verkehr mit Schiller erweckt hat: „für mich war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging.“ Aus den hier gegebenen Briefen an Schiller wird ersichtlich, wie der Bund der beiden sich knüpfte und immer fester verschlang, wie sie geistig und seelisch aufeinander gewirkt haben, wie sie zu Schutz und Trutz im Xenienkampfe sich verbinden mußten, wie sie neben und aneinander wuchsen, wie für Goethe, bei dem damals die Lust am Fabulieren etwas zurücktrat gegen des Lebens ernstes Führen, nun neue starke Anregung kam. Und mit Recht konnte Schiller im August 1798 an Körner schreiben: „Ich bin Goethe sehr viel schuldig und ich weiß, daß ich auf ihn gleichfalls glücklich gewirkt habe.“

Neben diesen beiden großen Hauptpartien weist der Band eine große Reihe von Adressaten auf — wiederum spiegelt sich Goethes unvergleichliche Persönlichkeit in den mannigfachsten Strahlungen. Wiederum zeigt sich die erstaunliche Universalität seines Geistes, die Vielseitigkeit und Leichtbeweglichkeit. Als Begleiter Karl Augusts in der Kampagne ist er inmitten der Schrecken und Greuel des Krieges mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt. Er setzt die optischen Studien fort, die er daheim begonnen hatte. Und inmitten all der Welthändel, von ihnen angeregt und doch alsbald schon über ihnen stehend, faßt er den Plan zum „Reinecke Fuchs“. Diese Briefe aus Frankreich geben eine interessante und farbige Ergänzung zu seiner so viel später erschienenen „Kampagne in Frankreich“ und der „Belagerung von Mainz“.

1797 führt ihn seine Reise in die Schweiz und Süddeutschland auch nach seiner Vaterstadt — aus den Briefen klingt kein Ton seelischer Beziehungen zu Frankfurt heraus; er steht der Heimat rein kritisch und beobachtend gegenüber. Nicht zum mindesten aus seinen Reisebriefen wird die Viel-

fältigkeit seiner Interessen ersichtlich — Fragen der großen Politik und der Verwaltung und nicht minder alles Kleinwerk des Lebens interessieren ihn, den Realisten. Daheim beschäftigt ihn Naturwissenschaft, Litteratur, Kunst und besonders das Theater. Er nimmt regen Anteil an den Arbeiten für Schillers „Horen“ und den Musenalmanach, begründet mit Meyer in den „Propyläen“ eine kunstwissenschaftliche Zeitschrift. Dem Theater widmet er als Direktor liebevollste Sorgfalt. Und er hat nicht nur die Schauspieler zu erziehen, sondern auch das Publikum — damit alle im Theater den Hut abnehmen. In einer Fülle kleinerer Briefchen und Briefauszüge an Kirms giebt sich in diesem Bande Goethes Fürsorge für das Theater kund — mancher Brief wird an sich nicht bedeutsam erscheinen, aber all diese kleinen Züge schließen sich doch zu einem interessanten Bilde des Theaterdirektors Goethe.

Zu den bisherigen Korrespondenten treten zahlreiche neue. Durch Schiller kommen Beziehungen zu den Humboldts, die Verbindung mit Körner und mit Zelter wird gefestigt, aus Berlin kommen in Marianne Meyer und Sara Wulff die ersten Anzeichen der späteren dortigen Goethegemeinde. Die Brüder Schlegel treten ihm näher, Schelling folgt bald, und vorübergehend taucht auch Tieck auf. Nach siebenjähriger Pause zum ersten Male wieder ein Brief an Charlotte von Stein. Von den alten Beziehungen wird besonders die mit Fritz Jacobi gepflegt. Als Vorläufer des Xenienkampfes erscheint Goethes Aufsatz vom „Litterarischen Sansculottismus“. Brieflich vielfach erörtert wird das zu viel prinzipiellen Erwägungen Anlaß gebende Epos „Hermann und Dorothea“, der Plan zur „Achilleis“ wird gefaßt, „Wilhelm Meister“ umgeändert und weitergeführt. In der Wiedergabe der Selbstbiographie Benvenuto Cellinis, der Dramen „Mahomet“ und „Tancred“ zeigt Goethe seine Uebersetzerkunst.

Goethes wissenschaftliche Interessen, dann auch Verwaltungsgeschäfte, die Freundschaft zu Schiller, oft auch das Bedürfnis nach ungestörter Arbeit — all das zog ihn in dieser Zeit besonders oft nach Jena. Und andererseits bestanden von Jena aus viele Beziehungen und Einwirkungen nach Goethes Haus auf dem Weimarer Frauenplan. Um nun möglichst alles Wichtige und Charakteristische aus Goethes Briefen während dieses Zeitabschnitts „Weimar und Jena" bringen zu können, mußten auch diesmal mehrere Briefe gekürzt gegeben werden. Ein Sternchen an der Nummer des Briefes bezeichnet, daß der Brief nicht vollständig gegeben wird; Punkte geben die Stelle an, an denen eine Auslassung vorgenommen ist. Von mehreren Briefen dieses Bandes liegt nur das Konzept vor; daraus erklärt sich dann das Fehlen der Unterschrift Goethes.

Philipp Stein.

Inhalt.

Weimar und Jena.

695.

An Christiane Vulpius.

d. 28. Aug. 1792.

Gestern bin ich im Lager bey dem Herzoge angelangt habe ihn recht wohl und munter gefunden und schreibe dir in seinem Zelte mitten unter dem Geräusch der Menschen die an einer Seite Holz fällen und es an der andern verbrennen. Es ist fast anhaltender Regen, die Menschen werden weder Tag noch Nacht trocken, und ich kann sehr zufrieden seyn daß ich in des Herzogs Schlafwagen eine Stelle gefunden habe wo ich die Nacht zubringe. Alle Lebensmittel sind rar und theuer, alles rührt und regt sich um seine Existenz nur ein wenig leidlicher zu machen. Dabey sind die Menschen meist munter uud ziehen bald aus diesem bald aus jenem Vorfalle einen Spaß. Gestern kamen zwey erbeutete Fahnen, himmelblau, rosenroth und weiß, einige Pferde, zwey Canonen und viele Flinten an, worüber man sogleich Regen und Koth vergaß.

Schreibe mir gleich wenn du diesen Brief erhältst. Herr Meyer[1] ist so gut und giebt ihn Herrn Geh. Ass. R. Voigt.[2]

---

[1] Maler Joh. Heinr. Meyer (Bd. III, S. 193), der zum Schutz von Goethes Familie und zur Beaufsichtigung des Umbaues im Goetheschen Hause wohnte.

[2] Christian Gottlob Voigt (Bd. III, S. 99).

Ich kann in sieben Tagen deinen Brief haben. Schreibe mir wie es im Hauße aussieht, was der Kleine macht und ob das Judenkrämchen dir Freude gemacht hat?

Grüße Herrn Meyer und Seidel.[1] Es ist mir auf der Reise ganz wohl gegangen. Von Trier hab ich dir geschrieben und du wirst wahrscheinlich den Brief[2] schon haben.

Dieses schreibe ich dir auf französischem Grund und Boden nicht weit von Longwy das die Preußen vor einigen Tagen eingenommen haben.

Sey meinetwegen unbesorgt, ich habe dich recht lieb und komme sobald als möglich wieder. Küsse den Kleinen an den ich oft dencke.

Auch an alles was um dich ist, an unsre gepflanzten Kohlrüben und so weiter lebe wohl mein liebstes.

G.

696.

An Christiane Vulpius.

Du mußt, liebes Kind, bald wieder ein Briefchen von mir haben. Wir sind schon weiter in Franckreich, das Lager steht bey Verdün. Die Stadt wollte sich nicht ergeben und ist gestern Nacht beschoßen worden. Es ist ein schrecklicher Anblick und man möchte sich nicht dencken daß man was liebes darin hätte. Heute wird sie sich ergeben und die Armee weiter gegen Paris gehen. Es geht alles so geschwind daß ich wahrscheinlich bald wieder bey dir bin. Es war recht gut daß ich bald ging. Ich befinde mich recht wohl, ob mir gleich manche Bequemlichkeit und besonders mein

---

[1] Goethes Sekretär (Bd. III, S. 1).

[2] Es ist der Brief vom 25. August (Bd. III, S. 302).

Liebchen fehlt. Behalte mich ja recht lieb, sorge für Hauß und Garten, grüße Herrn Meyer, küsse den Kleinen und iß deine Kolrabi in Frieden. Um mich sey unbesorgt. Leb wohl ich liebe dich herzlich. Aus Paris bringe ich dir ein Krämchen mit das noch besser als ein Judenkrämchen seyn soll. Lebe recht wohl. Im Lager vor Verdün d. 2. S. 1792.

G.

697.

An Christiane Vulpius.

Wir stehen noch bey Verdun, werden aber wohl bald vorwärts gehen, ich befinde mich recht wohl und habe keine Zeit hypochondrisch zu seyn. Wäre es möglich daß ich dich um mich hätte; so wollte ich mirs nicht besser wünschen. Ich dencke immer an dich und den Kleinen und besuche dich im Hauße und im Garten und dencke mir schon wie hübsch alles seyn wird wenn ich wieder komme. Du mußt mich aber nur lieb behalten und nicht mit den Äugelchen zu verschwenderisch umgehen.

Eh wir hier abreisen wird ein Körbchen abgehen mit Liqueur und Zuckerwerck, davon genieße was mit Herrn Meyer, das übrige hebe auf, ich schicke dir noch allerley in die Haußhaltung. Wenn dieser Brief ankommt bist du vielleicht schon im vordern Quartier. Richte nur alles wohl ein und bereite dich eine liebe kleine Köchinn zu werden. Es ist doch nichts besser als wenn man sich liebt und zusammen ist. Lebe recht wohl und bleibe mein. Ich habe dich recht herzlich lieb.

bey Verdün d. 8. Sept. 1792. G.

698.*

An Christ. Gottl. Voigt.

... Dürfte ich Sie wohl um eine freundschaftliche Bemühung in einer häußlichen Angelegenheit bitten. In Franckfurt habe ich gefunden daß ich eine Summe Geldes daher ziehen und in Weimar anlegen könnte. Schon lange hatte ich Lust zu einem Gütchen, besonders zu dem Lobedaischen Griesheimischen. Es stand einmal auf dem Verkauf, die Interessenten haben sich aber wieder arrangirt. Könnte man nicht erfahren wie die Sache jetzt steht? und ob das Gut um einen leidlichen Preis zu haben wäre? Der Burgemeister Bohl[1] steht wohl am nächsten in Connexion.

Je weiter man in der Welt herumkommt desto mehr sieht man daß der Mensch zur Leibeigenschaft gebohren ist. Auch bin ich jetzt da ich meine Vaterstadt wieder besucht habe aufs lebhafteste überzeugt worden daß dort für mich kein Wohnens und Bleibens ist. Haben Sie die Güte von dieser Sache und diesen Äuserungen niemanden zu sagen...

d. 10. Sept. 1792.

G.

699.

An Christiane Vulpius.

Ich habe dir schon viele Briefchen geschrieben und weiß nicht wenn sie nach und nach bey dir ankommen werden. Ich habe versäumt die Blätter zu numeriren und fange jetzt damit an. Du erfährst wieder daß ich mich wohl befinde, du weißt daß ich dich herzlich lieb habe. Wärst du nur jetzt bey mir! Es sind überall große breite Betten und

---

[1] In Lobeda.

du solltest dich nicht beklagen wie es manchmal zu Haußе geschieht. Ach! mein Liebchen! Es ist nichts besser als beysammen zu seyn. Wir wollen es uns immer sagen wenn wir uns wieder haben. Dencke nur! Wir sind so nah an Champagne und finden kein gut Glas Wein. Auf dem Frauenplan solls besser werden, wenn nur erst mein Liebchen Küche und Keller besorgt.

Sey ja ein guter Hausschatz und bereite mir eine hübsche Wohnung. Sorge für das Bübchen und behalte mich lieb.

Behalte mich ja lieb! denn ich bin manchmal in Gedancken eifersüchtig und stelle mir vor: daß dir ein andrer besser gefallen könnte, weil ich viele Männer hübscher und angenehmer finde als mich selbst. Das mußt du aber nicht sehen, sondern du mußt mich für den besten halten weil ich dich ganz entsetzlich lieb habe und mir ausser dir nichts gefällt. Ich träume oft von dir, allerley konfuses Zeug, doch immer daß wir uns lieb haben. Und dabey mag es bleiben.

Bey meiner Mutter hab ich zwey Unterbetten und Küssen von Federn bestellt und noch allerley gute Sachen. Mache nur daß unser Häußchen recht ordentlich wird, für das andre soll schon gesorgt werden. In Paris[1] wirds allerley geben, in Franckfurt giebts noch ein zweytes Judenkrämchen. Heute ist ein Körbchen mit Liqueur abgegangen und ein Päcktchen mit Zuckerwerck. Es soll immer was in die Haußhaltung kommen. Behalte mich nur lieb und sey ein treues Kind, das andre giebt sich. Solang ich dein Herz nicht hatte was half mir das übrige, jetzt da ichs habe möcht ichs gern behalten. Dafür bin ich auch dein. Küsse das Kind, Grüße Meyern und liebe mich.

Im Lager bey Verdün. d. 10. Sept. 1792.

G.

---

[1] Die Erwartung, nach Paris zu kommen, erfüllte sich nicht.

700.

An Herzogin Amalia.

Durchlauchtigste Fürstinn,
gnädigste Frau,

Es ist bißher, Danck sey der Vorsicht unsers großen Heerführers,[1] alles so ordentlich gegangen, wir haben unsern Weg so ruhig und sicher zurückgelegt daß ich kaum einigen Unterschied empfand wenn ich im feindlichen Lande von Ort zu Ort mich mitbewegte, es war eben als wenn man in einer großen Suite von Weimar nach Eisenach führe. Alles ging so natürlich zu daß ich bey mir Entschuldigung genug fand Ew. Durchl. bißher noch nicht geschrieben zu haben.

Nunmehr aber da wir in das Land der Wunder scheinen gelangt zu seyn fühle ich mich gedrungen nicht von dem was vorbey, sondern von dem was gegenwärtig ist einige Nachricht zu geben.

Des Königs Hauptquartier ist einige Stunden von Ste Menehould,[2] einige Meilen von einer alten Verschanzung welche Attila aufwerfen ließ, und von dem Felde wo dieser Hunnenkönig eine große Schlacht lieferte. Eine Chaussee der Römer geht nahe hier vorbey und das Schlachtfeld von Sompy ist auch nicht weit entfernt, und es scheint von jeher diese Gegend zum Schauplaz großer Begebenheiten bestimmt zu seyn.

Was uns davon noch mehr überzeugt ist die sonderbare Entdeckung daß hier die Cartetschen Kugeln auf dem Felde wachsen, eine Erscheinung die uns sehr in Verwirrung setzte

---

[1] Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, Bruder der Herzogin Amalia.

[2] Friedrich Wilhelm II. von Preußen.

als wir nach der Canonade[1] vom 20 ten auf den Höhen mitten unter 12 und 24 pfündigen Canonenkugeln viele kleinere fanden, die kein Artillerist anerkennen wollte und die zuletzt von dem Naturforscher für Naturproducte erklärt werden mußten. Ich habe davon soviel aufgeladen daß ich meine Mineralogischen Freunde damit werde versehen können, wovon ich Herrn v. Knebel und Herrn Voigt Nachricht zu geben bitte.

Ferner scheint die Natur diese Gegenden von Urzeiten her zu Schlachtfeldern bestimmt zu haben weil sie ihnen nicht den mindesten Reiz verliehen. Flache, nur mäßig fruchttragende Hügel und Flächen ziehen sich weit und breit an einander, kaum daß man einen Baum oder einen Busch sieht, da sich die Dörfchen mit ihrem sparsamen Holze in die Gründe verstecken. Überhaupt habe ich für den ästethischen Sinn meines Auges wenig Genuß gehabt. Seit Trier habe ich nur allenfalls ein dutzend Gegenstände gesehen die zur höchsten Noth zu solchen Landschaften taugten wie man sie ehmals aus Nürnberg zur Quaal der Anfänger in der Zeichenkunst erhielt.

Zwar ists möglich daß das höchst üble Wetter mir oft die Augen zugeschlossen, der Nebel manches sehenswürdige verdeckt hat. Denn es hat die böse Witterung uns mehr als alle andre Übel gepeinigt, ja manchmal der Verzweiflung nahe gebracht, besonders da sie uns meist auf dem Marsche und bey jeder wichtigen Unternehmung überfiel. Man schilt öffentlich Jupitern einen Jakobiner ia einen sans culotte. (Welchen letzten Schimpfnahmen er umsomehr verdient, als er sich öfters in solcher Gestalt betreten lassen und noch hie und da in effigie gleicherweise aufgestellt ist.)

---

[1] Von Valmy. Goethe schildert sie eingehend in „Campagne in Frankreich", Abschnitt vom 19. und 20. September.

Auch kann ich Ew. Durchl. nicht bergen daß Leute die tiefer sehen geradezu Wielanden die Schuld alles dieses Unheils geben, weil er den König der Könige zum Demokraten gemacht[1] und ihn von der Sache seiner Oheime, Vettern und Gevattern Lbden[2] Lbden, wenigstens auf einige Zeit abgezogen.

Hören nun Ew. Durchl. nach allem diesen daß wir schon mehrere Wochen in der Nähe von Champagne, ja in Champagne hausen und herrschen und doch noch keinen Tropfen leidlichen Weins getruncken haben, so werden Sie deutlich einsehen daß es hierherum nicht mit rechten Dingen zugehe und daß wir uns auf einem Boden befinden dem nicht recht zu trauen ist. Indessen ist das Zutrauen wie die Freundschaft keine Kunst zur Zeit wenn alles gelingt und glückt. Wenn es mißlich wird dann zeigt sich erst der Glaube der sich an dem erquickt und stärckt was er nicht sieht.

Da ich mein voriges Blat ansehe finde ich daß es mir ergangen ist wie jenem Töpfer[3] der einen Topf zu machen vornahm und dem der Thon unter den Händen zur Schüssel wurde. Ew. Durchl. werden mir das gewiß verzeihen da ich in einem Augenblick schreibe da wir selbst der Thon sind der geknätet wird ohne daß ein Mensch weis ob es ein Gefäß zu Ehren oder zu Unehren werden kann.[4]

Das beste was mir übrigens in dieser Halbwüste, an welcher die alte Natur und die neue Kriegskunst um die Wette gearbeitet haben, zu sagen bleibt, ist: daß sich unser Fürst recht wohl befindet und daß er, wenn er gleich wie

---

[1] In „Jupiter und Juno", dem neunten der „Göttergespräche", zuerst 1791 erschienen in den „Neuen Göttergesprächen".

[2] Liebden.

[3] Bei Horaz.

[4] Anlehnung an Bibelstellen, besonders an Römer 9, 21: „Hat nicht ein Töpfer Macht, aus Einem Klumpen zu machen ein Faß zu Ehren und das andere zu Unehren?"

seine treuen Diener an Corpulenz ein wenig abgenommen, dennoch ja desto mehr an übrigem Wohlseyn sich befestigt fühlt. Er trägt mir auf ihn bey Ew. Durchl. zu entschuldigen daß er nicht selbst schreibt und seine herzliche Liebe versichert.

Ich wollte weiter schreiben aber es muß gesiegelt und fortgeschickt werden und darüber sage ich nichts von allem was ich hätte sagen sollen.

Ew. Durchl.

Hauptquartier Hans[1] unterthänigster
d. 25. Sept. 1792. Goethe.

701.

An Christiane Vulpius.

d. 27. Sept. 1792.

Dein Briefchen mit dem großen Dintenklecks habe ich erhalten und freue mich daß es dir und dem Kleinen wohlgeht und daß du im Stillen der Bequemlichkeit und des Guten genießest wie ich dir es hinterlassen habe. Ich stelle mir vor wie du das Judenkrämchen in Stücken schneidest und verarbeitest. Die schönen Spitzen zerschneide nur nicht, denn es ist eben zu einer schönen Krause gerechnet. Wenn du ein braver Haußschatz bist so wirst du erst Freude haben wenn ich mit allerley guten Sachen beladen wiederkomme. Ich hoffe bald wieder in Franckfurt zu seyn und das ist alsdann als ob ich schon wieder bey dir wäre.

Wir erleben viel Beschwerlichkeiten, besonders leiden wir vom bösen Wetter. Davon werde ich mich in deinen Armen bald erhohlt haben. Recht wohl bin ich übrigens

[1] Jetzt Hans le Grand, an der Bionne.

und munter. In meinem nächsten Brief kann ich dir vielleicht mehr sagen. Lebe wohl. Küsse den Kleinen und liebe mich und mache schön Ordnung wenn du nun hervorziehst. Adieu mein süßes liebes Kind.

G.

702.*

An Christiane Vulpius.

Verdün d. 10. Octbr. 1792.

Deine Briefe hab ich nun alle, mein liebes Herz; das Packet das solange aussenblieb hab ich auch erhalten und zwar in einem Augenblicke wo ich große Langeweile hatte. Ich war recht vergnügt soviel von dir zu lesen.

Die Freude über das Judenkrämchen kann ich mir vorstellen. Ich mache mir Vorwürfe daß ich nicht Spielsachen für den Kleinen eingepackt und den Sohn über die Mutter vergessen habe, er soll nun auch was haben, entweder bring ichs mit oder schicke es voraus.

Du wirst nun wohl schon wissen daß es nicht nach Paris geht, daß wir auf dem Rückzuge sind. Vielleicht bin ich wenn du diesen Brief erhältst schon wieder in Deutschland. Der Krieg geht nicht nach Wunsch, aber dein Wunsch wird erfüllt mich bald wieder nahe zu wissen.

Ich habe viel ausgestanden, aber meine Gesundheit ist ganz fürtrefflich, es fehlt mir nicht das mindeste und an Hypochondrie ist gar nicht zu dencken. Du wirst einen recht muntern Freund wieder kriegen.

Du hast wohl gethan mir nichts vom Übel des kleinen zu schreiben biß es vorbey war. Ich wünsche euch beyde bald wieder zu sehen und euch an mein Herz zu drücken.

Wenn ich dir etwas schrieb das dich betrüben konnte[1] so mußt du mir verzeihen. Deine Liebe ist mir so kostbar daß ich sehr unglücklich seyn würde sie zu verlieren, du mußt mir wohl ein Bißchen Eifersucht und Sorge vergeben . . .

Gedencke mein und lebe wohl.

Verdün d. 10. Octbr. 1792. G.

703.

An Herder und Frau.

Luxenburg d. 16. October 1792.

Aus der mehr historischen und topographischen als allegorischen Rückseite werden Ew. Liebden zu erkennen geruhen, was für Aspecten am Himmel und für Conjuncturen auf der Erde gegenwärtig merkwürdig sind. Ich wünsche, daß diese Effigiation zu heilsamen Betrachtungen Anlaß geben möge. Ich für meine Person singe den lustigsten Psalm Davids dem Herrn, daß er mich aus dem Schlamme erlöst hat, der mir bis an die Seele ging.

Wenn Ew. Liebden Gott für allerlei unerkannte Wohlthaten im Stillen danken, so vergessen Sie nicht, ihn zu preisen, daß er Sie und Ihre besten Freunde außer Stand gesetzt hat, Thorheiten ins Große zu begehen.

Ich wünsche gute Folgen des Bades auf den Winter. Ich eile nach meinen mütterlichen Fleischtöpfen, um dort wie von einem bösen Traum zu erwachen, der mich zwischen Koth und Noth, Mangel und Sorge, Gefahr und Qual, zwischen Trümmern, Leichen, Äsern und Scheishaufen gefangen hielt. Lebet wohl und haltet Euch für so glücklich als Ihr seid. G.

---

[1] Vielleicht die Bitte, „nicht mit den Äugelchen zu verschwendrisch umzugehen". (Brief 697.)

704.

An Christiane Vulpius.

Ich muß dir wieder sagen, mein Liebes Kind, wo ich bin und wie mirs geht. Von Coblenz eilte ich nach Düsseldorf meinen alten Freund Jakobi[1] zu besuchen, in dessen Umgange ich mich so wohl befinde als ich mich vor einem Monat übel befand. Er ist sehr schön eingerichtet und ist, mit den Seinigen, sehr gut gegen mich.

Wegen meiner Rückreise bin ich in Verlegenheit. Sehnlichst verlange ich dich wieder zu sehen und bin noch immer wie von dir abgeschnitten. Franckfurt ist noch in den Händen der Franzosen, der Weg durch Hessen ist noch nicht sicher. Wenn es in acht Tagen nicht anders wird gehe ich durch Westphalen. Die übeln Wege sollen mich nicht abhalten wenn ich nur endlich einmal wieder bey dir seyn kann.

Ich hoffe daß du wohl bist, denn leider hab ich lange nichts von dir gehört, ich dencke immer an dich und an den Kleinen und stelle mir vor wie du dich immer artiger einrichtest, wie das Haus fertiger wird und wie hübsch es seyn wird wenn ich zu dir komme.

Sey vergnügt, mein liebes Kind, genieße der Ruhe, indeß soviele tausend Menschen von Hauß und Hof und allen ihren Gütern vertrieben in der Welt herumirren und nicht wissen wohin. Küsse den Kleinen und liebe mich. Mein einziger Wunsch ist dich bald wieder zu besitzen. Antworte mir nicht, denn eh dein Brief ankommen könnte bin ich schon hier weg. Eh ich abreise schreibe ich dir und melde dir wenn ich bey dir seyn kann.

Düsseldorf d. 14. Nov. 1792. G.

---

[1] Friedrich Heinrich (Fritz) Jacobi (Bd. I, S. 201).

705.

An Katharina Elisabeth Goethe.[1]

Die Hoffnung Sie, geliebte Mutter, und meine werthen Franckfurter Freunde bald wiederzusehen ist mir nunmehr verschwunden da mich die Umstände nötigten von Düsseldorf über Paderborn und Cassel nach Weimar zurückzukehren.

Wieviel Sorge habe ich bisher um Sie gehabt! wie sehr die Lage bedauert in der sich meine Landsleute befinden! Wie sehr habe ich aber auch das Betragen derselben unter so kritischen Umständen bewundert! Gewiß hätte mir nichts schmeichelhafter seyn können als die Anfrage: ob ich mich entschließen könne eine Rathsherrnstelle anzunehmen wenn das Loos mich träfe? die in dem Augenblicke an mich gelangt da es vor Europa, ja vor der ganzen Welt eine Ehre ist als Franckfurter Bürger gebohren zu seyn.

Die Freunde meiner Jugend die ich immer zu schätzen so viele Ursache hatte, konnten mir kein schöneres Zeugniß Ihres fortdaurenden Andenckens geben als indem sie mich in dieser wichtigen Epoche werth halten an der Verwaltung des gemeinen Wesens Theil zu nehmen.

Ihr Brief, den ich mitten im Getümmel des Kriegs erhielt, heiterte mir traurige Stunden auf die ich zu durchleben hatte und ich konnte nach den Umständen die Hoffnung fassen in weniger Zeit meine geliebte Vaterstadt wiederzusehen.

Da war es meine Absicht mündlich für die ausgezeichnete Ehre zu dancken die man mir erwieß, zugleich aber die Lage in der ich mich gegenwärtig befinde umständlich und aufrichtig vorzulegen.

---

[1] In Bezug hierauf heißt es im Tagebuch am 26. Dezember: „Franckf. Mutter. Mit dem ostensiblen Brief" — er ist also bestimmt, den Frankfurter „Freunden seiner Jugend" vorgelegt zu werden und war wohl von einem intimen Brief an die Mutter begleitet.

Bey der unwiderstehlichen Vorliebe die jeder wohldenckende für sein Vaterland empfindet, würde es mir eine schmerzliche Verläugnung seyn eine Stelle auszuschlagen die jeder Bürger mit Freuden übernimmt und besonders in der jetzigen Zeit übernehmen soll, wenn nicht an der andern Seite meine hießigen Verhältniße so glücklich und ich darf wohl sagen über mein Verdienst günstig wären.

Des Herzogs Durchl. haben mich seit sovielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin ihnen soviel schuldig geworden daß es der größte Undanck seyn würde meinen Posten in einem Augenblicke zu verlassen da der Staat treuer Diener am meisten bedarf.

Dancken Sie also, ich bitte, auf das lebhafteste den würdigen Männern die so freundschaftliche Gesinnungen gegen mich zeigen, versichern Sie solche meiner aufrichtigsten Erkänntlichkeit und suchen Sie mir ihr Zutrauen für die Zukunft zu erhalten.

Sobald es die Umstände einigermassen erlauben werde ich den Empfindungen meines Herzens Genüge thun und mündlich und umständlich dasjenige vorlegen was in diesem Briefe nur oberflächlich geschehen konnte. Möge alles was meinen werthen Landsleuten gegenwärtig Sorge macht weit entfernt bleiben und uns allen der wünschenswerthe Friede wieder erscheinen. Leben Sie wohl.

Weimar d. 24. Dec. 1792.

Goethe.

706.

An F. H. Jacobi.

W. d. 1. Febr. 1793.

Heute erhalte ich deinen Brief und schreibe dir einige Worte die ich schon diese Tage mit mir herumtrage. Mit

der montägigen Post geht ein Packet ab, mit allerley wunderlichen Geburten des menschlichen Geistes die ich zum Theil deiner Bibliotheck einzuverleiben bitte. Andre Wercke werden bereitet und folgen nach und nach. Ich lasse dir die Zeichnungen kopiren in denen Meyer meine theoretischen Farben Speculationen in Praxin zu setzen anfing. u. s. w. Hierbey ein kleiner Aufsatz eines Mannes[1] von dem ich mir für deinen Sohn viel gutes verspreche. Über den Jenaischen Aufenthalt empfängst du nächstens Nachricht. Viel Danck für die Mittheilung des Briefes der Prinzess.[2] Ich wünschte ich käme mir selbst so harmonisch vor wie dieser schönen Seele und wäre neugierig zu wissen wie sie von mir dächte wenn wir ein Jahr zusammen gelebt hätten, in den ersten Tagen ist und bleibt immer viel Schein. Ihr kurzer Umgang ist mir sehr wohlthätig geworden und sie hat mir eine herzliche Neigung abgewonnen. Das kleine Gedicht,[3] wie überhaupt alles was ich nach meiner Art vorbrachte hat sie mit der besten Art aufgenommen, und mir ein unbegränztes Vertrauen eingeflößt und bewießen. Es freut mich daß dir und deinem Kreiße das kleine Gedicht wohlgefällt. Wir können nichts machen als was wir machen und der Beyfall ist eine Gabe des Himmels.

Seit einigen Tagen habe ich gleichsam zum erstenmal im Plato gelesen und zwar das Gastmal, Phädrus und die Apologie. Wie sonderbar mir dieser fürtreffliche Mann vorkommt möcht ich dir erzählen, ich habe Herdern mit meiner Parentation zu lachen gemacht. Darnach ging mirs aber wie jener Haußfrau, die Katze gewesen war und ihres

---

[1] Christ. Wilhelm Hufeland.

[2] Amalie, Fürstin von Gallitzin, von der Goethe eingehend in der „Campagne in Frankreich" erzählt. Er hatte sie Anfang Dezember in Münster aufgesucht.

[3] „Amor, nicht aber das Kind, der Jüngling, der Psychen verführte". — („Campagne in Frankreich", Abschnitt 2—10. Dezember.)

Mannes Tafel gegen eine Maus vertauschte, ich habe eine Arbeit[1] unternommen die mich sehr attachirt, von der ich aber nichts sagen darf biß ich ein Pröbchen schicke. Inzwischen war ich oft euretwegen in Sorgen und freue mich daß nun Hoffnung ist euch wo nicht ruhig doch sicher zu sehen. Die Aachner Begebenheiten sind albern genug. Leidet dein Sohn nicht bey diesen Händeln? Ich dancke dir für die Nachrichten die ich sorgfältig fortpflanzen werde. Sage mir manchmal ein Wort von deiner Lage und der Situation um dich her! Daß ich Georgen[2] nicht wie dich und die übrigen in deinem Hause im Geiste kann wandlen sehen thut mir leid. Grüße ihn und gedencket mein. Gewöhnlich wenn ich aufstehe besuch ich euch und sehe jedes in seiner Art kommen und wesen. Ich bin wohl und glücklich, meine Kleine[3] ist im Haußwesen gar sorgfältig und thätig, mein Knabe ist munter und wächst, Meyer ist fleißig und wir halten den bewußten Amor[4] recht fest zwischen uns. Meyer arbeitet einige treffliche Zeichnungen zu der neuen Quart Ausgabe von Wielands Wercken. Wenn die Platte von des Alten Portrait fertig ist erhältst du gleich einen Abdruck, der dir um einiges besser als der rohe Probedruck gefallen wird. Im Ganzen aber ist nicht zu läugnen was

---

[1] Reineke Fuchs. Am 2. Mai schreibt Goethe an Jacobi: „Du kannst dencken, wie ich fleißig war. Reineke ist fertig, in zwölf Gesänge abgetheilt und wird etwa 4500 Hexameter betragen. Ich schicke dir bald wieder ein Stück. Ich unternahm die Arbeit um mich das vergangne Vierteljahr von der Betrachtung der Welthändel abzuziehen und es ist mir gelungen." In der „Campagne in Frankreich" (11. Dez. 1792 bis 12. Mai 1793) berichtet Goethe, wie ihm „die Welt blutiger und blutdürstiger erschien als jemals" und daß er sich aus diesem „gräßlichen Unheil" durch seine Reineke-Fuchs-Dichtung zu retten suchte: „Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in diesen Hof- und Regentenspiegel zu blicken."

[2] Georg Jacobi war mit Fritz Stolberg auf Reisen.

[3] Wiederholt Bezeichnung für Christiane, so auch:

„Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine".

[4] Des vorhin erwähnten Gedichts.

du tadelst. Unter uns gesagt liegt aber der Fehler darin daß Lips nicht Zeit genug auf eine solche Platte wenden kann. Denn es gehört viel Zeit con amore einen Gegenstand natürlich darzustellen, wenn man den Schein davon in kürzerer Zeit durch Manier allenfalls vorbilden kann.

Lebe recht wohl und theile meine Grüße mit vollen Händen aus, nicht so bedächtlich wie Klärchen[1] die Frühstücke in Häufchen neben einander legt, welches doch an ihr als einer klugen Jungfrau nicht zu tadlen ist.

Empfiel mich allen Freunden. Für Herrn Grafen Nesselrode[2] leg ich Montags ein paar Bände von Alfieri[3] bey. Lebet wohl, gedencket mein beym Morgen und Abendkuße. Lebt wohl. G.

707.

An Christiane Vulpius.

d. 29. May 93.[4]

Ich bin nun wieder, meine beste, im Lager angelangt und es sieht ein gut Theil besser aus als vor dem Jahre. Man muß nur alles gute und bequeme was man zu Hauße verließ eine Zeitlang aus dem Sinne schlagen so kann es wohl angehen. Abwechslung giebt es genug und viel zu sehen und zu hören. Der Herzog ist recht wohl. Die Armee steht um eine große Stadt, über ein Paar Flüsse weg und man schießt Tag und Nacht. Ich wollte du wärst bey mir, so möchte das andre hingehn. Ich war in ein Dorf recht

---

[1] Jacobis Tochter Clara.
[2] In Düsseldorf.
[3] Der Dichter Vittorio Alfieri (1749—1803).
[4] Am 12. Mai hatte Goethe Weimar verlassen.

schön einquartiert da haben mich die Wanzen wie gewöhnlich heraus gejagt. Nun schlafe ich wieder im Zelte, angezogen, in einer Stroh Bucht und habe eine Decke die uns hoffe ich, bald wieder zusammen zudecken soll. Ich dencke viel an dich, küsse dich und den Kleinen in Gedancken.

Du wirst nun das zweyte Packet erhalten und dich gefreut haben. In Franckfurt steht noch das Bügeleisen, die Schue und Pantoffeln waren noch nicht fertig. Bald gehe ich wieder hinein und packe dir wieder ein Kästchen.

d. 31ten.

Heute Nacht sind wir unsanft geweckt worden. Die Franzosen attakirten das Hauptquartier, ein Dorf ohngefähr eine halbe Stunde von uns. Das Feuer war sehr lebhaft sie wurden endlich zurückgetrieben.

Deiner Bitte[1] eingedenck bin ich erst da es Tag war und alles vorbey hinunter geritten. Da lagen die armen Verwundeten und Todten und die Sonne ging hinter Maynz sehr prächtig auf.

Behalte mich lieb, ich werde mich um deinetwillen schonen denn du bist mein liebstes auf der Welt. Küsse den Kleinen. Ich hoffe wir sehen uns bald wieder. Ich schreibe dir von Zeit zu Zeit. G.

708.

An Christiane Vulpius.

3. Juni 93.

Dein Brief hat mich sehr gefreut, und die Nachricht daß ihr wohl seyd. Daß dir das Kleid gefallen hat kann

---

[1] „Geh' ja nicht in Krieg", heißt es wiederholt in den Briefen Christianens; wie die Sophien-Ausgabe mitteilt.

ich dencken. Du hast nun auch einen großen seidnen Schaal mit dem du die pfuy Teufelchen[1] zudecken kannst. Wenn ich wieder nach Franckfurt komme, will ich dir auch für etwas weises sorgen. Küsse den Kleinen, grüße Meyern! mich betrübts daß er wieder kranck ist. Ich bin recht wohl und wünsche bald wieder bey dir zu seyn. Lebe wohl. Behalte mich lieb und schreibe bald. Vor Maynz im Lager.

G.

709.

An Kirms.[2]

Es ist mir angenehm zu hören daß Sie sich wohl befinden und daß alles bey dem Theater in seiner Ordnung fortgeht, man muß auch für den Sommer das beste hoffen.

Veränderungen wünschte ich ohne dringende Ursachen nicht sobald und was Krügern[3] betrifft; so kann ich mich nach dem was vorgegangen nicht sogleich entschließen ihn wieder anzunehmen. Unser Theater ist seiner Verfassung nach ein respecktabel Institut und ich wünschte nicht daß unruhige Köpfe es für einen Taubenschlag ansähen wo man nur aus und einfliegen kann wie es beliebt. Schreiben Sie mir von Zeit zu Zeit wie es geht. Zur Übergabe von Maynz ist noch keine Hoffnung und eine Belagrung wenn sie auch noch unternommen wird eine langweilige und böse Sache. Unser gnädigster Herr sind wohl und munter. Leben Sie recht wohl.

Lager bey Marienborn d. 4. Jun. 1793.

Goethe.

---

[1] In Brief 691 (Bd. III, S. 300) nennt Goethe das die „nächsten Umstände“ und die „Krabskrälligkeit“.

[2] Franz Kirms, geb. 1750 in Weimar, seit 1789 Landkammerrat, seit 1791 Mitglied der Theaterkommission und geschäftlicher Leiter des Theaters.

[3] Schauspieler Carl Krüger.

710.

An Christiane Vulpius.

Im Lager bey Marienborn. d. 7 Jun. 93.

Mit jeder Gelegenheit schreibe ich dir ein Wort. Du must nun schon viel Briefchen von mir haben.

Nicht wahr das Kleid und der Schaal waren schön? Ich wünsche dir schönes Wetter daß du es oft anziehen kannst. Meine Mutter hat mir noch ein schönes Tischzeug mit zwölf Servietten geschenckt das kommt auch bald an, und sonst wird noch allerley gekrabselt.

Ich bin recht wohl und wünsche mir kein besser Leben wenn du nur in der Nähe wärst. Das Wetter ist schön.

Wären gewisse Umstände[1] nicht du müßtest mich besuchen. Wir müssen uns gedulden und hoffen daß wir uns bald wieder sehen.

Richte die Haußhaltung ein wie du es recht hältst und behalte auch die Magd da sie nötig ist und du mit ihr zufrieden bist.

Küsse den kleinen und lebe recht wohl.

Bey Maynz
d. 7. Jun. G.
93.

711.*

An F. H. Jacobi.

Im Lager bey Marienborn vor Maynz
d. 7. Juni 93.

Dein lieber Brief trift mich hier und giebt mir einen guten Morgen eben als ich mich von meinem Strohlager

[1] Die „nächsten Umstände“.

erhebe und die freundlichste Sonne in mein Zelt scheint. Ich schreibe gleich wieder und wünsche euch Glück zu dem schönen Frühling in Pempelfort, da wir indeß zwischen zerrissnen Weinstöcken, auf zertretnen, zu früh abgemähten Ähren uns herumtummeln, stündlich den Tod unsrer Freunde und Bekannten erwarten und ohne Aussicht was es werden könne von einem Tage zum andern leben. Das Wetter ist sehr schön, die Tage heiß, die Nächte himmlisch. Das werdet ihr auch so haben und den lieben Frieden dazu, den euch ein guter Geist erhalte und ihn auch dieser Gegend wiedergebe.

Der Beyfall den du meinem Bürgergeneral giebst ist mir viel werth. So ein alter Practikus ich bin, weiß ich doch nicht immer was ich mache, und dießmal besonders war es ein gefährliches Unternehmen. Bey der Vorstellung[1] nimmt sich das Stückchen sehr gut aus. Da du die vorhergehenden Stücke[2] nicht kennst muß ich dir Auskunft geben. Die beyden Billets sind ein Nachspiel nach dem französischen, von einem der sich Anton Wall nennt, ich weiß nicht ob er so heißt. Darin spielen Röse, Gürge, Schnaps. Derselbe Autor schrieb eine Fortsetzung der Stammbaum in welcher zu genannten Personen der alte Martin hinzukommt. Da nun diese Stücke, besonders das erste, ziemlich beliebt sind und die Charactere schon bekannt, ich auch keine Exposition brauchte, so nahm ich die Figuren als Masken, und that noch den Richter und den Edelmann hinzu, hielt mich aber so daß das Stück auch ohne die vorigen bestehen kann....

Den zweiten Gesang Reineckens sende ich wohl, auch, wenn ich meine Faulheit überwinden kann eine Elegie. Wenn du jenes Gedicht im Ganzen sehen wirst, hoff ich soll

[1] Die erste Weimarer Aufführung war am 2. Mai erfolgt.

[2] „Die beiden Billets“ und „Der Stammbaum“ von Anton Wall (1751 bis 1821). Der „Bürgergeneral“ erschien zuerst mit der Bezeichnung: „Zweite Fortsetzung der beyden Billets“.

es dir Freude machen. Ich sollte nur zu euch schiffen, so könnt ich es in den gewöhnlichen Betstunden vortragen. Wenn nur ein Rhein durch Westphalen nach Thüringen flösse.

Schreibe mir balde, nur grade hierher und besorge die Einlage mit meiner schönsten Empfehlung. Grüße die deinigen. Liebt mich. G.

712.

An Herder und Frau.

Eure Briefe, meine Lieben, mit dem zweiten Theile[1] kamen eben an, als ich den ersten übergeben mochte. Der Herzog dankt und grüßt. Nach dem letzten Überfall und veränderten Lager haben wir uns wieder angebaut. Ich habe ein hübsches Zelt, gerade gegen Sonnenaufgang gerichtet, bringe die einsamen Stunden des heißen Tages in einer großen, mit Fichtenreis beschützten Laube zu, die der Herzog zum Speisesaal errichten ließ. Oft bin ich im Hauptquartier; der General Kalkreuth[2] setzt sein gütiges Betragen gegen mich ununterbrochen fort. Ich sehe viel Menschen, höre und sehe, was begegnet, und bin sehr zufrieden hier zu sein und mich mit so vielen in Geduld zu fassen, da Ihr in der Ferne gewiß ungeduldiger seid. An Übergabe der Stadt, wie an Belagerung ist noch so bald nicht zu denken.

Dem Bürgergeneral wünscht' und hofft' ich Euren Beifall, und ist mir um so lieber, daß Ihr es gut zuerst habt spielen sehen. Die kleinen Productionen haben den Vortheil, daß sie fast eben so geschwind geschrieben als erfunden sind. Von dem Moment, in dem ich die erste Idee hatte, waren keine drei Tage verstrichen, so war es fertig. Ich hoffe,

[1] Der „Sammlung der Briefe zur Beförderung der Humanität".
[2] Friedrich Adolf Graf von Kalkreuth.

es soll mich weder ästhetisch noch politisch reuen, meiner Laune nachgegeben zu haben.

Ich habe meinen Genius verehrt, daß er mich unterwegs sowohl als in Weimar den Propheten[1] nicht antreffen ließ. — Die Welt ist groß; laßt ihn lügen drin! — Wo sich dieses Gezücht hinwendet, kann man immer voraus wissen. Auf Gewalt, Rang, Geld, Einfluß, Talent pp. ist ihre Nase wie eine Wünschelruthe gerichtet. Er hofirt der herrschenden Philosophie schon lange. Dagegen hat aber auch Kant seinen philosophischen Mantel, nachdem er ein langes Menschenleben gebraucht hat, ihn vor mancherlei sudelhaften Vorurtheilen zu reinigen, freventlich mit dem Schandfleck des radicalen Bösen beschlabbert, damit doch auch Christen herbeigelockt werden, den Saum zu küssen.[2]

Denn so ist es beschaffen, so wird es bleiben und also —. Die Obelisken und Asterisken an Reineke gehe ich fleißig durch, und corrigire nach Einsicht und Laune. Ohne diese Beihülfe des critischen Bleistifts wäre ich nicht im Stande meinen Verbesserungswillen zu richten und zu fixiren. Lebet wohl. Empfehlt mich den Herzoginnen und den Freunden.

Anfangs war hier sehr kühles Wetter, nun ist es heiter und heiß, was ich denn sehr wohl ertragen kann. Grüßt die Kinder. Tausendmal Adieu.

Bei Marienborn den 7. Juni 93. G.

713.

An Christiane Vulpius.

Du hast recht wohl gethan an meine Mutter zu schreiben, sie wird es ja wohl lesen können. Sie ist dir recht gut

---

[1] Lavater, der sich auf einer Reise nach Kopenhagen befand.

[2] Gemeint ist Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (Königsberg 1793).

denn ich habe ihr erzählt wie du so brav bist und mich so glücklich machst.[1]

Ich wünsche daß dein Übel am Fuße bald vergehen möge, es ist mir recht betrübt zu wissen daß du leidest.

Küsse den Kleinen und halte ihn wohl ich freue mich euch wieder zu sehen.

Schreibe mir auch etwas von den Gärten, ich höre gern daß im Hause die Arbeit hinter einander weg geht.

Wir haben hier ein unruhiges Leben und doch herzlich langweilig mit unter. Lebe wohl ich habe dich über alles lieb.

d. 14. Jun. 93. G.

714.

An J. G. Herder.

Mein Unglaube ist durch die Art, wie der Herzog und einige andre, die in der leidigen Kriegsarbeit begriffen sind, dein Buch[2] aufgenommen haben, glücklich beschämt worden. Ich schicke hier seinen Brief. Fahre ja fort, deine Sammlungen zu bearbeiten und laß sie immer so wohlthätig sein.

Mein Leben ist sehr einfach. Ich komme nun fast nicht mehr vom Zelte weg, corrigire an Reineke und schreibe optische Sätze. Die Situation auf unsrer Seite habe ich zu wiederholtenmalen gesehen, über das Wasser bin ich noch nicht gekommen außer bei einer schönen Partie ins Rheingau. Wir fuhren zu Wasser bis Rüdesheim, probirten die Keller

---

[1] Christiane hatte in der Freude über die ihr von Goethes Mutter gesandten Geschenke an Frau Aja geschrieben, worauf diese ihr am 20. Juni zum ersten Male schrieb. Der Brief beginnt: „Daß Ihnen die überschickten Sachen Freude gemacht haben, war mir sehr angenehm — tragen Sie dieselben als ein kleines Andencken von der Mutter desjenigen den Sie Lieben und hochachten und der wircklich auch Liebe und Hochachtung verdient."

[2] Vergl. Brief 712.

durch, fuhren an den Mäusethurm, dann auf Bingen. Und zu Land nach dem Lager zurücke. Wir kamen eben zurechte, als die Franzosen einen Ausfall auf das Stift zum heiligen Kreuz thaten und es wegbrannten.

Ich sehe viele Menschen, zu denen ich wenig Beziehung habe. Sehne mich nach meiner Camera obscura, und was dem anhängig ist. Lebet wohl und genießet der Ruhe hinter der Kirche. Möchte ich doch auch schon Koppenfelsens Scheune statt dieser Berge, Flüsse, Städte und Plainen wieder vor dem Auge haben.

den 15. Juni 93. G.

715.

An Christiane Vulpius.

d. 22. Juni 93 bey Marienborn.

Deinen Brief vom 14ten erhalte ich eben. Es ist recht gut daß man sich doch ein Wort sagen kann, wenn es gleich fatal genug ist daß die Tage und Nächte vergehen ohne daß man beysammen ist. Deine Briefe hab ich alle erhalten und mich ihrer gefreut, ich habe dir auch oft geschrieben und du wirst meine Briefe nach und nach empfangen. Ich hoffe dich bald wieder zu sehen, richte mir daß Hauswesen nur recht gut ein und putze mir recht auf, daß ich mich freue wenn ich zurückkomme, und das untröstliche vergesse das ich hier täglich und stündlich sehen muß.

Ich bin ruhig und sicher, glaube den Leuten nicht die alles vergrößern, vorzüglich üble Nachrichten, ich werde mich nicht muthwillig in Gefahr begeben, es lobt einen niemand darum und man hat nur den Schaden.

Sage deinem Bruder[1] er möge mir nur manchmal von unserm Theaterwesen ein Wort melden.

Küsse den Kleinen und erzähle ihm vom Vater daß er ihn lieb behält.

Behalte mich auch lieb. Denn das ist das Beste für dich und für mich. Das Gute in der Welt ist viel schmäler gesät als man denckt, was man hat muß man halten.

Lebe wohl liebes Kind. Die Zeit wird mir lang biß ich zu dir komme. G.

Wir haben seit 10 Tagen sehr bös Wetter, kalt und regnicht, daß es höchst unangenehm zu leben ist.

716.

An C. G. Voigt.

Wie selig kann man seine Freunde preisen die wenigstens das Unheil nicht mit Augen sehen das in dieser Gegend und nun auch in dem unglücklichen Maynz angerichtet wird. Ihre gütigen Briefe zeigen mir Sie auf dem gewöhnlichen ruhigen, obgleich mitunter beschwerlichen Pfade der bürgerlichen Geschäfte und des häußlichen Lebens, möge ein gutes Geschick Sie lange drauf erhalten.

Mich wandelt in meiner jetzigen Lage eine Art Stupor an und ich finde den trivialen Ausdruck: der Verstand steht mir still, trefflich um die Lage meines Geistes auszudrucken.

Die Hälfte der schönen und wohlgelegnen Stadt mag nun wohl schon verbrannt seyn der Erfolg muß diesen grimmigen Entschluß rechtfertigen. Die Situation der emigrirten Maynzer ist die traurigste von der Welt.

---

[1] August Vulpius (Bd. III, S. 86).

Von Kälte und Nässe haben wir seit 14 Tagen sehr gelitten nun ists wieder schön doch abwechselnd.

Seit dem Anfange der eigentlichen Belagrung haben unsre Jäger auf ihrem gewöhnlichen Posten weniger Gefahr als vorher. Es wollte einigen gar nicht schmecken. Einer der sich ziemlich gut gehalten hat Nahmens Blumenstein hat um den Trauschein gebeten, er lebt schon lange mit einem Mädchen die Güntherinn heißt. Durchl. sind geneigt ihm zu willfahren, hätten Sie wohl die Gütigkeit zu sorgen? daß dem Mädchen das er schwanger zurückgelassen biß zu seiner Rückkunft von Stadtraths wegen kein Leid geschehe. Es gehen jetzt soviel Weltbürger zu Grunde daß man den neu eintretenden wohl ihre Ankunft facilitiren kann.

Gores[1] rühmen sehr Ihre gütige Sorge für den Haußbau.

Wie steht es mit dem Verkaufe des kleinen Haußes neben dem meinigen?

Ich läugne nicht daß ich bald wieder zurückzukehren wünsche.

Leben Sie recht wohl. Das Paquet war geschlossen, vielleicht bin ich bald so glücklich die Übergabe von Maynz zu melden.

Marienborn 3. Jul. 93. G.

717.

An Christiane Vulpius.

Marienborn d. 3. Jul. 93.

Du bist ein recht liebes Kind daß du mir soviel schreibst dagegen sollst du auch wieder gleich von mir einen Brief haben.

---

[1] Familie Charles Gore (Bd. III, S. 85).

Das Wetter war 14 Tage hier eben so schlimm als es bey Euch nur seyn konnte. Erst verfror der Weinstock und dann hatten wir Kälte, Regen, Sturm und mußten unter unsern Zelten viel erdulden. Jetzt ist es desto schöner, nicht gar zu heiß. Besonders sind die Nächte gar angenehm. Wenn wir nur nicht das traurige Schauspiel ansehen müßten daß alle Nacht die Stadt bombardirt wird und nun so nach und nach vor unsern Augen verbrennt. Die Kirchen, die Thürme, die ganzen Gassen und Quartiere eins nach dem andern im Feuer aufgeht. Wenn ich dir einmal davon erzähle wirst du kaum glauben daß so etwas geschehen könne. Tröste dich ja über deine Gurcken und sorge recht schön für alles, du machst mir recht viel Freude dadurch. Wir wollen ja aneinander fest halten, denn wir fänden es doch nicht besser. Behalte mich ja lieb wie ich dich. Meine Mutter hat dir geantwortet,[1] es wird dich gefreut haben. Sie denckt gar gut gegen dich. Wenn kein Zwirn bey den Sachen lag, so muß ich ihn vergessen haben einzupacken vielleicht liegt er noch zu Hause bey dem Bügeleisen und andern Sachen.

Wegen des Häußchens habe ich dem Herrn Geh. Ass. Rath Voigt geschrieben. Den Wein kann ich nicht schicken biß die Hitze nachläßt. Grüße aber indeß den Bauverwalter und sage ihm daß er ein Fäßchen haben soll. Er mag doch auch mit dem Gärtner ein vernünftig Wort reden, daß nichts stockt.

Nimm dich auch hübsch in Acht daß du dir und dem Ankommenden nicht schadest, küsse den Kleinen und behalte mich recht lieb.

G.

---

[1] Vergl. Brief 713, S. 24.

718.*

An F. H. Jacobi.

Schon zweymal habe ich dir aus dem Lager geschrieben d. 5. und d. 7. Juni und noch keine Antwort von dir erhalten daran mir gelegen wäre. Bey uns geht es von der einen Seite lustig von der andern traurig zu, wir stellen eine wahre Haupt und Staatsaction vor, worin ich den Jaques (s. Schäckesp. wie es euch gefällt oder die Freundinnen) nach meiner Art und Weise representire.[1] Im Vordergrunde hübsche Weiber und Weinkrüge und hinten Flammen, grade wie Loth mit seinen Töchtern vorgestellt wird.

Hier sende ich einen Bürgergeneral. Das Stück thut wie ich höre gute Wirckung. Es ist mir lieb daß ich mich nicht verrechnet habe. Ich arbeite fleißig in aestheticis, moralibus und physicis und würde auch in historicis etwas thun, wenn dieß nicht das undanckbarste und gefährlichste Fach wäre. Lebe wohl grüße die deinen, behaltet mich lieb.

Lager bey Marienborn d. 7. Jul. 93. G.

... Eigentlich sollte ich Schlossern besuchen, ich fürchte mich aber davor. Seine eine Tochter[2] ist tödlich kranck und es wäre mir entsetzlich meine Schwester[3] zum zweyten mal sterben zu sehen. Meine Mutter hat mir Briefe von dem Kinde gezeigt die höchst rührend sind.

Es ist mir lieb daß Max[4] auch in meiner Abwesenheit sich zu den meinigen hält. Auf der kleinen Insel des festen

---

[1] Gemeint ist die Eingangsscene des 4. Aktes, worin Jaques sagt: „... es ist eine Melancholie nach meiner Weise, aus mancherlei Ingredienzien bereitet" ꝛc.

[2] Die sechzehnjährige Julie.

[3] Cornelie, Schlossers erste Gattin, war am 8. Juni 1777 gestorben. (Band II, Seite 77).

[4] Jacobis in Weimar lebender Sohn.

Landes die sie bewohnen ist er gern gesehen und gut aufgehoben. Mein Knabe ist ein glückliches Wesen, ich wünsche daß er mit seinen schönen Augen viel schönes und gutes in der Welt sehen möge.

... Von Lavaters Zug nach Norden habe ich gehört, auch daß er den Philosophen des Tags unterwegs gehuldigt hat.[1] Dafür werden sie ihm ja auch gelegentlich die Wunder durch eine Hinterthüre in die Wohnung des Menschenverstandes wieder hereinlassen, werden fortfahren ihren mit vieler Mühe gesäuberten Mantel, mit dem Saume wenigstens, im Quarcke des radikalen Übels schleifen zu lassen. Er versteht sein Handwerck und weiß mit wem er sich zu alliiren hat. Übrigens ist, wie bekannt, alles erlaubt, damit der Nahme des Herrn verherrlicht werde. Er hat auch in Weimar spionirt, unser entschiedenes Heidenthum hat ihn aber so wie das allgemeine Mißtrauen bald verscheucht....

719.

An Christiane Vulpius.

Im Lager bey Marienborn d. 10. Jul. 93.

Es ist mir sehr angenehm oft von dir zu hören und ich schreibe dir auch gern dir zu sagen daß ich dich liebe und mich wieder zu dir sehne. Wir haben jetzt schön Wetter fast zu heiß. Es wird Tag und Nacht kanonirt, die Stadt aber hält noch immer fest. Du bist recht gut daß du mir viel schreibst und mir sagst wie es im Hause aussieht. Putze mir nur den Saal recht auf denn ich freue mich besonders darauf. Nach und nach wird unser Haus recht hübsch werden und du wirst mich immer recht lieb behalten.

[1] Lavater hatte in Jena den Philosophie-Professor C. L. Reinhold aufgesucht.

Das Zeug zu den Betten wird meine Mutter schicken und ein Tafelzeug. Auch wenn die Einquartierung vorbey ist kriegen wir noch ein Paar Unterbetten und Küssen die schon für mich bestimmt waren.

Ich bin recht wohl und hoffe das Gleiche von dir und dem Kleinen. Küsse ihn recht herzlich und grüße ihn vom Vater. Lebe wohl mein Liebchen ich habe dich herzlich lieb.

G.

Du weißt vielleicht schon daß der arme Moriz[1] todt ist.

720.

An F. H. Jacobi.

Wenn du gegenwärtiges erhälst wirst du lange wissen daß Maynz wieder in deutschen Händen ist. Wir wollen uns alle einander Glückwünschen. Hierbey kommt die Lehre der farbigen Schatten.[2] Du korrigirst wohl die Abschrift im Durchlesen, ich kann sie nicht wieder durchsehen. Ich möchte daß du mir deine motivirte Meynung sagtest und verschafftest daß andre Menschen sich auch darüber herausließen. Du sahst schon ehmals bey meinem Vortrag und wirst jetzt noch mehr finden, welch ein Schritt durch diesen Aufschluß in der Wissenschaft gethan ist. Ich werde eine meiner Batterien nach der andern auf die alte theoretische Festung spielen lassen und ich bin meines Succeßes zum Voraus gewiß.

Lebe wohl. Liebe mich. Verzeih wenn ich dir nicht von der Capitulation pp schreibe, ich habe meine Gedancken schon ganz weg aus dieser Gegend gewendet, mein Körper wird auch bald folgen. Lager Marienborn 24. Jul. 93.

G.

---

[1] Karl Philipp Moritz (Bd. III, S. 130) war am 26. Juni in Berlin gestorben.

[2] Später in Kap. IV der ersten Abteilung des „Entwurfes einer Farbenlehre".

721.

An Christiane Vulpius.

Franckfurt d. 9. Aug. 1793.

Deinen lieben Brief vom 25 ten find ich erst hier nachdem er mich überall gesucht hat. Ich kann nun hoffen balde bey dir zu seyn und mich mit dir zu freuen. Deine Schue, das Bügeleisen und andre Kleinigkeiten bringe ich mit, auch ist der Säbel für den Kleinen fertig. Grüße ihn recht schön und halte ihm allerley Thiere, da er Freude daran hat. Wie sehr verlange ich wieder nach Ruhe bey dir denn es geht alles so confus um mich her. Ich schicke dir ein Spaßchen ein Paar Blätter mit Devisen. Behalte mich lieb und laß mich das Haußwesen recht ordentlich und zierlich finden. Es ist doch gar schön wenn man seiner Geliebten wieder näher kommt. Im nächsten hörst du mehr. Lebe wohl. Meine Mutter grüßt. G.

722.

An Christiane Vulpius.

Franckfurt d. 16. Aug. 93.

Noch bin ich hier, mein liebes Herz und befinde mich bey meiner Mutter, bey alten und neuen Freunden ganz wohl. Wenn du bey mir wärest so möchte ich wohl noch gern eine Weile hier bleiben, so aber wird mirs gar zu lange biß ich dich wieder habe und dencke bald weg zu gehen und dich wieder in meine Arme zu schließen. Deine Briefe habe ich erhalten und freue mich herzlich daß du wohl bist und dich im Hauße beschäftigst. Ich verlange recht das

neue Zimmer zu sehen es muß hübsch geworden seyn. Wir wollen bald wieder im Stillen vergnügte Tage zusammen verleben. Lebe wohl. Küsse den Kleinen, Grüße Herrn Meyer und behalte mich lieb wie ich dich. G.

723.

An Wieland.

Beyliegende drey Gesänge Reinickes wollte ich erst recht sauber abschreiben lassen und nochmals durchsehen, eh ich sie, lieber Herr und Bruder deiner Sanction unterwürfe. Da man aber in dem was man thun will meist einige Schritte zurückbleibt, so sende ich sie in einem etwas unreineren Zustand. Du hast die Güte sie, den kritischen Griffel in der Hand, zu durchgehen, mir Wincke zu weiterer Korrectur zu geben und mir zu sagen: ob ich die Ausgabe dieser Arbeit beschleunigen, oder sie noch einen Sommer solle reifen lassen. Du verzeihst daß ich mich eines alten Rechts bediene das ich nicht gern entbehren möchte und weißt welchen großen Werth ich auf deine Bemerckungen und deine Beystimmung lege. Ich gehe auf einige Tage nach Jena, bey meiner Rückkunft frage ich an. Vale fave
d. 26. Sept. 93. Goethe.

724.

An Friedrich v. Stein.

Weimar, den 23. October 1793.

Ich habe mich sehr gefreut, einen Brief von dir zu sehen, um so mehr als mir deine Mutter sagte, du seyest unterwegs[1] krank geworden; ich wünsche, daß du bald völlig

[1] Fritz hatte am 10. September von Weimar aus die Reise nach Hamburg angetreten, wo er die Handelsakademie von Busch besuchte.

mögest von dem Anfall geheilt seyn, und hoffe, daß du einen geschickten Arzt gebrauchst.

Schreibe mir, wie du deinen Hamburger Aufenthalt benutzest, da die Einrichtung der Hamburger Akademie nicht so viel gewährt, als die Ankündigung hoffen ließ. Das große Leben und Treiben um dich her wird dich bei aufmerksamer Betrachtung über Tausend Dinge am besten belehren.

Versäume nicht die mancherlei Rechnungsarten kennen zu lernen und sie zu üben, daß du sie bequem übersehen und beurtheilen kannst. Schreibe mir, wie du vorwärts kommst. Das reelle Verhältniß, das große Kaufleute als kleine Puissancen zu den Welthändeln haben, wird dir auch die politischen Begebenheiten interessanter machen, wenn du den unmittelbaren Einfluß in die Comptoire und Cassen deiner Freunde und Bekannten sehen wirst.

Herr Sibeking[1] mag ein reicher und gescheuter Mann seyn, so weit ist er aber doch noch nicht gekommen, einzusehen, daß das Lied: Allons, enfans etc. in keiner Sprache wohlhabenden Leuten ansteht, sondern blos zum Trost und Aufmunterung der armen Teufel geschrieben und komponirt ist. Es kommt mir das Lied an wohlbesetzter Tafel eben so vor, wie die Devise eines Reichen: pain bis et liberté, oder eines Erzjuden: „Wenig aber mit Recht."

Da du nun auf dem Markte alles guten Eßbaren bist, so gedenke auch an uns. Erkundige dich was die guten englischen Chester-Käse kosten, und was für Arten von getrockneten Fischen man besonders jetzt zu Winterszeit verschreiben kann, welche Tage der Postwagen geht u. s. w. Ich gebe dir sodann einiges Geld in Verlag, und du sendest mir dann von Zeit zu Zeit etwas in die Küche.

Lebe wohl, schreibe mir bald wieder. G.

---

[1] Große Hamburger Handelsfirma Georg Heinrich Sieveking.

725.*

An F. H. Jacobi.

... Reinecke Fuchs naht sich der Druckerpresse. Ich hoffe er soll dich unterhalten. Es macht mir noch viel Mühe, dem Verse die Aisance und Zierlichkeit zu geben die er haben muß. Wäre das Leben nicht so kurz, ich ließ ihn noch eine Weile liegen, so mag er aber gehen daß ich ihn los werde.

Um etwas unendliches zu unternehmen habe ich mich an den Homer gemacht. Da hoffe ich nun in meinem übrigen Leben nicht zu darben.

Daß du dich mit Schlossern gut gefunden hast freut mich sehr für beyde, auch mir hat seine Gegenwart sehr wohl gethan, denn man fühlt bald daß seine Strenge einen sehr zarten Grund bedeckt.

Nun lebe fein wohl grüße die deinen und schreibe mir bald. W. d. 18. Nov. 93.

Goethe.

726.

An F. H. Jacobi.

Wie sehr du mich mit deinem Woldemar[1] überrascht hast hätte ich dir gern schon lange gesagt wenn ich nicht über dem Vorsatz recht ausführlich zu schreiben gar nicht ans Schreiben gekommen wäre. Also nur geschwind damit das Stillschweigen unterbrochen werde, meinen einfachen herzlichen Danck. Was so ein Wort, das uns an frühere

[1] „Woldemar“ war 1794 in Königsberg in umgearbeiteter Ausgabe erschienen.

Zeiten[1] so lebhaft erinnert, alles aufregt! und was man darüber so gern schwäzte! Geschrieben ist es ganz fürtrefflich, wie von jedermann mit Bewundrung anerkannt wird. Habe Danck daß du bey einer so schönen Gelegenheit unsrer alten Freundschaft gedencken wollen und fahre fort mich zu lieben wie ich dich. Grüße alles und lebe wohl.

W. d. 26. Apr. 1794. Goethe.

727.*

An J. G. Herder.

(Mai.)

Recht herzlich dancke ich für deinen Dichter,[2] er bleibt bey jedem Wiedergenuß derselbe, und wie die Ananas erinnert er einen an alle gutschmeckende Früchte ohne an seiner Individualität zu verliehren.

An eben dem Tage erhalte ich das zweite Buch Lukrezens von Knebel und komme in Versuchung dir das erste Buch meines Romans[3] zu schicken, das nun umgeschrieben noch manches Federstriches bedarf nicht um gut zu werden sondern nur einmal als eine Pseudo confession mir vom Herzen und Halse zu kommen.

... Wolltest du Sonntag Mittags mit mir essen, so lüde ich Knebeln ein und wir verschwäzten einige Stunden, ohngedenck der vielen Hälse und Beine die es jezt an allen Orten und Enden der armen Menschheit kostet. G.

---

[1] Vergl. die „Kreuzerhöhungsgeschichte" (Bd. II, S. 259).

[2] Jakob Balde, Jesuitenprediger (1604—1668), dessen beste lateinische Dichtungen Herder übersetzte und in der „Terpsichore" 1795—96 veröffentlichte. Goethe schrieb über ihn an Charlotte v. Kalb: „Die Bekanntschaft mit diesem vergessenen Landsmanne wird bey jedem Epoche machen der Poesie liebt und Menschheit ehrt."

[3] „Wilhelm Meister".

728.

An F. H. Jacobi.

(23. Mai.)

Nur einen herzlichen Gruß mit beykommender Schrift.[1] Möchtest du liebes Nicht ich gelegentlich meinem Ich etwas von deinen Gedancken darüber mittheilen. Lebe wohl und grüße alle die guten und artigen Nicht ichs um dich her.[2]

Max ist wohl und brav und fleißig.

G.

* * *

„Alle meine Wünsche und Hoffnungen übertraf das auf einmal sich entwickelnde Verhältniß zu Schiller, das ich zu den höchsten zählen kann, die mir das Glück in späteren Jahren bereitete."

So beginnt Goethe seine Darstellung „Erste Bekanntschaft mit Schiller" (Paralipomena zu den Annalen). Er erzählt, wie er nach seiner Rückkunft aus Italien, wo er sich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, neuere und ältere Dichterwerke in großem Ansehen, von ausgebreiteter Wirkung fand: „ich nenne nur Heinses ‚Ardinghello' und Schillers ‚Räuber'. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm; dieser, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen suchte, recht in vollem hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte ... Man denke

---

[1] Fichtes „Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sog. Philosophie".

[2] Anspielung auf Fichtes Fundamentalsatz, daß „nur das Ich ist". Als in der Neujahrsnacht 1795 eine Anzahl Studenten Fichte die Fenster mit Steinen eingeworfen hatten, nannte Goethe das in seinen Tage- und Jahresheften „die unangenehmste Weise, von dem Dasein eines Nicht-Ichs überzeugt zu werden".

sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzuteilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt."

Im Verlauf seines Berichts bemerkt Goethe in Bezug auf sich und Schiller: „Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in eines nicht zusammenfallen können. Daß aber doch ein Bezug unter ihnen stattfinde, erhellt aus folgendem." Und nun erzählt er, wie sie sich in Jena in der Naturforschenden Gesellschaft getroffen, wie sie gemeinsam von dort fortgegangen wären und Schiller gemeint habe, eine so zerstückelte Art die Natur zu behandeln, könne den Laien nicht anmuten. Goethe hatte erwidert, daß sie selbst den Eingeweihten unheimlich bleibe und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darzustellen. Von dem Gespräch angeregt, hatte Goethe Schiller in dessen Zimmer begleitet und ihm von seiner Metamorphose der Pflanzen gesprochen. Schiller aber erwiderte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee." Und Goethe bezwang den Unmut und meinte, das könne ihm sehr lieb sein, daß er Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe. In dieser Scene giebt sich schon der große Unterschied der beiden Naturen kund. Und Goethe erzählt dann weiter: „Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas vermittelndes, bezügliches obwalten! Der erste Schritt war gethan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten. — Seine Gattin trug das ihrige bei zu dauerndem Verständniß; alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir, durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat."

Die Aufforderung zur Teilnahme an den „Horen" bildet den Inhalt von Schillers erstem Brief an Goethe:

Hochwohlgebohrner Herr,

Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath.

Beiliegendes Blatt enthält den Wunsch einer, Sie unbegrenzt hochschätzenden, Gesellschaft, die Zeitschrift, von der die Rede ist, mit Ihren Beyträgen zu beehren, über deren Rang und Werth nur Eine Stimme unter uns seyn kann. Der Entschluß Euer Hochwohlgebohren, diese Unternehmung durch Ihren Beytritt zu unterstützen, wird für den glücklichen Erfolg derselben entscheidend seyn, und mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen wir uns allen Bedingungen, unter welchen Sie uns denselben zusagen wollen.

Hier in Jena haben sich die HH. Fichte, Woltmann und von Humboldt zur Herausgabe dieser Zeitschrift mit mir vereinigt, und da, einer nothwendigen Einrichtung gemäß, über alle einlaufenden Mscrpte die Urtheile eines engern Ausschusses eingehohlt werden sollen, so würden Ew. Hochwohlgebohren uns unendlich verpflichten, wenn Sie erlauben wollten, daß Ihnen zu Zeiten eins der eingesandten Mscrpte dürfte zur Beurtheilung vorgelegt werden. Je größer und je näher der Antheil ist, dessen Sie unsre Unternehmung würdigen, desto mehr wird der Werth derselben bei demjenigen Publicum steigen, dessen Beyfall uns der wichtigste ist. Hochachtungsvoll verharre ich

Euer Hochwohlgebohren
gehorsamster Diener und aufrichtigster Verehrer

Jena. 13. Jun. 94.

F. Schiller.

Darauf Goethe:

729.

An Schiller.

Ew. Wohlgeb.

eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht, sowohl auf die Zeitschrift welche Sie herauszugeben gedencken, als auf die

Theilnahme zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und von ganzem Herzen von der Gesellschaft seyn.

Sollte unter meinen ungedruckten Sachen sich etwas finden das zu einer solchen Sammlung zweckmäßig wäre, so theile ich es gerne mit; gewiß aber wird eine nähere Verbindung mit so wackern Männern, als die Unternehmer sind, manches, das bey mir ins Stocken gerathen ist, wieder in einen lebhaften Gang bringen.

Schon eine sehr interessante Unterhaltung wird es werden sich über die Grundsätze zu vereinigen nach welchen man die eingesendeten Schriften zu prüfen hat, wie über Gehalt und Form zu wachen um diese Zeitschrift vor andern auszuzeichnen und sie bey ihren Vorzügen wenigstens eine Reihe von Jahren zu erhalten.

Ich hoffe bald mündlich hierüber zu sprechen und empfehle mich Ihnen und Ihren geschätzten Mitarbeitern aufs beste.

W. d. 24. Jun. 1794. Goethe.

730.

An Johann Gottlieb Fichte.[1]

Für die übersendeten ersten Bogen der Wissenschafslehre danke ich zum besten; ich sehe darin schon die Hoffnung erfüllt, welche mich die Einleitung fassen ließ.

Das Übersendete enthält nichts, das ich nicht verstände oder wenigstens zu verstehen glaubte, nichts, das sich nicht an meine gewohnte Denkweise willig anschlösse.

Nach meiner Überzeugung werden Sie durch die wissenschaftliche Begründung dessen, worüber die Natur mit sich selbst in der Stille schon lange einig zu sein scheint, dem menschlichen Geschlechte eine unschätzbare Wohlthat erweisen

[1] Der als Reinholds Nachfolger Professor der Philosophie in Jena geworden war.

und werden sich um jeden Denkenden und Fühlenden verdient machen. Was mich betrifft, werde ich Ihnen den größten Dank schuldig sein, wenn Sie mich endlich mit den Philosophen versöhnen, die ich nie entbehren und mit denen ich mich niemals vereinigen konnte.

Ich erwarte mit Verlangen die weitere Fortsetzung Ihrer Arbeit, um manches bei mir zu berichtigen und zu befestigen, und hoffe, wenn Sie erst freier von dringender Arbeit sind, mit Ihnen über verschiedene Gegenstände zu sprechen, deren Bearbeitung ich aufschiebe, bis ich deutlich einsehe, wie sich dasjenige, was ich zu leisten mir noch zutraue, an dasjenige anschließt, was wir von Ihnen zu hoffen haben.

Da ich mit Freuden theil an der Zeitschrift nehme, die Sie in Gesellschaft würdiger Freunde herauszugeben gedenken, so wird auch dadurch eine wechselseitige Erklärung und Verbindung beschleunigt werden, von der ich mir sehr viel verspreche. Leben sie recht wohl.

Weimar, den 24. Juni 1794.

Goethe.

731.

An Charlotte v. Kalb.

Hier, liebe Freundin, kommt Reinecke Fuchs[1] der Schelm und verspricht sich eine gute Aufnahme. Da dieses Geschlecht auch zu unsern Zeiten bei Höfen, besonders aber in Republiken sehr angesehn und unentbehrlich ist; so möchte nichts billiger sein, als seine Ahnherrn recht kennen zu lernen.

Von Fichtens philosophischen Blättern sende ich nichts, wenn Sie von dem Inhalte irgend Notiz nehmen wollen,

---

[1] Bd. II der „Neuen Schriften" (Berlin, Unger).

so wird ein mündlicher Vortrag höchst nöthig sein. Seine Nachbarschaft ist mir sehr angenehm und bringt mir manchen Nutzen; es konversirt sich auch mit ihm sehr gut und da er uns verspricht den Menschenverstand mit der Philosophie auszusöhnen, so können wir Andre nicht aufmerksam genug sein.

Leben sie recht wohl und gedenken mein. Gustel[1] ist wohl, froh und klar, wünschen Sie ihm mit mir daß er so bleiben könne.

Noch muß ich sagen, daß seit der neuen Epoche auch Schiller freundlicher und zutraulicher gegen uns Weimaraner wird, worüber ich mich freue und in seinem Umgange manches Gute hoffe. Leben Sie recht wohl und kommen bald mit uns zu genießen was wir auch besitzen und erwerben mögen.

W. d. 28. Juni 1794. G.

732.

An Christiane Vulpius.

Wörliz Mittwoch d. 30. Jul. 94.

Wir haben hier schöne Tage und mancherley Vergnügen gehabt, morgen gehen wir nach Dessau wo der Cattun wird gekauft werden und ich schreibe diesen Brief weil ich Herteln[2] das Packet mitgeben will, das du Sonntags haben kannst, denn die Herzoginn geht Freytag von Dessau ab. Laß dir gleich ein Hauskleid machen damit mein Kind geputzt ist wenn ich wieder komme.

Sonnabends geh ich mit dem Herzog nach Dresden. Von da schreibe ich dir wie mir es weiter geht. Befinde

[1] Goethes kleiner August.
[2] Hofbedienter.

dich recht wohl, grüße den Kleinen und mache daß alles recht hübsch sey wenn ich wiederkomme. Es ist nichts bessers als sich lieb haben. Adieu G.

Dessau Freytag d. 1. Aug. 94.

Das Packet wurde nicht fertig und so konnt es Hertel nicht mitnehmen es geht mit der Post und du wirst es zu deinem Geburtstag erhalten, zu dem ich dir Glück wünsche. Auch ein Paar Halstücher sind dabey, ohne die konnte es wohl nicht abgehen. Lebe wohl. Liebe mich. Küsse den Kleinen.

G.

733.

An Weyrauch.[1]

Auf Ihr an mich erlassnes zutrauliches Schreiben kann ich Ihnen, mein lieber Herr Weyrauch, mit eben der Offenheit sogleich antworten.

Sie wissen daß ich Sie und Ihre Frau ungern verlohr, sowohl weil ich uns den Genuß Ihrer Talente ungern entzogen sah, als weil eine neue Einrichtung des Personals viel Unannehmlichkeiten verursacht. Nun sind zwar Ihre und Ihrer Frauen Fächer wieder besetzt, allein ich habe längst gewünscht mehrere gute Schauspieler auf unsrem Theater neben einander zu sehen. Denn wie manche Opern müssen aus Mangel eines vollständigen Personals zurückbleiben und wie sehr muß das Publikum durch die Unpäßlichkeit eines Schauspielers leiden wenn er mit Rollen überhäuft und gar keine Abwechslung möglich ist.

Diese Betrachtungen erhalten bey mir ein noch weit größeres Gewicht durch die Vorsprache unserer gnädigsten

[1] Weyrauch war mit seiner Frau zur Zeit in Frankfurt a. M. engagiert nachdem er bis Ostern 1794 in Weimar thätig gewesen.

Herzoginn, und ich nehme Ihr Anerbieten mit Vergnügen an und engagire Sie auf die ehmaligen Bedingungen[1] auf drey Jahre von Michaelis an in der Voraussetzung daß Sie meiner Einsicht und meinem, gewiß immer billigen, Ermessen anheimgeben Ihre und Ihrer Frauen Talente nach der jedesmaligen Lage der Gesellschaft in Thätigkeit zu setzen.

Ich mache wegen einiger einzustudirenden Opern sogleich meine Einrichtung auf Ihre Ankunft, welche mit Michael um so leichter erfolgen kann als Herr Wilms mit einer hiesigen Kutsche um jene Zeit dort eintreffen wird, worüber Sie Sich mit Herrn Landkammerrath Kirms am besten berathen werden.

Ich wünsche daß der zweyte Aufenthalt in Weimar Ihnen beyderseits alle die Zufriedenheit gewähren möge, die ich mit meinem besten Willen nicht immer denen die unter meiner Direcktion stehen verschaffen kann.

W. d. 27. Aug. 1794. G.

734.

An Schiller.

Zu meinem Geburtstage[2], der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenck werden können als Ihr

---

[1] Im September schrieb ihm Goethe, daß er über die früheren Bedingungen noch hinausgehen wolle: „ich gestehe Ihnen hiermit 16 Thaler wöchentliche Gage und einen Thaler für alle und jede Garderobe Ihrer Frau zu, welcher Thaler jedoch vierteljährlich bezahlt und verrechnet wird. Auch soll es mir nicht darauf ankommen, den Betrag noch eines wöchentlichen Thalers, da ich mich Ihres guten Willens und Ihres Eifers zum Besten des Schauspiels auf alle Weise versehe, am Ende jeden Jahres von dem Vorschuß, den Sie zu erwarten scheinen, abrechnen zu lassen." Das Engagement kam hierauf zu stande.

[2] Am 28. August schreibt Goethe an Fritz v. Stein: „Eine angenehme Aussicht bietet sich mir dar, daß ich mit Schillern in ein angenehmes Verhältniß komme und hoffen kann, in manchen Fächern mit ihm gemeinschaftlich zu arbeiten, zu einer Zeit, wo die leidige Politik und der unselige körperlose Parthehgeist alle freundschaftlichen Verhältnisse aufzuheben, und alle wissenschaftliche Verbindungen zu zerstören droht.'

Brief, in welchem Sie, mit freundschaftlicher Hand, die Summe meiner Existenz ziehen und mich, durch Ihre Theilnahme, zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig seyn und ich freue mich Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung, auf meinem Wege fortgegangen zu seyn, da es nun scheint als wenn wir, nach einem so unvermutheten Begegnen, mit einander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst der in allem erscheint was Sie geschrieben und gethan haben immer zu schätzen gewußt und ich darf nunmehr Anspruch machen durch Sie Selbst mit dem Gange ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punckte klar gemacht wohin wir gegenwärtig gelangt sind; so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können.

Alles was an und in mir ist werde ich mit Freuden mittheilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle daß mein Unternehmen das Maas der menschlichen Kräfte und ihrer irdischen Dauer weit übersteigt, so möchte ich manches bey Ihnen deponiren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben.

Wie groß der Vortheil Ihrer Theilnehmung für mich seyn wird werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bey näherer Bekanntschaft, eine Art Dunckelheit und Zaudern bey mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin. Doch dergleichen Phänomene finden sich mehr in unsrer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch ist.

Ich hoffe bald einige Zeit bey Ihnen zuzubringen und dann wollen wir manches durchsprechen.

Leider habe ich meinen Roman, wenige Wochen vor Ihrer Einladung[1], an Unger gegeben und die ersten gedruckten Bogen sind schon in meinen Händen. Mehr als einmal habe ich diese Zeit gedacht daß er für die Zeitschrift recht schicklich gewesen wäre; es ist das einzige was ich noch habe das Masse macht und das eine Art von problematischer Composition ist, wie sie die guten Deutschen lieben.

Das erste Buch schicke ich, sobald die Aushängebogen beysammen sind. Die Schrift ist schon solange geschrieben daß ich im eigentlichsten Sinne jetzt nur der Herausgeber bin.

Wäre sonst unter meinen Ideen etwas das zu jenem Zweck aufgestellt werden könnte; so würden wir uns leicht über die schicklichste Form vereinigen und die Ausführung sollte uns nicht aufhalten.

Leben Sie recht wohl und gedencken mein in Ihrem Kreise. Ettersburg d. 27. Aug. 1794.

Goethe.

735.*

An J. H. Meyer.[2]

Ich muß, mein l. Meyer, nur noch einmal schreiben damit Sie doch auch wissen wie es uns hier geht. Meine kleine Haushaltung zeigt wenig neues, seitdem ich in meinen kleinen Stuben bin arbeite ich fleißig an allerley. Der erste Band des Romans[3] ist abgegangen, und wird noch zu

---

[1] Schiller hatte Goethe eingeladen, „Wilhelm Meister" nach und nach in den „Horen" zu veröffentlichen.

[2] Der sich zur Zeit in Dresden aufhielt.

[3] Wilhelm Meister.

Michael erscheinen. Einige Opern habe ich angefangen und in opticis et anatomicis manches gethan. Der Hof ist nach Eisenach und um dem einen Theil der noch übrigen Freunde zu gefallen müßte man auf die Könige schimpfen und um dem andern[1] Freude zu machen müßte man eine Sängerinn loben, und weil nun beydes böse Aufgaben sind, so bleibt man zu Hause. Schiller ist jetzt bey mir und von sehr guter Unterhaltung, insofern es seine Kranckheit erlaubt. Er freut sich sehr auf Ihre Bekanntschaft. Ramdohr[2] war einige Tage hier und einigemal bey mir, er hat sich gut und gescheit gegen mich betragen, darob er gelobt werden soll, wie Sie das Nähere mündlich hören werden; übrigens hat er sich durch sein viel- und absprechen eben auch hier nicht viel Freunde gemacht . . .

W. d. 15. Sept. 1794.

G.

736*

An Caroline Herder.

(Ende September.)

. . . Meyer kommt in diesen Tagen, mein stilles Haus sehnt sich nach ihm. Leider wirckt der Genius der Zeit so übel auf Freundschafft. Meynungen über fremde Verhältnisse zerstören die nächsten, daß man sich nur an das was einem noch bleibt recht fest zu halten hat. Leben Sie recht wohl.

G.

---

[1] Knebel; die Sängerin ist Luise Rudorff, seine spätere Gattin.

[2] Ramdohr, F. W. B. v. (1752—1822), seit 1787 Oberappellationsrat in Celle. Ueber seine 1793 erschienene „Charis“ oder „Ueber das Schöne und die Schönheit in den verschiedenen Künsten‘ hatte Goethe am 4. September an Schiller geschrieben: ‚Ich habe mit allen natürlichen und künstlichen Organen meines Individuums das Buch anzufassen gesucht, aber noch keine Seite daran gefunden von der ich mir den Inhalt zueignen könnte.“

737.

An Kirms.

(October.)

Man hat bey mir angefragt: ob eine den Winter über sich hier aufhaltende Person, auch auf die einzelnen Billets welche von hiesigen Abonnenten genommen werden eingelassen werden könne? Ich glaube daß diese Frage mit ja zu beantworten sey, indem unter dem Nahmen Fremde in unserm Circular wohl nur Fremde die sich kurze Zeit hier aufhalten zu verstehen sind; Personen jener Art sind als hier wohnende billig anzusehen. Ich ersuche Ew. Wohlgeb. um Ihre Meynung hierüber.

Goethe.

738*

An Schiller.

... Wegen des Almanachs werde ich Ihnen den Vorschlag thun: ein Büchelchen Epigrammen[1] ein oder anzurücken. Getrennt bedeuten sie nichts, wir würden aber wohl aus einigen Hunderten, die mit unter nicht producibel sind, doch eine Anzahl auswählen können die sich aufeinander beziehen und ein Ganzes bilden. Das nächstemal daß wir zusammenkommen, sollen Sie die leichtfertige Brut im Neste beysammen sehen.

Leben Sie recht wohl und lassen mich unter den Ihrigen gegenwärtig seyn.

W. d. 26ten Octbr. 94. Goethe.

---

[1] Die „Venetianischen Epigramme"; sie erschienen in Schillers „Musen-Almanach für 1796."

739.

An F. H. Jacobi.

d. 29ten.

Der dir gesagt hat: ich habe meine optischen Studien aufgegeben weiß nichts von mir und kennet mich nicht. Sie gehen immer gleichen Schrittes mit meinen übrigen Arbeiten, und ich bringe nach und nach einen Apparat zusammen, wie er wohl noch nicht beysammen gewesen ist. Die Materie, wie du weißt, ist höchst interessant und die Bearbeitung eine solche Übung des Geistes die mir vielleicht auf keinem andern Wege geworden wäre. Die Phänomene zu erhaschen, sie zu Versuchen zu fixiren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorstellungsarten darüber kennen zu lernen, bey dem ersten so aufmerckſam, bey dem zweyten so genau als möglich zu seyn, beym dritten vollständig zu werden und beym vierten vielseitig genug zu bleiben, dazu gehört eine Durcharbeitung seines armen Ichs, von deren Möglichkeit ich auch sonst nur keine Idee gehabt habe. Und an Weltkenntniß nimmt man leider bey dieser Gelegenheit auch zu. O! mein Freund wer sind die Gelehrten und was sind sie!

Abends d. 29. Dec.

Max[1] will noch schreiben und so werd ich getrieben das vorliegende Blatt fortzuschicken.

Nun sey noch ein Wort von meinen Sünden an die Kirchen und Küchenmutter Lene[2] gerichtet. Nach der eigentlichen Anti-Heilsordnung muß der Bösewicht alle sieben

[1] Jacobis in Weimar sich aufhaltender Sohn.

[2] Auch Mama Lehnchen genannt; Goethe hatte sie in Pempelfort als Leiterin des Jacobischen Haushalts kennen gelernt.

Kardinal Sünden begehen, um mit Ehren verdammt werden zu können. So ladet Don Juan nachdem er mit Mord und Todtschlag angefangen, mit Nothzucht fortgefahren, mit Wortbrüchigkeit die Laster gesteigert, endlich noch die Statue zum Essen ein, damit auch gulositas ausgeübt werde und sein schmähliches Ende desto gerechter accelerirt werden könne. Nun sind wir zwar so ziemlich im Stande, uns, durch eine löbliche Anzahl unerlaubter Handlungen, zum Höllen Candidaten zu qualificiren, allein mit der gulositate will es nicht recht fort, indem wir uns höchstens an einem guten Schöpsenbraten und einer leidlichen Knackwurst versündigen können. Da sagt uns nun der böse Geist: in jenen Gegenden gebe es ein Unmaaß köstlichen geräucherten Rindfleisches, Rinds und Schweinszungen, geräucherter Aele und andrer wunderbaren Fische, fremder Käse und ein solches Gedränge von Leckerbissen pp daß wir darnach unglaublich lüstern und folglich zum Verderben völlig reif geworden sind. Unsre Freundinn, die Kirchen und Küchen-Mutter Lene, wird aus diesen Prämissen ersehen: daß es ihre Pflicht ist, sobald als möglich, durch ihre dienstbaren Geister, uns ein Musterkästchen solcher soliden Reitze zu übersenden. Denn da sie, wie wir hoffen, uns, im entscheidenden Augenblick mit ihren operibus supererogationis zu Hülfe kommen und uns dem Satan aus den Zähnen reisen wird, so erscheint alsdann ihr Verdienst um desto größer und herrlicher je größer die Sündenmasse war, mit welcher uns zu beladen sie uns selbst Gelegenheit gegeben hat.

Ferner muß ich, da doch einmal von Sünden die Rede ist, mir auf jeden Fall, wenn ich euch in jener Gegend besuchen sollte, mir die ausdrückliche Erlaubniß ausbitten Clärchen[1] die Cour machen zu dürfen. Ich werde mich dabey

[1] Jacobis Tochter.

so bescheiden betragen als nur verlangt werden kann, um ihre Approbation und Nachsicht zu verdienen. Aber wie gesagt ein bißchen Neigung muß sie mir erlauben und ein bißchen Aufmercksamkeit für mich haben.

Nun lebe wohl. Grüße Lottchen und Nicolovius.[1] Behalte mich lieb.

G.

740.

An F. H. Jacobi.

Welches Gefühl von Unglauben oder Aberglauben mich abgehalten dir ein Exemplar des Romanes zu schicken, warum ich es erst jetzt thue auf Maxens Erinnerung und auf Schillers Veranlaßung? weiß ich nicht zu sagen. Hier kommt er, mit den Horen. Mögen sie beyde zur guten Stunde anlangen.

Mit Max habe ich fast 14 Tage in Jena mein anatomisches Wesen erneuert. Er kam Morgens sieben Uhr vor mein Bette, ich dicktirte ihm bis achte und in den letzten Tagen nahmen wir um 10 die Materie wieder vor, wobey sich auch Humbold einfand, und ich habe in der Zeit meine Ideen fast alle aphoristisch von mir gegeben, und werde wahrscheinlich noch dieses Jahr ans Ausarbeiten gehen. Max wird uns immer werther, und wir bedauern daß er uns Ostern verlassen will. Kann ich mit ihm dich besuchen, so wird mirs die größte Freude seyn. Biß jetzt sehe ich kein Hinderniß als die Autorschaft, die freylich dieß Jahr sehr lebhaft gehen muß, wenn ich alles wegarbeiten will, was mich schon lange lastet und was mich hindern könnte nochmals eine italiänische Reise zu unternehmen.

---

[1] Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, Kammersekretär.

Daß dir Reinhold nicht behagt giebt mich nicht Wunder, er konnte nie aus sich herausgehen und mußte um etwas zu seyn sich in einem sehr engen Kreise halten. Ein Gespräch war nicht mit ihm zu führen, ich habe nie etwas durch ihn, oder von ihm lernen können.

Dagegen ist Fichte, obgleich auch ein wunderlicher Kauz, ein ganz anderer Mensch für Gespräch und Mittheilung. Er hat bey einem sehr rigiden Sinne, doch viel Behendigkeit des Geistes und mag sich gern in alles einlassen. Leider geht er auch nur meist mit jungen Leuten um, die zu sehr unter ihm sind, daher entsprang auch Reinholds Unglück.

Mit Schiller und Humbold setze ich ein ganz vergnügliches Leben fort, die Kreise unsers Denckens und Wirckens laufen in einander und wir begegnen uns oft. Mein häusliches Wesen dreht sich auch still auf seiner Axe und so bleibt mir nichts zu wünschen übrig.

Grüße Clärchen und die Tanten. Laß mich unter den deinigen fortleben und lebe recht wohl.

W. d. 2. Febr. 1795.

Laß doch Schillern nicht zu lange auf einen Auffatz von dir warten. Nur durch Manigfaltigkeit können uns die Stunden ergötzen.

G.

741.

An Schiller.

Vorige Woche bin ich von einem sonderbaren Instinckte befallen worden, der glücklicherweise noch fortdauert. Ich bekam Lust das religiose Buch meines Romans auszuarbeiten und da das Ganze auf den edelsten Täuschungen und auf

der zartesten Verwechslung des subjecktiven und objecktiven beruht; so gehörte mehr Stimmung und Sammlung dazu als vielleicht zu einem andern Theile. Und doch wäre, wie Sie seiner Zeit sehen werden, eine solche Darstellung unmöglich gewesen wenn ich nicht früher die Studien nach der Natur[1] dazu gesammelt hätte. Durch dieses Buch das ich vor Palmarum zu endigen dencke bin ich ganz unvermuthet in meiner Arbeit sehr gefördert, indem es vor und rückwärts weißt und indem es begränzt zugleich leitet und führt. Der Prokurator[2] ist auch geschrieben und darf nur durchgesehen werden. Sie können ihn also zur rechten Zeit haben.

Ich hoffe es soll mich nichts abhalten Palmarum zu Ihnen zu kommen und einige Wochen bey Ihnen zu bleiben, da wollen wir uns einmal wieder etwas zu Gute thun.

Mich verlangt nach Ihren letzten Arbeiten, Ihre ersten Arbeiten haben wir gedruckt mit Vergnügen wiedergelesen.

Im Weimarischen Publico rumoren die Horen gewaltig, mir ist aber weder ein reines pro noch contra vorgekommen, man ist eigentlich nur dahinter her, man reißt sich die Stücke aus den Händen, und mehr wollen wir nicht für den Anfang.

Herr v. Humbold wird recht fleißig gewesen seyn, ich hoffe auch mit ihm mich über anatomica wieder zu unterhalten. Ich habe ihm einige, zwar sehr natürliche, doch

---

[1] Die Bekenntnisse des Frl. v. Klettenberg (gest. 1774), die in „Wilhelm Meisters Lehrjahre" als „schöne Seele' verewigt worden.

[2] In seinem Briefe vom 28. Oktober 1794 hatte Schiller Goethe um die Bearbeitung der „Geschichte des ehrlichen Prokurators aus dem Boccaz" ersucht Der Stoff ist jedoch nicht aus Boccaccio, auch nicht wie früher angenommen, aus den Ducento novelle Malespinis. Nach Ed. Grisebachs Darlegung (Das Goethesche Zeitalter der deutschen Dichtung 1891) wird wahrscheinlich, daß Goethe die erste Kenntnis der Novelle durch das Buch des Lavater nahestehenden L. Meister „Beiträge" (Lond. 1777), und zwar aus der dort wiedergegebenen Erzählung Albrecht v. Eybs erhalten hat. Goethes Irrtum erklärt sich aus einem mißverständlichen Hinweise Meisters auf Boccaccio.

interessante Präparate zurecht gelegt. Grüßen Sie ihn herzlich und die Damen. Der Procurator ist vor der Thüre. Leben Sie wohl und lieben mich, es ist nicht einseitig.

W. d. 18. März 1795. G.

742.

An Christiane Vulpius.

Es geht mir, mein liebes Kind, hier recht gut, ich bin fleißig und mache meine Sachen weg. Beym schönen Wetter gehe ich spazieren, beym unfreundlichen bleibe ich zu Hause. Der Biskuit Kuchen wird Sonnabends anlangen und ich wünsche daß du ihn vergnügt verzehren mögest. Ich habe dich recht lieb und werde dir etwas mitbringen. Grüße den Kleinen. Wenn ich länger aussenbleibe; so komm einmal herüber und bring ihn mit. Lebe recht wohl.

(Jena) Freytag d. 3. April 1795. G.

Schicke mir doch sechs Bouteillen Wein und eine gute Salvelatwurst, denn was das Essen betrifft lebe ich schlecht und theuer.

743.

An Christiane Vulpius.

Da ich an Geh. R. Voigt einen Boten schicke so muß ich dir sagen: daß es mir wohl geht und daß ich beym übeln und schönen Wetter spaziere und arbeite. Was machst denn du und der Kleine? Wie ist euer Osterfest abgelaufen?

Ich bleibe noch einige Zeit hier, wenn du einmal auf einige Tage herüber kommen willst; so soll es mir lieb seyn.

Dem Kleinen wird es viel Freude machen. Besser wäre es ihr wartetet noch eine Woche weil es alsdann schon grüner und anmuthiger ist. Lebe recht wohl und liebe mich.

Die Schokolade fangt an zu fehlen. Schicke mir doch welche auch Sonnabend wieder Wein.

Jena d. 9. Apr. 1795. Goethe.

744.

An Christiane Vulpius.

Hiermit, mein Liebchen, schicke ich dir fünf leere Bouteillen und sogar die Stöpsel dazu, damit du siehst daß ich ein gut Beyspiel in der Haushaltung nachzuahmen weiß. Es freut mich wenn ihr euch lustig gemacht habt, ich dachte schon das Wetter hätte euch den Spas verdorben.

Sonntag Abends kommt Meyer hinüber und bleibt die Nacht. Er wird dich an den Mangold erinnern. Das Säckchen liegt in meiner Bibliotheck und du wirst wohl thun wenn du ihn bald in die Erde schaffst.

Richte dich ein wenn du herüber kommst daß du einige Tage bleiben kannst. Grüße mir das Bübchen. Ich wünsche zu hören daß deine Übel leidlich sind, wenn sie nicht sich bald gar entfernen. Lebe recht wohl.

Jena d. 10. Apr. 1795. G.

745.

An C. G. Voigt.

Es ist mir eingefallen: ob Sie nicht Bertuch und Osann,[1] wenn der Baumeister, wie wahrscheinlich, noch nicht weg ist,

[1] Regierungsrat in Weimar.

von der Sache etwas sagten, oder, wenn er weg wäre, notificatorie. Da wir mit unserm Schmelzwesen noch so sehr im Dunckeln sind, so kann es der Gewerckschaft angenehm seyn, wenn wir ohne ihre Kosten, Versuche in ähnlichen Arbeiten anstellen lassen.

Sie haben also das absolute Ich in großer Verlegenheit gesehen und freylich ist es von den Nicht Ichs, die man doch gesetzt hat, sehr unhöflich durch die Scheiben zu fliegen.[1] Es geht ihm aber wie dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge der, wie uns die Theologen sagen, auch mit seinen Creaturen nicht fertig werden kann. Ich wünsche wohl zu leben.

Jena, d. 10. Apr. 1795.

Goethe.

746.

An Friedrich v. Stein.

Jena, den 27. April 1795.

Hier schicke ich dir, mein Lieber, Durchlaucht des Herzogs Brief. Da er blos zu deiner Beruhigung dienen soll, so laß ihn Niemand sehen und gieb mir ihn gelegentlich wieder. Ich freue mich, daß auch diese neue Aussicht zu deiner Zufriedenheit eröffnet wird. Ich wünsche dich bald zu sehen und von dir zu vernehmen, in welcher Epoche sich dein ganzes Wesen, und auf welcher Stufe sich deine Kenntniß befindet, nach welcher Seite du dein Wissen zu erweitern und wohin du eigentlich deine Thätigkeit zu richten Lust hast. Es soll mich freuen, dir dabei auf irgend eine Weise nützlich zu seyn.

Lebe wohl, und behalte mich lieb. G.

---

[1] Vergl. Anmerkung zu Brief 728.

747.*

An Schiller.

. . . Lassen Sie uns nur unsern Gang unverrückt fortgehen; wir wissen was wir geben können und wen wir vor uns haben. Ich kenne das Possenspiel des deutschen Autorwesens schon zwanzig Jahre in und auswendig; es muß nur fortgespielt werden, weiter ist dabey nichts zu sagen.

Reichardt[1] ist nicht abzuweisen, aber seine Zudringlichkeit werden Sie sehr in Schranken halten müssen.

Luise[2] habe ich noch nicht gesehen; Sie werden mir eine Gefälligkeit erzeigen sie zu schicken. Ich lege Ihnen einen Band von Herders Terpsichore bey, den ich mir bald zurück erbitte und der Ihnen viel Freude machen wird.

Mein Übel ist wieder ziemlich vorüber. Ich hatte mich schon eingerichtet, Sie wenigstens auf einen halben Tag zu besuchen, nun muß ich es bis auf Trinitatis anstehen lassen. Die nächsten vierzehn Tage halten mich die Proben von Claudine[3] fest.

Leben Sie recht wohl, und grüßen Sie unsre Freunde.

Im Moniteur steht, daß Deutschland hauptsächlich wegen der Philosophie berühmt sey, und daß ein Mr. Kant und sein Schüler Mr. Fichte den Deutschen eigentlich die Lichter aufsteckten.

Weimar d. 16. May 1795. G.

---

[1] J. Fr. Reichardt (1752—1814), Schriftsteller und Musiker, hatte sich durch Hufeland zur Mitarbeiterschaft an den „Horen" anbieten lassen.

[2] von Voß, die Schiller bereits zugegangen war.

[3] Goethes „Claudine von Villa Bella" — „aus Versen in Prosa umgearbeitet von Vulpius" — gelangte am 30. Mai zur Aufführung.

748.

An Carl Friedrich v. Moser.[1]

(22. Mai.)

Welche Freude würde ich in früherer ruhiger Zeit bey dem Empfang von Ew. Excellenz Briefe empfunden haben, da man zwar nicht im Überfluß, doch bequem lebte und im Stande war zur Zufriedenheit würdiger deutscher Männer manchmal dasjenige im Kleinen zu thun, was sie von der Nation im Großen hätten erwarten können. Leider traf mich Ew. Excellenz vertrauliches Schreiben[2] in der ganz entgegen gesetzten Lage, die drohende allgemeine Noth führte jeden auf einen unnatürlichen Egoismus und die Feder versagte mir mehr als einmal den Dienst, wenn ich antworten und mein Unvermögen bekennen wollte.

Nun da die Hoffnung des Friedens uns wenigstens scheinbar näher . . . .[3] läßt daß wir vielleicht bald wieder in einen Zustand gerathen können, in welchem wir auch angenehme Pflichten zu erfüllen im Stande sind; so versäume

---

[1] Moser (1723—98) hatte 1780 seine Entlassung als Minister von Hessen Darmstadt erhalten.

[2] In den Tag- und Jahresheften 1795 berichtet Goethe: „Traurig aber war mir ein Schreiben des höchst bedeutenden Karl von Moser. Ich hatte ihn früher auf dem Gipfel ministerieller Machtvollkommenheit gesehen, wo er den Ehekontrakt zwischen unserm teuren fürstlichen Ehepaar aufzusetzen nach Karsruhe berufen ward, zu einer Zeit, wo er mir manche Gefälligkeit erwies, ja einen Freund durch entschiedene Kraft und Einfluß vom Untergang errettete. Dieser war nun seit zwanzig Jahren nach und nach in seinen Vermögensumständen dergestalt zurückgekommen, daß er auf einem alten Bergschlosse Zwingenberg ein kümmerliches Leben führte. Nun wollte er sich auch einer feinen Gemäldesammlung entäußern, die er zu besserer Zeit mit Geschmack um sich versammelt hatte. Er verlangte meine Mitwirkung und ich konnte sein zartes dringendes Verlangen leider nur mit einem freundlich-höflichen Brief erwidern. Hierauf ist die Antwort eines geistreichen bedrängten und zugleich in sein Schicksal ergebenen Mannes von der Art, daß sie mich noch jetzt wie damals rührt, da ich in meinem Bereich kein Mittel sah, solchem Bedürfnisse abzuhelfen."

[3] Unleserlich.

ich nicht Ew. Excellenz für das mir bezeigte Vertrauen zu danken und zu versichern, daß ich es für eine der schönsten Früchte der wiederhergestellten Ruhe halten würde, wenn ich mich im Stand sähe, wenigstens einen Theil Ihrer Wünsche zu erfüllen, und durch den guten Willen zu zeigen, wie sehr ich wünschte für die frühere Bildung, die ich Ihrem Einfluß schuldig bin, dankbar zu seyn.

Der ich mich[1]

749.*

An Schiller.

Ihre Zufriedenheit mit dem fünften Buche des Romans war mir höchst erfreulich und hat mich zur Arbeit, die mir noch bevorsteht, gestärkt. Es ist mir sehr angenehm, daß die wunderlichen und spaßhaften Geheimnisse ihre Wirkung thun und daß mir, nach Ihrem Zeugnisse, die Ausführung der angelegten Situationen geglückt ist. Um so lieber habe ich Ihre Erinnerungen, wegen des theoretisch-praktischen Gewäsches genutzt und bey einigen Stellen die Schere wirken lassen. Dergleichen Reste der frühern Behandlung wird man nie ganz los, ob ich gleich das erste Manuscript fast um ein Drittel verkürzt habe.

. . . Es ist mir angenehm, daß Ihnen der neue Tragelaph[2] nicht ganz zuwider ist; es ist wirklich schade für den Menschen[3], er scheint sehr isolirt zu leben und kann deswegen bey manchen guten Partieen seiner Individualität nicht zu Reinigung seines Geschmacks kommen.

---

[1] Schluß fehlt.

[2] Tragelaphus, phantastisch gestaltetes Tier; bei Goethe Bezeichnung für Nichtzusammenstimmendes. Hier ist der erste Band des „Hesperus" von Jean Paul gemeint.

[3] Also Jean Paul.

Es scheint leider, daß er selbst die beste Gesellschaft ist, mit der er umgeht. Sie erhalten noch zwey Bände dieses wunderlichen Werks.

Die vier Wochen in Carlsbad denke ich einer Revision meiner naturwissenschaftlichen Bemühungen zu widmen; ich will sehen, daß ich ein Schema dessen, was ich schon gethan habe und wohin ich mich zunächst wenden muß, aufsetze, um nur erst ein Fachwerk für die vielen zerstreuten Erfahrungen und Betrachtungen bereit zu haben . . .

W. d. 18. Jun. 1795.

Goethe.

750.

An Christiane Vulpius.

Eh ich weggehe muß ich dir noch, mein Liebchen, ein Wort sagen daß ich dich liebe und an dich dencke. Donnerstag früh gehe ich weg und küsse dich und den kleinen in Gedancken. Hier geht mirs wohl. Lebe wohl und dencke mein. Aus dem Carlsbad schreib ich dir gleich. Jena d. 2. Jul. 1795.

G.

751.

An Christiane Vulpius.

Nachdem ich leidliche und böse Wege zurückgelegt bin ich glücklich in Carlsbad angekommen. Die ersten Tage waren sehr regnicht jetzt fängts an besser zu werden. Ich habe angefangen den Brunnen zu trincken und habe viel Bekanntschaft gemacht. Äugelchen setzts auch genug, dabey wünsche ich mir daß ich dir die Felsen und Gegenden zeigen

könnte. Einige Spaziergänge sind sehr schön. Hier schicke ich euch eine Schachtel getrocknetes Obst. Grüße den Kleinen. Ich freue mich schon das Haus wieder recht ordentlich zu finden. Lebe wohl und behalte mich lieb.

Carlsbad d. 7. Jul. 1795. G.

752.

An Schiller.

Die Gelegenheit Ihnen durch Frl. von Göchhausen[1] diesen Brief zu übersenden versäume ich nicht. Nach überstandnen leidlichen und bösen Wegen bin ich am 4ten Abends angelangt, das Wetter war biß heute äusserst schlecht, und der erste Sonnenblick scheint nur vorübergehend zu seyn. Die Gesellschaft ist zahlreich und gut, man beklagt sich, wie immer, über den Mangel an Harmonie und jeder lebt auf seine Weise. Ich habe nur gesehen und geschwätzt, was sonst werden und gedeihen wird muß abgewartet werden. Auf alle Fälle habe ich gleich einen kleinen Roman aus dem Stegreife angeknüpft,[2] der höchst nöthig ist um einen Morgens um 5 Uhr aus dem Bette zu locken. Hoffentlich werden wir die Gesinnungen dergestalt mäßigen und die Begebenheiten so zu leiten wissen daß er vierzehn Tage aushalten kann.

Als berühmter Schriftsteller bin ich übrigens recht gut aufgenommen worden, wobey es doch nicht an Demüthigungen gefehlt hat. Z. B. sagte mir ein allerliebstes Weibchen: sie habe meine letzten Schriften mit dem größten Vergnügen gelesen, besonders habe sie Giaffar der Barmecide[3]

---

[1] Hofdame Luise v. Göchhausen (Bd. II, S. 148).

[2] Anspielung auf seinen Verkehr mit seiner Verehrerin Rahel Levin und deren Freundin Marianne Meyer. Erstere war die spätere Frau Varnhagens v. Ense, letztere wurde die Gattin des Fürsten Heinrich XII. von Reuß; nach seinem Tode nahm sie den Namen Frau v. Eybenberg an. (Vergl. Brief 797.)

[3] F. M. Klingers „Geschichte Giafars des Barmeciden" 1792—94.

über alle Maßen interessirt. Sie können dencken daß ich mit der größten Bescheidenheit mich in Freund Klingers hinterlaßne arabische Garderobe einhüllte und so meiner Gönnerinn in dem vortheilhaftesten Lichte erschien. Und ich darf nicht fürchten daß sie in diesen drey Wochen aus ihrem Irrthume gerissen wird.

Die vielen Menschen, unter denen sehr interessante sind, lerne ich nach und nach kennen und werde Ihnen manches zu erzählen haben.

Indem ich auf meiner Herreise einige alte Mährchen durchdachte ist mir verschiednes über die Behandlungs Art derselben durch den Kopf gegangen. Ich will ehstens eins schreiben damit wir einen Text vor uns haben. Leben Sie recht wohl mit den Ihrigen und dencken mein.

Carlsbad d. 8. Jul. 1795. G.

753.

An Christiane Vulpius.

Dem Fuhrmann der Herrn v. Oppels Küch und Keller hergebracht hat gebe ich dieß Blat an dich mit. Es ist mir bisher recht wohl gegangen, der Brunnen bekommt mir gut und fegt alles böse aus, ich hoffe recht ausgespült zu dir zu kommen. Die Gesellschaft ist sehr zahlreich und angenehm, es giebt manchen Spas und Äugelchen die Menge, wobey ich mich immer mehr überzeuge:

Von Osten nach Westen
Zu Hause am besten.

Ein schöner Taft wird meinen kleinen Schatz erfreuen, sie sind so schön hier daß einem die Wahl weh thut. Und noch was das du gerne hast.

Lebe wohl, grüße und küße Gusteln. Adieu. Liebe mich, wie ich am Ende aller Dinge nichts bessers sehe als dich zu lieben und mit dir zu leben.

Hier kommt gleich etwas zum Vorschmack.

Carlsbad d. 15. Jul. 95. G.

Grüße Meyern.

754.

An Christiane Vulpius.

Nun bin ich vierzehn Tage hier und sehne mich herzlich wieder nach Hause. Die Cur schlägt sehr gut ein obgleich das Wetter ganz abscheulich ist. Ich lebe sehr zerstreut, den ganzen Tag unter Menschen, es werden viel Äugelchen gemacht die dir aber keinen Abbruch thun, denn man sieht erst recht wie sehr man Ursache hat seinen treuen Hausschatz zu lieben und zu bewahren.

Alle Hofnung auf Arbeit und was ich hier vornehmen wollte muß ich aufgeben und bringe meine Papiere zurück wie ich sie mitgenommen habe. Dagegen will ich im August in deiner Nähe desto fleißiger seyn. Lebe wohl. Ich freue mich auf dich, aufs Bübchen und auf unser Haus und Hauswesen und damit der Brief nicht ganz leer geht lege ich dir etwas bey. Adieu liebe mich. Carlsbad d. 19. Jul. 95.

G.

755.

An Christiane Vulpius.

Nun fängt, mein liebes Herz, die Sehnsucht nach dir und dem Kleinen mich wieder an zu beunruhigen und ich

zähle die Tage nach denen ich euch wiedersehen werde. Das Wasser bekommt mir sehr wohl und ich hoffe alles hinwegzuspülen was mich künftigen Winter quälen könnte. Ich habe auch keinen Augenblick hier gehabt in dem ich die mindeste Unpäßlichkeit gespürt hätte. Die nothwendigen Sachen sind hier sehr wohlfeil, am meisten gebe ich aus weil ich wegen der Gesellschaft nicht von Conzerten, Bällen und dergleichen mich ausschließe. Ich sehe viel Menschen und das macht mir viel Vergnügen. Dafür wollen wir dann auch wieder recht allein seyn. Der Taffent ist gekauft, ich hoffe er soll dir gefallen. Die Äugelchen nehmen sehr ab, denn es kann von beyden seiten kein Ernst werden. Behalte mich nur recht ernstlich lieb. Wenn ich nach Jena komme schicke ich dir einen Boten und frage wie es zu Hause aussieht? ob ich kommen kann oder ob du mich in Jena besuchen willst? Lebe wohl, küsse den Kleinen, grüße Meyern und behalte mich recht lieb.

Carlsbad d. 25. Jul. 95.

G.

756.

An Christiane Vulpius.

Dieser Brief kann noch vor mir bey dir ankommen, ich werde ihm aber bald folgen. Es geht mir sehr wohl und das Wasser ist mir ohngeachtet des abscheulichen Wetters gut bekommen. Ich habe nun zu trincken aufgehört und bereite mich zur Abreise. Die Gesellschaft ist sehr angenehm und ich gebe vielleicht noch einige Tage zu. Ich freue mich herzlich dich wieder zu sehen und dir zu sagen: daß zu Hause, bey seinem Liebchen das beste in der Welt ist, denn am Ende wers nicht hat sucht ein Zuhause und

ein Liebchen. Grüße das Kind, ich weiß noch nicht was ich ihm mitbringe, fürs Mutterchen war schon eher gesorgt. Ich hoffe Ihr werdet wohl seyn, im Hause wird die Arbeit zurucken und ich werde euch vergnügt antreffen. Lebe recht wohl grüße Herrn Meyer und behalte mich lieb. Carlsbad d. 29. Jul. 95.

G.

757.*

An Schiller.

Hier schicke ich Ihnen endlich die Sammlung Epigrammen, auf einzelnen Blättern, nummerirt, und der bessern Ordnung willen noch ein Register dabey, meinen Nahmen wünschte ich aus mehreren Ursachen nicht auf den Titel. Mit den Motto's halte ich vor rathsam auf die Antiquität hinzudeuten.

Bey der Zusammenstellung habe ich zwar die zusammengehörigen hintereinander rangiert, auch eine gewisse Gradation und Mannigfaltigkeit zu bewürken gesucht, dabey aber um alle Steifheit zu vermeiden vorn herein, unter das venetianische Lokal, Vorläufer der übrigen Arten gemischt. Einige die Sie durchstrichen hatten habe ich durch Modification annehmlich zu machen gesucht. Nro. 78[1] wünsche ich, so unbedeutend es ist, an diesem Platze, um die Schule zu reizen und zu ärgern, die, wie ich höre, über mein Stillschweigen triumphiert und ausstreut: ich würde die Sache fallen lassen. Haben Sie sonst noch ein Bedenken, so theilen Sie mir es mit, wenn es die Zeit erlaubt, wo nicht; so helfen Sie ihm selbst ohne Anstand ab . . . .

Weimar d. 17. Aug. 95. G.

[1] Gegen Newton.

758.

An Christiane Vulpius.

Wir kommen, meine liebe, nicht zurück wie du uns erwartest. Es finden sich der Geschäfte soviele daß ich wohl noch acht Tage hier bleiben muß. Ich behalte den Kleinen bey mir, er ist so artig als sich nur dencken läßt. Er hat schon vieles gesehen: den Schacht, das Pochwerck, die Porzellanfabrick, die Glashütte, die Mühle worauf die Marmorkugeln zum Spiele der Kinder gemacht werden und überall hat er etwas mitgenommen und spricht gar artig von den Sachen. Dann hält er sich zu allen Leuten und ist schon überall bekannt. Hier schickt er dir einen weisen Pfefferkuchen, den er selbst gern gegessen hätte. Grüße Herrn Meyer und sage ihm: er möchte das Wasser recht fleisig trincken. Wenn etwas an mich angekommen ist; so schicke es mir durch Venten der Dienstag herausfährt. Gustel grüßt dich recht schön, er sitzt eben auf dem Canapee ich habe ihn ausgezogen und wir sind die besten Freunde. Lebe wohl behalte uns lieb. Ilmenau d. 29. Aug. 1795.

759.

An Schiller.

Aus dem gesellig müsigen Carlsbad hätte ich in keine entgegengesetztere Existenz kommen können als in das einsam thätige Ilmenau, die wenigen Tage die ich hier bin sind mir sehr schnell verstrichen und ich muß noch acht Tage hier bleiben, wenn ich in den Geschäften nach Wunsch klar werden will. Ich war immer gerne hier und bin es noch, ich glaube es kommt von der Harmonie in der hier alles

steht. Gegend, Menschen, Clima, Thun und Lassen. Ein stilles, mäßiges ökonomisches Streben, und überall den Übergang vom Handwerck zum Maschinenwerck, und bey der Abgeschnittenheit einen größern Verkehr mit der Welt als manches Städtchen im flachen zugänglichen Lande. Noch habe ich auch keine Idee gehabt als die hierher passte, es war aber sehr nothwendig daß ich das Pensum vor Winters absolvirte. Leben Sie recht wohl in andern Regionen und gedencken mein mit der Ihrigen.

Ilmenau d. 29. Aug. 1795. G.

760.

An Christiane Vulpius.

Nun, mein Liebchen, werde ich bald wieder bey dir seyn, Sonntag früh gehe ich hier ab. Es ist mir und dem Kleinen recht wohl gegangen. Wir haben gutes Wetter und mit unter recht schönes gehabt heut ist ein herrlicher Tag. Der Kleine ist gar zu artig und freut sich über die Sachen und Arbeiten die er sieht, er behält alles recht gut und fragt gar vernünftig. Er hält sich mit allen Leuten. Ich hab ihm einen Berghabit machen lassen und morgen da die Bergleute einen Aufzug haben soll er mit gehen. Das macht ihm großen Spas aber in die Kirche will er nicht mit hinein. Er bringt dir eine Tasse mit, die man ihm geschenckt hat und füttert sich überhaupt aufs beste. Des Morgens um 5 Uhr sind wir wach, abends aber gehts auch bald zu Bette. Lebe wohl ich hoffe dich wohl und das Haus in guter Ordnung zu finden. Ich bringe einen Wildpretsbraten mit und will nächste Woche Gäste darauf bitten. Lebe wohl und liebe uns. Ilmenau d. 2. Sept. 1795.

G.

761.

An Schiller.

Wie ich in dieser letzten unruhigen Zeit meine Tonne gewälzt habe wird Ihnen, werther Mann, aus beyliegendem[1] bekannt werden. Selig sind die da Mährchen schreiben, denn Mährchen sind a l'ordre du jour. Der Landgraf von Darmstadt ist mit 200 Pferden in Eisenach angelangt und die dortigen Emigrirten drohen sich auf uns zu repliiren, der Churfürst von Aschaffenburg wird in Erfurt erwartet.

Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse!
Ach! warum ist die Brücke nicht gebaut![2]

Ich wünsche indeßen, weil wir doch immer Menschen und Autoren bleiben, daß Ihnen meine Production nicht mißfallen möge, wie ernsthaft jede Kleinigkeit wird sobald man sie kunstmäßig behandelt hab ich auch diesmal wieder erfahren. Ich hoffe die 18 Figuren dieses Dramatis sollen, als soviel Räzel, dem Räzelliebenden willkommen seyn.

Meyer packt und wir erscheinen bald, hoffentlich haben Sie uns mit mancherley zu regaliren. Leben Sie recht wohl. W. d. 26. Sept. 95.

G.

762.

An Caroline Herder.

Ihren Brief vom 14. Octbr. erhalte ich erst von Franckfurt[3] zurück, ich wünsche daß indessen die Lage sich

---

[1] Die neue Abschrift des für die „Horen" bestimmten „Märchen".
[2] Verse aus dem „Märchen".
[3] Wo der Brief ihn nicht mehr erreicht hatte.

verändert haben möge. Auf Ihr Blat[1] kann ich nicht antworten, wir sind in der Denckungsart zu weit auseinander als daß wir uns verständlich werden könnten, doch möchte ich nicht gerne schweigen. Vielleicht übernimmt Knebel meine Meynung zu hören.

W. d. 28. Octbr. 1795. G.

763.

An Caroline Herder.

Nicht um Ihre Meynung zu lencken sondern um Ihnen die meinige vorzulegen, ergreife ich die Feder und erspare dadurch dem guten Knebel die Unannehmlichkeit an einer Sache Theil zu nehmen, in der er sowenig als ich rathen und helfen kann. Mit Ihnen zu sprechen möchte in diesen leidenschaftlichen Augenblicken nicht räthlich seyn; wir werden einander nicht überzeugen. Sie haben mir schon geschrieben was ich nicht lesen sollte ich müßte erwarten zu hören was ich nicht hören darf.

1.) Versprach der Herzog in der Punctation für die Kosten des Studirens der Kinder und für ihr Unterkommen zu sorgen.

2.) Gaben die Herrschaften den Kindern, was nicht in der Punctation steht, solange sie im elterlichen Hause waren gewisse bestimmte Zuschüsse.

---

[1] Es hieß darin u. a.: „Erinnern Sie sich doch mitfühlend, daß Sie das Instrument des Herzogs bei der Unterhandlung gewesen sind. Dulden Sie nicht, daß der Herzog sein Wort so schnöde brechen will ... Ich kann beweisen, daß mein Mann seine große Krankheit durch die anhaltende Arbeit im Konsistorium bekommen hat. Wer zahlt uns diesen Verlust? Ich bitte Sie um Gottes willen, retten Sie Ihre und des Herzogs Ehre. Ich habe lange genug geschwiegen, und stehe Ihnen nicht vor den unangenehmen Auftritt. Wir brauchen Geld und müssen es vom Herzog haben."

3.) Da Gottfried[1] auf die Academie ging war es Ihre Pflicht den Herzog davon zu benachrichtigen, um die Bestimmung einer Summe, um terminliche Auszahlung zu ersuchen. Der Herzog konnte sich alsdann erklären und durch Stipendien und sonst sich diese Ausgabe erleichtern.

4.) Dies geschah nicht und ebensowenig ward der Herzog wegen der übrigen Kinder begrüßt, da er doch künftig für sie zu sorgen zugesagt hatte.

5.) Vielmehr schickten Sie Augusten[2] nach der Schweiz, ein Schritt der an sich gut und nothwendig seyn konnte, keineswegs aber jedermanns Beyfall erhielt.

6.) Nunmehr, nach Verlauf einiger Jahre, verlangen Sie eine nicht benannte, aber doch, wie es scheint, nahmhafte Summe auf einmal vom Herzog, um den Ausfall zu decken, der durch die Entfernung Ihrer Kinder in Ihrer Kasse entstanden seyn mag und behaupten der Herzog sey schuldig Ihnen alles was Ihnen fehlt zu erstatten.

7.) Die Worte: ich will für die Kosten des Studirens der Kinder und für deren Unterkommen sorgen, können nicht heisen: macht mit und aus euern Kindern was ihr wollt, gebt für sie aus was ihr wollt, macht mir am Ende von drey vier Jahren die Rechnung, ich will jeden Schritt ausser dem väterlichen Hause, jede Art von Aufwand bezahlen, und wie ich die jungen Leute hernach finde sie versorgen. Weder im Gerichtshof der Ehre noch des Gewissens können sie so ausgelegt werden.

8.) Ich wiederhohle und sage: durch die Versäumniß der Anzeige zur rechten Zeit, durch Forterhebung der jährlichen Gaben, durch das Verlangen eines Capitals als Anleihe, durch Annahme auserordentlicher Beyhülfen, welche die

[1] Herders ältester Sohn.
[2] Zweiter Sohn.

Herzoginnen, soviel ich weis, in der Zwischenzeit den Kindern gereicht haben, durch völlige Vernachläßigung des Rathes und der Meynung des Herzogs über die Bestimmung Ihrer Kinder, ist die Sache so verwirrt und getrübt worden, daß die Liquidität Ihrer Forderung wohl schwerlich darzustellen seyn möchte.

9.) Der Herzog, ohne sich aufs Vergangne einzulassen, bietet Ihnen ganz neuerlich an: die Promotionskosten Gottfriedens zu bezahlen, und Augusten und Adeln[1] sich besonders zu attachiren. Ihre Sache war, nach meiner Einsicht, dieses Anerbieten mit Vertrauen anzunehmen. Das Geld zur Promotion mußte irgendwo herkommen, Augusten konnte nicht schaden einige Zeit in einer Canzley zu arbeiten, jedem Geschäfts-Mann wäre es nütze und in Chursachsen müssen die welche beym Bergwesen angestellt seyn wollen ihren ganzen Cursum iuris machen. Adel, von dem Sie ganz schweigen, hatte in Eisenach den schönsten Raum sich zu belehren und sich zu zeigen und das Beyspiel von baldiger Versorgung junger Leute, die das Glück hatten sich näher um den Herzog zu beschäftigen und sich hervor zu thun, gab beyden Kindern die besten Aussichten.

10.) Hätte man sich dadurch dem Herzog genähert, den alten Faden wieder angeknüpft, so würde eine nochmalige Vorstellung Ihrer gegenwärtigen gedrängten Lage und ein bescheidnes Gesuch wegen des Vergangnen am Plaze gewesen seyn und, wie ich den Herzog kenne keine ungünstige Aufnahme gefunden haben.

11.) Anstatt dessen lehnen Sie, aufs eiligste, mit einer Gleichgiltigkeit die an Verachtung gränzt jenes bedeutende Anerbieten ab, bringen Augusten ohne weiters auf die Academie, um eine, auf den Schweizerbergen angefangne

---

[1] Adalbert, Herders vierter Sohn.

Spielerey, unter dem Titel von Mineralogie und Naturgeschichte, fortzusetzen, sagen nahe zu: wir wollen weder Euern Rath noch Beystand, weder Aussicht noch Versorgung; wir wissen was wir zu thun haben, wir werden es thun, aber wir wollen euer Geld. Sie beleidigen den Herzog, die Herzoginn, benachrichtigen mich von Ihren übereilten Schritten und fordern mich unter Vorwürfen und Drohungen auf für Sie und die Ihrigen wirckſam zu seyn, in dem Augenblick da Sie mir die Gelegenheit dazu aus den Händen reisen.

12.) Wie ich hiernach Ihre heftigen leidenschaftlichen Ausfälle, Ihren Wahn als wenn Sie im vollkommensten Rechte stünden, Ihre Einbildung als wenn niemand ausser Ihnen Begriff von Ehre, Gefühl von Gewissen habe ansehen muß, das können Sie Sich vielleicht einen Augenblick vorstellen. Ich erlaube Ihnen mich, wie einen andern Theaterbösewicht zu hassen, nur bitte ich mich klar zu deuten und nicht zu glauben, daß ich mich im fünften Acte bekehren werde.

13.) Soviel von der gegenwärtigen Lage. Durch des Herzogs Anerbieten war Ihre Zukunft zum Theil gedeckt, das Vergangne (das wir überhaupt einander nicht vorrechnen wollen) ließ sich durch irgend ein Arrangement ins Gleiche bringen und wir konnten wieder zu einer heitern Aussicht gelangen. Aber der Schaden liegt viel tiefer. Ich bedaure Sie daß Sie Beystand von Menschen suchen müssen die Sie nicht lieben und kaum schätzen, an deren Existenz Sie keine Freude haben und deren Zufriedenheit zu befördern Sie keinen Beruf fühlen. Freylich ist es bequemer in extremen Augenblicken auf Schuldigkeit zu pochen als durch eine Reihe von Leben und Betragen das zu erhalten wofür wir doch einmal danckbar seyn müssen. Glauben Sie doch daß man hinter allen Argumenten Ihrer Forderungen Ihr Gemüth durchsieht. Das soll gewiß gut Blut machen wenn August

bey seinem kurzen Hierseyn jedem der es hören will sagt: er wähle das Bergwercksfach weil man nicht wisse wie lange die gegenwärtige Verfassung bestehe und man immer Bergleute brauchen werde. Diese Familiengesinnungen sollen einen Fürsten reizen Kinder heranziehen zu helfen und zu versorgen.

So dencke ich und so werde ich dencken wenn nicht ein Wunder oder eine Kranckheit meine Organe verändert, wie Sie dencken sehe ich aus Ihren Briefen, meine Absicht ist nicht auf Sie zu wircken. Ich werde keine Replick auf dieses Blat lesen und von dem Vergangnen kein Wort mehr sprechen.

Können Sie Sich in Absicht auf die Unterhaltung und Versorgung der Kinder dem Herzog nähern, können Sie wegen der Zukunft und wegen des Vergangnen billige Vorschläge thun, so lassen Sie mich sie durch Knebeln wissen. Ich weiß wohl daß man dem das mögliche nicht danckt von dem man das unmögliche gefordert hat; aber das soll mich nicht abhalten für Sie und die Ihrigen zu thun was ich thun kann.

W. d. 30. O. 95. G.

764.

An Schiller.

Statt eines artigen Mädchens ist endlich ein zarter Knabe[1] angekommen und so läge denn eine von meinen Sorgen in der Wiege. Nun wäre es an Ihnen, zu Bildung der Schwägerschaft und zu Vermehrung der dichtrischen Familie für ein Mädchen zu sorgen. Ich komme nun bald und bedarf wircklich eines Gesprächs wie ich es mit Ihnen

---

[1] Das Kind starb nach kaum zwei Wochen.

führen kann, ich habe Ihnen viel zu sagen. Noch immer bin ich nicht auf den Pfaden der Dichtung. Durch äussre Veranlaßung habe ich in der Baukunst mich wieder umgesehen und habe einiges bey dieser Gelegenheit zusammengestellt, das Urtheil über solche Kunstwercke zu erleichtern und zu fixiren.

Von Meyern habe ich einen Brief von München mit sehr schönen Nachrichten von diesem Orte, auch von Nürnberg. Ich bringe sie mit. Sagen Sie mir wie Sie Sich befinden und gedencken mein.

W. d. 1. Nov. 1795. G.

765.

An August Wilhelm Iffland.[1]

Aus dem großen und unersetzlichen Übel, das jene Gegenden trifft, wird uns kein kleiner Gewinst, wenn Sie uns indessen besuchen und mit Ihrem Talent erfreuen wollen. In mehr als Einer Rücksicht war mir Ihre Ankunft lange wünschenswerth. Die Kosten Ihrer Reise und Ihres hiesigen Aufenthalts werden wir gerne tragen, und außerdem soll es an einem anständigen Douceur nicht fehlen, so daß Sie nicht unzufrieden von uns scheiden werden, wenn wir gleich nicht glauben Ihr Verdienst nach Würden belohnen zu können.

Auf eine längere Unterhaltung mit Ihnen über mancherley Gegenstände freue ich mich sehr und wünsche nur, daß Sie bey uns einige Zeit die traurige Lage vergessen können in welcher Sie die schönen und geliebten Gegenden verlassen.

Weimar den 4. November 1795.

---

[1] In Mannheim.

766.*

An Schiller.

... Haben Sie schon die abscheuliche Vorrede Stolbergs zu seinen platonischen Gesprächen[1] gelesen? Die Blößen, die er darinne giebt sind so abgeschmackt und unleidlich, daß ich große Lust habe drein zu fahren und ihn zu züchtigen. Es ist sehr leicht die unsinnige Unbilligkeit dieses bornirten Volks anschaulich zu machen, man hat dabey das vernünftige Publicum auf seiner Seite und es giebt eine Art Kriegserklärung gegen die Halbheit, die wir nun in allen Fächern beunruhigen müssen. Durch die geheime Fehde des Verschweigens, Verruckens und Verdruckens, die sie gegen uns führt, hat sie lange verdient daß ihrer nun auch in Ehren und zwar in der Continuation gedacht werde.

Bey meinen wissenschaftlichen Arbeiten die ich nach und nach zusammenstelle, finde ich es doppelt nöthig, und nicht zu umgehen. Ich denke gegen Recensenten, Journalisten, Magazinsammler und Compendienschreiber sehr frank zu werke zu gehen und mich darüber, in einer Vor- oder Nachrede, gegen das Publicum unbewunden zu erklären und besonders in diesem Falle keinem seine Renitenz und Reticenz passiren zu lassen. Was sagen Sie z. B. dazu, daß Lichtenberg,[2] mit dem ich in Briefwechsel über die bekannten optischen Dinge, und übrigens in einem ganz leidlichen Verhältniß stehe, in seiner neuen Ausgabe von Erxlebens Compendio, meiner Versuche

---

[1] „Auserlesene Gespräche des Platon", übersetzt von Fr. L. Graf zu Stolberg. (Vergl. Brief 767.)

[2] Georg Christoph Lichtenberg (1742—99), der bekannte Naturforscher und Satiriker. Schiller antwortete darauf am 23. November: „Ihr Unwille über die Stolberge, Lichtenberge und Consorten hat sich auch mir mitgetheilt, und ich bins herzlich zufrieden, wenn Sie ihnen eins anhängen wollen. Indeß, das ist die histoire du jour. Es war nie anders und wird nie anders werden. Seyen Sie

auch nicht einmal erwähnt, da man doch grade nur um des neuesten willen ein Compendium wieder auflegt und die Herrn, in ihre durchschoßnen Bücher, sich sonst alles geschwind genug zu notiren pflegen. Wie viel Arten giebt es nicht so eine Schrift auch nur im Vorbeygehen abzufertigen, aber auf keine derselben konnte sich der witzige Kopf in diesem Augenblicke besinnen.

Die ästethische und sentimentale Stimmung ist in diesem Augenblick ferne von mir, was denken Sie wie es dem armen Roman gehen werde? Ich brauche die Zeit indessen wie ich kann und es ist bey der Ebbe zu hoffen, daß die Fluth wiederkehren werde.

Ich erhalte Ihren lieben Brief und danke für den Antheil[1] dessen ich schon versichert war. Man weiß in solchen Fällen nicht ob man besser thut sich dem Schmerz natürlich zu überlassen, oder sich durch die Beyhülfen die uns die Cultur anbietet zusammen zu nehmen. Entschließt man sich zu dem letzten, wie ich es immer thue, so ist man dadurch nur für einen Augenblick gebessert und ich habe bemerkt, daß die Natur durch andere Krisen immer wieder ihr Recht behauptet.

Das sechste Buch meines Romans hat auch hier guten Effect gemacht; freylich weiß der arme Leser bei solchen Productionen niemals wie er dran ist, denn er bedenkt nicht, daß er diese Bücher gar nicht in die Hand nehmen würde,

---

versichert, wenn Sie einen Roman, eine Comödie geschrieben haben, so müssen Sie ewig einen Roman, eine Comödie schreiben. Weiter wird von Ihnen nichts erwartet, nichts anerkannt — und hätte der berühmte Hr. Newton mit einer Comödie debütiert, so würde man ihm nicht nur seine Optik, sondern seine Astronomie selbst lange verkümmert haben. Hätten Sie den Spaß sich gemacht, Ihre optischen Entdeckungen unter dem Namen unsers Professor Voigts oder eines ähnlichen Catheder Helden in die Welt zu bringen, Sie würden Wunder daran erlebt haben. Es liegt gewiß weniger an der Neuerung selbst, als an der Person, von der sie herrührt, daß diese Philister sich so dagegen verhärten.

[1] An dem Tode des Kindes.

wenn man nicht verstünde seine Denkkraft, seine Empfindung und seine Wißbegierde zum besten zu haben.

Die Zeugnisse für mein Mährchen sind mir sehr viel werth, und ich werde künftig auch in dieser Gattung mit mehr Zuversicht zu Werke gehen.

Der letzte Band des Romans kann auf alle Fälle vor Michaeli nicht erscheinen, es wäre sehr artig wenn wir die Plane, von denen Sie neulich sprachen, darauf richteten.

Das neue Mährchen kann wohl schwerlich im December fertig werden, selbst darf ich nicht wohl, ohne etwas auf eine oder andere Weise über die Auslegung des ersten gesagt zu haben, zu jenem übergehen. Kann ich etwas zierliches dieser Art noch im December leisten, so soll es mir lieb seyn auch auf diese Weise an dem ersten Eintritt ins Jahr Theil zu nehmen.

Leben Sie recht wohl! Mögen wir recht lange uns der unsrigen und unserer Freundschaft erfreuen. Zum neuen Jahre hoffe ich Sie wieder auf einige Zeit zu besuchen.

W. d. 21. Nov. 1795. G.

767.*

An Schiller.

Hier schicke ich Ihnen sogleich die neueste Sudeley des gräflichen Saalbaders.[1] Die angestrichene Stelle der Vorrede ists eigentlich worauf man einmal, wenn man nichts bessers zu thun hat losschlagen muß. Wie unwissend überhaupt diese Menschen sind ist unglaublich, denn wem ist unbekannt? daß die Christen von je her alles was vernünftig und gut war sich dadurch zueigneten, daß sie es dem λογος

[1] Stolberg.

zuschrieben, und meine liebe Christin[1] thut pag. 304 eben das und man wird dem guten Wesen darüber nicht feind werden . . . G.

768.*

An Carl Wilhelm v. Humboldt.

(3. December.)

Es ist hohe Zeit, daß ich auch einmal ein Wort von mir hören lasse; leider muß ich mit der Klage anfangen, daß unser schönes Quatuor im vorigen Winter so zerstreut worden ist. Sie befinden sich in Berlin, und Meyer ist wahrscheinlich in Rom, die böse Witterung und mancherlei kleine Geschäfte hier am Ort hindern mich, Schiller öfters zu besuchen, die Briefe wechseln bei mir nicht stark, und so bin ich wieder in meinem eigenen und gewissermaßen engern Kreise.

Die Freitagsgesellschaft[2] hat wieder angefangen, sodaß also das Licht der Kenntnisse, das übrigens ziemlich unter dem Scheffel steht, wenigstens einmal die Woche in meinem Hause leuchtet.

Ich habe den Gedanken gehabt, die vielerlei Zweige der Thätigkeit in unserm kleinen Kreise in ein Schema zu bringen, und will die Gesellschaft bewegen, die einzelnen Notizen auszuarbeiten. Diese Kunst- und wissenschaftliche Republik sieht bunt genug aus und besteht, wie die deutsche Reichsverfassung, nicht durch Zusammenhang, sondern durch Nebeneinandersein, wie Sie selbst davon eine anschauliche Kenntniß haben.

---

[1] Die Aurelie in „Wilhelm Meisters Lehrjahren"; zitiert nach der Ungerschen Ausgabe, Berlin 1795.

[2] Siehe Bd. III, S. 293.

Was ich zeither gethan habe, kennen Sie schon meistens, und was ich gegenwärtig ausarbeite, werden Sie auch bald sehen. Schiller sagt mir, daß Ihnen mein Märchen nicht misfallen hat, worüber ich mich sehr freue, denn, wie Sie wissen, weit darf man nicht ins deutsche Publikum hineinhorchen, wenn man Muth zu arbeiten behalten will.

Der letzte Theil des Romans wird wohl erst Michaelis herauskommen, und was ich über Naturlehre und Naturgeschichte gesammelt habe, möchte ich auch erst zusammenstellen, ehe ich mich dem italienischen Wesen wieder ausschließlich widme; ich habe indessen auch hierzu manches gelesen und gesammelt . . .

Sie haben gewiß mit vielem Antheil gesehen, welche Fortschritte Schiller auch in seinen kritischen Arbeiten macht, er hat sehr glückliche Ideen, die, wenn sie nur einmal gesagt sind, nach und nach Eingang finden, so sehr man ihnen auch anfangs widersteht. Man wird ihm, fürcht' ich, erst lebhaft widersprechen und ihn in einigen Jahren ausschreiben, ohne ihn zu citiren.

Haben Sie die monstrose Vorrede Stolberg's zu seinen Platonischen Gesprächen gesehen? Es ist recht schade, daß er kein Pfaff geworden ist, denn so eine Gemüthsart gehört dazu, ohne Scham und Scheu, vor der ganzen gebildeten Welt ein Stückchen Oblate als Gott zu eleviren und eine offenbare Persiflage, wie z. B. Jon[1] ist, als ein kanonisches Buch zur Verehrung darzustellen. Den Aufsatz von Weißhuhn[2] im sechsten Hefte des Niethammer'schen philosophischen Journals habe ich mit vielem Vergnügen gelesen. Uns Menschenverständlern ist es gar zu angenehm, wenn uns das Speculative so nahe gerückt wird, daß wir es gleich fürs

---

[1] Platos Autorschaft gilt als zweifelhaft.

[2] Fr. Aug. Weißhuhn, geb. 1759, seit 1787 Magister in Leipzig.

Haus brauchen können. Da bei meinen physikalischen und naturhistorischen Arbeiten alles darauf ankommt: daß ich das sinnliche Anschauen von der Meinung, insofern es möglich ist, reinige und sondere, so ist mir jede Belehrung sehr willkommen, die zunächst hierauf deutet, um so mehr, als das Anschauen, insofern es diesen Namen verdient (denn es ist von dem Ansehen, wie billig, sehr zu unterscheiden), selbst wieder subjectiv und manchen Gefahren unterworfen ist.

G.

769.*

An Schiller.

Mit Verlangen warte ich aufs neue Jahr und suche mancherley kleine Geschäfte abzuthun, um Sie wieder mit Freyheit auf einige Zeit besuchen zu können. Ich wünsche nur daß ich Sie wohl und poetisch thätig antreffen möge, denn es ist das nun einmal der beste Zustand den Gott den Menschen hat gönnen wollen. Mein Roman ruht nun nicht biß er sich fertig macht, worüber ich sehr vergnügt bin, denn mitten unter allen Zerstreuungen treibt er sein Wesen immer fort . . .

Den Einfall auf alle Zeitschriften Epigramme, iedes in einem einzigen Distichо, zu machen, wie die Xenia des Martials sind, der mir dieser Tage gekommen ist, müssen wir cultiviren und eine solche Sammlung in Ihren Musenalmanach des nächsten Jahres bringen. Wir müssen nur viele machen und die besten aussuchen. Hier ein Paar zur Probe . . .

d. 23. Dec. 95. G.

Bereits am 26. Dezember schickt Goethe an Schiller ein Dutzend Xenien, worauf Schiller am 29. antwortet:

„Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig und muß ausgeführt werden. Die Sie mir heute schickten, haben mich sehr ergötzt, besonders die Götter und Göttinnen darunter. Solche Titel begünstigen einen guten Einfall gleich besser. Ich denke aber, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und welcher reichliche Stoff findet sich da! Sobald wir uns nur selbst nicht ganz schonen, können wir heiliges und profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolbergische Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt, mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai unser geschworener Feind, die Leipziger Geschmacksherberge,[1] Thümmel, Göschen als sein Stallmeister, u. dgl. dar!"

770.*

An Schiller.

(30. Dec.)

Ich freue mich sehr, daß die Xenien bey Ihnen Eingang und Beyfall gefunden haben, und ich bin völlig der Meinung, daß wir weiter um uns greifen müssen. Wie werden sich Charis[2] und Johann[3] prächtig neben einander ausnehmen! wir müssen diese Kleinigkeiten nur ins Gelag hineinschreiben und zuletzt sorgfältig auswählen. Über uns selbst dürfen wir nur das was die albernen Pursche sagen, in Verse bringen, und so verstecken wir uns noch gar hinter die Form der Ironie . . .

---

[1] „Bibliothek der Schönen Wissenschaften".

[2] Gegen Fr. Wilh. Basilius v. Ramdohrs „Charis oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künsten", 1793. Das Xenion lautet:

Ist dies die Frau des Künstlers Vulkan? Sie spricht von dem Handwerk
Wie es des Roturiers adlichter Hälfte geziemt.

[3] Gegen Göschens „Reise von Johann" richtet sich das Xenion:

Einen Helden suchtest du dir, um deinen Charakter
Darzustellen, und fuhrst in den Bedienten Johann.

Gestern ist wieder ein detestables Stück von Ziegler[1] aufgeführt worden: Barbarey und Größe, wobey sie so barbarisch zugehauen haben, daß ein Schauspieler fast um seine Nase gekommen ist. Wie heißt doch der Titel der Bearbeitung der Adelphen?[2] Ich erinnere mich ihrer aus den frühesten Zeiten her.

Ich verlange recht Sie wieder zu sehen und in dem stillen Schlosse zu arbeiten, mein Leben ist, diese 4 Wochen her, ein solches Quodlibet in welchem sich hunderterley Arten von Geschäftigkeiten mit hunderterley Arten von Müssiggang kreuzen, mein Roman gleicht indessen einem Strickstrumpf der bey langsamer Arbeit schmutzig wird. Indessen wird er im Kopfe überreif und das ist das Beste . . .

Leben Sie recht wohl und behalten mich lieb.

G.

771.*

An J. H. Meyer.

Weimar den 30ten Dezember 1795.

Ihren Brief, mein Werthester, aus Rom, vom 22. November habe ich erst gestern erhalten, da meine Mutter ihn nicht sogleich spedirt hatte, schreiben Sie mir künftig nur gerade hierher.

Es ist einer von meinen lebhaftesten Wünschen erfüllt Sie gesund in Rom zu wissen, wenn Sie nur wieder an jenes Leben gewohnt sind, so werden Sie gewiß in einem hohen Grade glücklich seyn und wenn Sie erst etwas unternehmen und arbeiten, so wird wenig an Ihrer Zufriedenheit fehlen.

---

[1] Fr. Wilhelm Ziegler (1761—1827), Schauspieler und Theaterdichter in Wien.
[2] Der „Adelphi" des Terenz.

Das Deraisonnement der Deutschen in Rom mag sich noch widerlicher ausnehmen als wenn man es in Deutschland hören muß, und doch ist das Gespräch überall nichts als ein Austausch von Irrthümern, und ein Kreislauf von beschränkten Eigenheiten. Wir wollen unsern Weg recht still aber auch recht eigensinnig verfolgen. Lassen Sie nur ja niemand nichts von unsern Hypothesen, Theorien und Absichten merken, wenn die Leute von uns noch einige gute Meynung behalten sollen. Es ist bloß mit der Masse unserer vereinigten Kräfte und mit der Ausführung des Ganzen, daß wir ihnen in der Folge imponiren können und doch werden sie auszusetzen genug finden.

Ich war von je her überzeugt daß man entweder unbekannt oder unerkannt durch die Welt gehe, so daß ich auf kleinen oder größeren Reisen, in so fern es nur möglich war, meinen Nahmen verbarg und künftig will ich ihn gewiß nur zu besserer Ausführung unseres Zweckes aushängen ...

Nachdem das Volk Sie schon lange, per acclamationem, zum Professor gemacht hatte, hat Ihnen der Herzog den Charakter mit Anstellung bey der hiesigen Zeichenschule gegeben.

Ich gehe heute nach Jena um zu sehen ob ich mich aus der Zerstreuung in der ich dies Jahr beschlossen habe, wieder erholen und an meinem Roman weiter fortrücken kann er wird auf alle Fälle leider Ostern nicht erscheinen ...

W. d. 3. Jan. 96.

G.

772.

An Christiane Vulpius.

Ich muß dir nur sagen, meine liebe, daß es mir ganz wohl geht. In acht Tagen hoffe ich mit dem siebenten

Buche zu Stande zu seyn, und dann werde ich vergnügt zurück kehren. Alle Morgen gehe ich spazieren und die Abende war ich bey Schillern.[1] Nun bin ich auf drey Abende in die Stadt geladen und damit geht die Zeit so hin. Das Wetter begünstigt mich sehr und in allem befinde ich mich leidlich. Die Götzen kocht nicht übel, nur, weil sie

---

[1] Ueber Schillers Lebensart und über Goethes Besuche bei ihm giebt ein von Ludwig Geiger zuerst veröffentlichter Brief interessanten Aufschluß. Er ist von K. Wilh. Ferd. v. Funk, einem Mitarbeiter der „Horen", an Körner gerichtet, ist vom 17. Januar 1796 datiert und enthält u. a. folgendes:

„Schiller lebt ein sonderbares Leben. Ausgemacht scheint es mir indessen, daß gerade diese Art von Existenz ihm nöthig war, um das zu leisten, was er in den letzten drei Jahren geleistet hat, aber ich fürchte, er wird dabei zu Grunde gehen. Ganz abgesondert von aller Gesellschaft lebt er in seiner eigenen Welt. Er kömmt oft in mehreren Monaten nicht aus dem Zimmer, natürlich macht ihm nun schon die bloße Luft einen unangenehmen Eindruck. Doch würde ihn das nicht abhalten, zum Genuß der wirklichen Natur und des geselligen Lebens zurückzukehren, wenn er da irgend einen Ersatz für den hohen Genuß, den ihm seine Abgezogenheit gewährt, finden könnte. Sein niedlicher wilder Junge macht seine einzige Unterhaltung mit der Welt und grade war auch die Vaterliebe das einzige Band, welches ihn, ohne irgend eine Art von Sinnlichkeit einzumischen, doch vor der Austerität und dem menschenfeindlichen Wesen eines Einsiedlers bewahren konnte. Seine Frau, die, ohne den Ersatz zu finden, den ihm sein spekulatives Leben gibt, die Einsamkeit mit ihm theilt, erscheint mir in der That ehrwürdig, denn man sieht auch keinen Schatten von Unzufriedenheit an ihr. Sollte sie aber in der Länge einmal das Bedürfniß eines anderen männlichen Umgangs fühlen, wer könnte sie verdammen?

Goethe ist der einzige, der die Zeit, wo er in Jena ist, viel mit Schillern lebt, er kömmt alle Nachmittage um 4 Uhr und bleibt bis nach dem Abendessen. Gewöhnlich tritt er schweigend herein, setzt sich nieder, stützt den Kopf auf, nimmt auch wohl ein Buch oder einen Bleistift und Tusche und zeichnet. Diese stille Szene unterbricht etwa der wilde Junge einmal, der Goethen mit der Peitsche ins Gesicht schlägt, dann springt dieser auf, zaust und schüttelt das Kind, schwört, daß er ihn einmal wurzeln oder mit seinem Kopf Kegel schieben müsse und ist nun, ohne zu wissen wie, in Bewegung gekommen. Dann folgt gewöhnlich ein interessanter Discurs, der oft bis in die Nacht fortdauert. Auf alle Fälle thaut er beim Thee auf, wo er eine Citrone und ein Glas Arrac bekömmt und sich Punsch macht.

Schiller selbst wandelt, ja, man möchte sagen, rennt unaufhörlich im Zimmer herum, setzen darf er sich gar nicht. Oft sieht man ihm sein körperliches Leiden an, besonders wenn ihn die Suffocationen anwandeln. Wenn es zu arg wird, geht er hinaus und braucht irgend einen Palliativ. Kann man ihn in solchen Momenten in eine interessante Unterredung ziehen, kann man besonders etwa einen Satz hinwerfen, den er auffaßt, zerlegt und wieder zusammensetzt, so verläßt ihn sein Uebel wieder, um sogleich zurückzukommen, wenn an dem Satz nichts mehr zu erörtern

im Ofen kocht, sind die Sachen wohl einmal rauchrigt. Vor einigen Tagen hatte ich Gäste die mir meinen Keller ziemlich aufräumten. Dagegen hat Herr v. Milkau[1] mir wieder Engl. Bier zukommen lassen. Lebe recht wohl. Der Presskopf und das Leberwürstchen dauert noch. Von Wein schicke mir etwas Werthheimer, aber kein Bier. Lebe wohl grüße Gusteln und behalte mich lieb.

Jena d. 8. Jan. 1796. G.

773.

An Christiane Vulpius.

Ich erwarte dich mit Freuden, mein liebes Herz, auf den nächsten Sonntag früh. Das Wetter wird hoffentlich gut bleiben, nimm aber doch meinen Pelz mit und wickle dich und das Kind recht ein. Mein siebentes Buch[2] ist fertig und das achte wird auch bald nachfolgen. Wie angenehm ist mirs daß ich dencken kann dich bald in meiner Stube zu sehen. Du fährst nur gleich im Schloße[3] an und ich will bestellen daß das Bübchen aufs Kabinet kann. Lebe recht wohl und liebe mich. Jena d. 15. Jan. 96.

G.

übrig ist. Ueberhaupt sind ihm anstrengende Arbeiten das sicherste Mittel für den Augenblick. Man sieht, in welcher ununterbrochenen Spannung er lebt und wie sehr der Geist bei ihm den Körper tyrannisirt, weil jeder Moment geistiger Erschlaffung bei ihm körperliche Krankheit hervorbringt. Aber eben deshalb ist er auch so schwer zu heilen, weil der an rastlose Thätigkeit gewöhnte Geist durch das Leiden des Körpers immer noch angespornt wird und weil er beim Anfang einer Cur erst recht krank gemacht werden müßte."

[1] Kammerherr und Polizei-Leiter C. G. W. v. Milkau.

[2] „Wilhelm Meister".

[3] Wo Goethe regelmäßig in Jena wohnte.

774.*

An Schiller.

Der erste Act wäre überstanden! ein Aufzug, den ich zur gestrigen Redoute[1] arrangiren half, es ging alles gut ab, obgleich der Saal übermäßig voll war. Da man jetzt bloß in Distichen spricht, so mußte der türkische Hof selbst sein Compliment an die Herzogin in dieser Versart darbringen, wie Sie aus der Beylage sehen werden. Eine andere Gesellschaft hatte einen Zug von gemischten Masken aufgeführt, unter welchen sich ein paar Irrlichter sehr zu ihrem Vortheil ausnahmen, sie waren sehr artig gemacht und streuten, indem sie sich drehten und schüttelten, Goldblättchen und Gedichte aus.

Die Disticha nehmen täglich zu, sie steigen nunmehr gegen zweyhundert. Ich lege das neuste Modenjournal[2] bey wegen der Abhandlung[3] pag. 18 über die Xenien. Der Verfasser denkt wohl nicht daß ihm auch eins fürs nächste Jahr zubereitet werde. Wie arm und ungeschickt doch im Grund diese Menschen sind! nur zwey solcher Gedichtchen, und noch dazu so schlecht übersetzt, zur Probe zu geben! Es ist aber als wenn alles geistreiche diesen feuerfarbenen Einband flöhe . . .

Aus Ihrem Briefe seh ich erst daß die Monatschriften Deutschland und Frankreich Einen Verfasser[4] haben. Hat er sich emancipiret, so soll er dagegen mit Karnevals-Gips-Drageen auf seinen Büffelrock begrüßt werden, daß man ihn für einen Perrückenmacher halten soll. Wir kennen diesen falschen Freund schon lange und haben ihm bloß seine allgemeinen

---

[1] Zur Vorfeier des Geburtstages der Herzogin Luise.

[2] Bertuchs „Journal des Luxus und der Moden".

[3] Von Böttiger „Gemalte und geschriebene Neujahrswünsche der alten Römer".

[4] J. F. Reichardt.

Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug, sobald er aber Miene macht diesen zu versagen so wollen wir ihm gleich einen Bassa von drey brennenden Fuchsschwänzen zuschicken. Ein Dutzend Disticha sind ihm schon gewidmet, welche künftigen Mittewoch, geliebt es Gott, anlangen werden. Indessen nochmals ein Lebewohl.

Weimar den 30. Januar 1796. G.

775.*

An J. H. Meyer.

. . . Schiller ist sehr fleißig und Sie werden gute Sachen von ihm in den Horen finden. Er hat sich in dem ästethischen Fache zu einer großen Consequenz durchgedacht und ich bin neugierig, wie es mit dieser gleichsam neuen Lehre gehen wird, wenn sie im Publiko zur Contestation kömmt. Da sie mit unserer Denkungsart homogen ist; so wird uns auch auf unserm Wege dadurch großer Vortheil gebracht . . .

8. Febr 1796. G.

776.

An die Schauspielerin Henriette Beck
in Simili An den Schauspieler Heinrich Becker.

Da der Schauspieler Herr Becker, wegen des während der Vorstellung begangenen Excesses, durch seinen Arrest auf der Hauptwache, die verdiente Correction erlitten hat; so ist nunmehr der Schauspielerin Mad. Beck, wegen der geständigen Schimpfrede, wodurch sie den Ausbruch der

Thathandlung verursacht hat, eine wöchentliche Gage inne zu behalten, wodurch der Vorgang, so weit er in die Aufsicht der Oberdirection des Theaters einschlägt, erledigt wird.

Sollte übrigens Mad. Beck, wegen allenfallsiger Privatsatisfaction, Herrn Becker in Anspruch nehmen wollen; so wird sie damit an die ordentliche Obrigkeit verwiesen.

Weimar den 16. Febr. 1796.

777.

An Joh. Fr. Unger.

(Jena, etwa 7. März.)

Es war mir angenehm, werther Herr Unger, wieder einmal etwas von Ihnen zu hören. Ich kann denken daß Sie das Manuscript zu dem letzten Band des Romans bald zu erhalten wünschen, und ich kann dagegen versichern: daß es mir eine sehr vergnügte Stunde seyn wird, in der ich ihn abschicken werde. Ihre und des Publikums Erwartung ist gewiß nicht größer als mein Wunsch, meine Sache gut zu machen und in diesem Falle keinen Fleiß zu sparen. Es ist unter allen meinen Arbeiten, die ich jemals gemacht habe, die obligateste und in mehr als Einem Sinn die schwerste, und doch muß sie, wenn sie gelingen soll, mit der größten Freyheit und Leichtigkeit gemacht werden. Dazu bedarf es denn freylich Zeit und Stimmung. Noch ein Umstand kommt dazu, der die Aufgabe künstlicher macht: mehrere Personen, und sogar genaue Freunde und Bekannte, schwören und wetten, daß ich das Werk nach seiner Anlage mit Einem Bande nicht endigen könne. Ich habe dieses Jahr schon 5 Wochen in Jena zugebracht um in der nöthigen Ruhe und Sammlung

an dieses Werk die letzte Hand legen zu können, erlauben Sie mir, daß ich es nicht eher absende, als bis ich, für dießmal, weiter nichts daran zu machen weiß.

Es war voraus zu sehen, daß das sechste Buch, das dem begierigen Leser des Romans sich auf eine sonderbare Weise in den Weg stellt, dem Roman dagegen einen andern Kreis von Lesern verschaffen würde; so hat auch ein Emigrirter[1] bey uns dieses Buch ins Französische übersetzt. Die erste Anlage ist ganz gut und wenn ich die Arbeit mit ihm durchgehen wollte, so würde sie sich allenfalls produciren lassen. Sollten Sie geneigt seyn diese Übersetzung zu drucken,[2] so würde ich mich derselben etwas näher annehmen. Es käme darauf an, daß Sie mir ohne Umschweif sagten, was Sie allenfalls an's Honorar wenden wollten? Sie können am besten beurtheilen in wie fern diese Übersetzung und der Umstand: daß dadurch die Angelegenheit des Romans selbst mehr zur Sprache gebracht, und das Verlangen darnach, da und dort, erregt wird, einiges Interesse für Sie haben könnte.

Geben Sie mir darüber einige Nachricht und leben recht wohl.

778.

An Christiane Vulpius.

Da das Wetter so hübsch und leidlich ist, und ich noch einige Zeit hier verweilen werde, so wünsche ich dich mit dem Kleinen einmal bey mir zu sehen. Du kannst deinen

---

[1] de Pernay.

[2] Unger lehnte diesen Vorschlag ab.

Bruder und Ernestinen[1] mitnehmen, ihr steigt im Bären ab, wo ich eine warme Stube bestellen werde, du kommst zu mir herüber und die andern können drüben zu Mittage essen. Sorge dafür, daß du Abends den Kleinen gut einpacken kannst.

Ich habe soviel gearbeitet daß ich es ganz satt habe und mir auch wieder einmal mit dir und dem Kleinen was zu Gute thun mögte. Ich freue mich sehr dich wieder zu sehen. Du mußt mir aber Geld mitbringen. Nimm nur den eingesiegelten Schlüssel und bringe mir das Silbergeld das in der kleinen Schublade linckerhand auf meinem Schreibtische sich befindet.

Lebe wohl. Ich muß dich einmal wieder an mein Herz drücken und dir sagen daß ich dich recht lieb habe.

Jena d. 7. März 1796. G.

779.*

An J. H. Meyer.

Weimar den 18. April 96.

. . . Iffland[2] spielt schon seit drey Wochen hier, und durch ihn wird der gleichsam verlorne Begriff von dramatischer Kunst wieder lebendig, es ist das an ihm zu rühmen was einen ächten Künstler eigentlich bezeichnet: er sondert seine Rollen so von einander ab, daß in der folgenden kein Zug von der vorhergehenden erscheint. Dieses Absondern ist der

---

[1] Christianens Schwester Ernestine Sophie Luise.

[2] Er hatte sein Gastspiel am 28. März begonnen. Er spielte bis zum 25. April vierzehn Rollen.

Grund von allem übrigen, eine jede Figur erhält durch diesen scharfen Umriß ihren Charakter, und eben so wie es dadurch dem Schauspieler gelingt bey der einen Rolle die andere völlig vergessen zu machen, so gelingt es ihm auch sich von seiner eigenen Individualität, so oft er will, zu separiren und sie nur da, wo ihn die Nachahmung verläßt, bey gemüthlichen, herzlichen und würdigen Stellen hervortreten zu lassen. Der Vortheil durch die schwächsten Nuancen bedeutend und mannigfaltig zu werden, liegt auch gleich zur Hand, und alles übrige was zur Erscheinung kommt entspringt aus dieser tiefen Quelle. Er hat eine große Gewandtheit seines Körpers und ist Herr über alle seine Organe, deren Unvollkommenheiten er zu verbergen, ja sogar zu benutzen weiß.

Die große Fähigkeit seines Geistes auf die Eigenheiten der Menschen aufzumerken und sie in ihren charakteristischen Zügen wieder darzustellen, erregt Verwunderung, so wie die Weite seiner Vorstellungskraft, und die Geschwindigkeit seiner Darstellungsgabe.

Schließlich aber, so wie anfänglich, ist mir der große Verstand bewundernswerth, durch den er die einzelnen Kennzeichen des charakteristischen auffaßt und so zusammenstellt, daß sie ein, von allen andern unterschiedenes Ganze ausmachen.

Er wird noch eine Woche bleiben und zuletzt Egmont aufführen. Schiller, der auch schon diese Zeit hier ist, hat das Stück dergestalt bearbeitet, daß die Vorstellung möglich wird. Es freut mich sehr, daß ich vor unserer großen Expedition, wo wir doch auch manches Theater sehen werden, einen solchen Mann, als Typus, wornach man das übrige beurtheilen kann, mit den Augen des Geistes und Leibes gesehen habe . . .

G.

780.

An Charlotte v. Kalb.

(26. April.)

Von Ihrem herzlichen Antheil an der gestrigen Aufführung[1] war ich überzeugt und ich freute mich, Sie gegenwärtig zu wissen. Warum kann man doch nicht oft solche ernsthafte Versuche machen? und wie weit würde man durch Wiederholung, Übung, Urtheil und Empfindung geleitet werden!

Wie gern trüge ich manchmal etwas von meinen frühren Werken vor,[2] wie gern etwas von dem was mich gegenwärtig beschäftigt, denn was bildet schneller, was muntert reiner und lebhafter auf als freundschaftliche Theilnahme und daß es nicht geschah, nicht geschieht, sollte die Ursache blos in einer trüben Vorstellungsart über gewisse Verhältnisse liegen? da ich andre so hell und heiter sehe. Ich darf nicht umwenden, denn sonst sagte ich vielleicht was besser in der Feder bleibt. Leben Sie recht wohl und haben Sie tausend Danck für Ihr freundliches Wort.

G.

---

[1] Des Egmont.

[2] Frau v. Kalb hatte ihm geschrieben: . . . „Ich möchte den Egmont vorlesen hören, und von Ihnen! — ach wenn es nur 2. 3. natürlich so dasselbe verlangten wie ich — dann thäten Sie es vielleicht — aber — ach! — Sie — ich kann Sie nicht Tadeln ich darf Sie nicht Loben! Denn wer lobt gerne was er immer entbehrt! — Ja wenn 2. 3 Versamlet wären in diesem Nahmen — dann — nicht wahr, dann wären Sie mitten unter ihnen. Wenn mehrere wären — Aber Sie haben allen Glauben und Hoffnung zu uns verlohren! — Wer sind Sie denn — Sie! Sie sind vieles aber Sie sind auch noch der Egmont und Alba in einer Person — und gegen mir meist nur der Alba! — Das Tödtet aber — oft, gewiß mehr als das Schwerth. — Verzeihen Sie daß ich so klage! — ich hab vielleicht unrecht. und Sie sind gut gegen mich — aber nur unsichtbar — und schweigend! — Schiller ist auch für mich schon längst, ins Schattenreich hinüber gegangen! —"

781.

An Christiane Vulpius.

Ich bitte dich recht herzlich, mein liebes Kind, die schönen, guten Tage zu genießen, die du vor so vielen andern haben kannst und dir das Leben nicht zu verderben, noch verderben zu lassen. Du weißt daß ich zu Hause nicht zur Sammlung kommen kann meine schwere Arbeit zu endigen, vielleicht gelingt mir es auch hier[1] nicht und ich muß doch nach Ilmenau. Lebe recht wohl, grüße und küsse das Bübchen, ihr sollt mich bald besuchen.

Sonntag d. 1. May 96. G.

782.

An Christiane Vulpius.

So mag ich es gerne sehen wenn du vergnügt bist in guter Gesellschaft und dann wieder zu Hause fleißig und sorgfältig bist. Genieße ja der guten Tage und behalte mich lieb.

Da Herr Cotta sich in verschiedenen Geldsorten wohl gehalten hat, so schicke ich dir auch etwas davon.

Lebe wohl! Grüße und küsse den Kleinen. Carl[2] läßt ihn schön grüßen.

Mir geht es auch recht gut nur daß der Roman nicht rücken will. Jena d. 4. May 96.

G.

---

[1] In Jena.

[2] Schillers 1793 geborenes Söhnchen.

783.

An Christiane Vulpius.

Hier schicke ich dir eine gute Art Brezeln, die sich lange halten und die, von Zeit zu Zeit, mit einem Gläßchen rothen Wein, genossen, dir und dem Kleinen wohl schmecken und bekommen werden. Das abwechselnde Wetter hindert mich sehr am spaziren gehen, und mit dem Roman will es auch nicht recht fort, hoffentlich kommt es mit dem bessern Wetter auf einmal. Lebe recht wohl, grüße den Kleinen und schreibe mir wie Ihr Euch befindet.

Jena den 10. May 96. G.

784.*

An J. H. Meyer.

Jena den 20. May 1796.

... Wilhelm Schlegel ist nun hier und es ist zu hoffen daß er einschlägt. So viel ich habe vernehmen können ist er in ästhetischen Haupt- und Grundideen mit uns einig, ein sehr guter Kopf, lebhaft, thätig und gewandt. Leider ist freylich schon bemerklich, daß er einige demokratische Tendenz haben mag, wodurch denn manche Gesichtspuncte sogleich verrückt und die Übersicht über gewisse Dinge eben so schlimm als durch die eingefleischt aristokratische Vorstellungsart verhindert wird. Doch mehr von ihm wenn ich ihn näher kenne ...

Wenn Sie aber das was Sie in Ihrem Fach aufzeichnen und leisten sorglich sind, so habe ich bey meiner Natur noch viel mehr Ursache es zu seyn, da ich weit mehr

als Sie von der Stimmung abhänge und so selten gerade eben das thun kann, was ich mir vornehme. So geht es mir eben jetzt mit dem Roman, den zu endigen ich abermals hierher gegangen bin, und in 14 Tagen allerley löbliche und erfreuliche Dinge zu Stande gebracht habe, nur gerade das nicht, was ich mir vorgenommen hatte. Auch weiß ich recht gut, daß die sammelnde Aufmerksamkeit auf äußere Gegenstände bey mir nur eine gewisse Zeit lang dauert und daß die verbindende und wenn Sie wollen poetische Tendenz alsdann desto lebhafter und unaufhaltsamer sich in Bewegung setzt. Wir wollen von der Selbstkenntniß und von der Übung unsere geistigen und leiblichen Kräfte zu leiten und zu nutzen das beste hoffen . . .

Von unsern Anlagen überhaupt kann ich nichts sagen, alles was dabey geschieht, ist dem Zufall unterworfen. Ich hatte noch gestern Gelegenheit mich über die wunderliche und unsichere Art, wie diese Gegenstände behandelt werden, zu verwundern und zu betrüben. Es will kein Mensch die gesetzgebende Gewalt des guten Geschmacks anerkennen und weil er freylich nur durch Individuen spricht und diese auch durch die Eigenheit und Beschränktheit ihrer Natur nicht immer das letzte vollkommene und ausschließlich nothwendige hervorbringen, so verliert man sich in einer Breite und Weite des Zweifels, leugnet die Regel weil man sie nicht findet oder nicht einsieht, geht von den Umständen aus anstatt ihnen zu gebieten, läßt sich vom Material Gesetze vorschreiben anstatt sie ihm zu geben. Bald will man abstracte Ideen darstellen und bald bleibt man hinter den gemeinsten zurück, was sogar das Handwerk schon möglich macht. Bringt man ungeschickte und widerliche Dinge hervor, so sollen sie sogar als Symbol verehrt werden, man arbeitet blos, nach dunkeln Vorstellungen, auf unbestimmte Ideen loß, und weil das was daraus entspringt niemand befriedigen kann, so nimmt man

seine Zuflucht zum ändern und abermals zum ändern und so kommt alles zum schwanken, daß man immer von einem Erdbeben geschaukelt zu werden glaubt. Die ewige Lüge von Verbindung der Natur und Kunst macht alle Menschen irre, und die falsche Verbindung der Künste unter einander, wo eine bald oben bald unten steht, bald herrschen will bald dienen soll, macht die Confusion vollkommen, besonders wenn die bestimmtesten Künste der Imagination, oder der Empfindung und wills Gott gar am Ende einer sittlichen Cultur unmittelbar zu Hülfe kommen sollen.

Leider wird es Ihnen nicht an Beyspielen zu den verschiedenen Strophen dieser extemporirten Litaney fehlen, diese Klagelieder erstrecken sich freylich, genau besehen über das Gebiet der Kunst weit hinaus und können also an verschiedenen Festen abgesungen werden . . .

Abgeg. d. 22ten May.

785.

An Charlotte v. Kalb.

Den Brief vor 14 Tagen habe ich erhalten und in Hofnung Sie bald zu sehen bißher nichts erwiedert. Körners sind fort und ich muß gestehen daß es mir leid that Ihr Verhältniß gegen diese Societät so wunderlich verrückt zu sehen.[1] Vorgestern war ich auf einige Stunden in Weimar

[1] Sie hatte am 21. Mai ihm geschrieben, daß zwischen ihr und Schiller und Körners eine Spannung bestehe, darin heißt es u. a.: „ich möchte gerne diese Disonanz in meinem Seyn wieder aufheben. Wollen Sie das Edle Wesen sein welches mir die Wohlthat erzeichen möchte? — Wenn Sie mich dieser Güte Werth achten — so werden Sie auch diese Angelegenheit meines Gemüths — mit dieser milden-schönen Eigenschaft behandlen. — Der höchste Grad Ihrer güte wäre — wenn Sie mich in einem leichten Chaischen selbst abholten. in dieser kranken stimmung fürchte ich mich fürs allein fahren. und hier hab ich niemand — als stumme. Will aber Schiller alle bekanntschaft aufgeben — so ist eine Frage ob Körner — Ja wohl Misdrauen — und Härte halten uns sonderbar aus einander."

nun bin ich etwa noch acht Tage hier. Ich werde von Ihrem Briefe nichts erwähnen, allein von Ihrer Eröffnung den Gebrauch machen den Sie wünschen. Möchte daraus eine gute Wirckung entstehen! Das Leben geht hin und die Lust daran will sich so selten einstellen. Leben Sie recht wohl.

Jena d. 22. May 96. Goethe.

786.*

An W. v. Humboldt.

(Jena, 27. Mai.)

... Ich danke Ihnen für den Antheil, den Sie fortgesetzt an meinen Arbeiten nehmen. Was Sie über das Märchen sagen, hat mich unendlich gefreut. Es war freilich eine schwere Aufgabe, zugleich bedeutend und deutungslos zu sein. Ich habe noch ein anderes im Sinne, das aber, gerade umgekehrt, ganz allegorisch werden soll, und das also ein sehr subordinirtes Kunstwerk geben müßte, wenn ich nicht hoffte, durch eine sehr lebhafte Darstellung die Erinnerung an die Allegorie in jedem Augenblick zu tilgen. Ich lege die Abschrift einer Idylle[1] bei, ich bitte, sie nicht aus Händen zu geben, und wünsche dieser Production, zu der ich selbst einige Neigung habe, eine gute Aufnahme.

Daß Sie meine Schöne Seele nicht in den Kreis Ihrer Affection einschließen würden, konnte ich ungefähr voraussehen, bleiben Sie Ihren Vettern und Nichten desto gewogener, wenn das siebente und achte Buch, das wol bald vom Stapel laufen wird, sie zu Ihnen hinbringt.

Schiller hat ja wol von Iffland's Besuch bei uns etwas gesagt, es war wirklich ein interessanter Moment.

[1] „Alexis und Dora“.

Schiller blieb über drei Wochen bei uns, jetzt aber setzt er sein altes Leben wieder fort und verläßt beim schönsten Wetter seine Stube nie.

Meinen Cellini[1] darf ich Ihnen ja wol nicht empfehlen; ich hoffe, dieser sonderbare Mann soll Ihnen in der Übersetzung, wenn Sie das Original nicht kennen, noch manches Vergnügen machen . . .

787.*

An C. G. Voigt.

. . . Übrigens ist hier unter Bürgern und Bürgergenossen eine unglaubliche Thätigkeit und ich glaube daß es der Moment wäre Liederlichkeit und Unart auf ewig von hier zu verbannen, wenn man von oben herein, gerade jetzt, eingreifen wollte; jeder fängt an den Werth des Besitzthums zu fühlen, mancher wendet Geld und Kräfte hierher, weil er Geld und Kräfte findet, und es wäre doch schön wenn wir noch manches mit offnen Augen sehen könnten, was wir der Nachwelt vielleicht hinterlassen müssen zu thun, wenn wir sie zuschließen.

Sie sehen auch hieraus daß eine gewisse Kraft und Neigung nicht müssig seyn kann, und daß ich, da mir die Franzosen den Weg nach Italien abschneiden, zu Hause im kleinen nützlich zu seyn wünschte. Wie wohl es mir thut mich auch hierinn an Sie wenden zu können, sagt Ihnen unser alt Verhältniß. Erhalten Sie sich den guten Muth und Ihre Gesundheit, die mir vor allen unschätzbar sind . . .

---

[1] „Benvenuto Cellini", der in den „Horen" (6. Band) zu erscheinen begonnen hatte.

788.

An Friederike Helene Unger, geb. v. Rothenburg.

Sie haben mir, wertheste Frau, durch Ihren Brief und die überschickten Lieder sehr viel Freude gemacht. Die trefflichen Compositionen des Herrn Zelter[1] haben mich in einer Gesellschaft angetroffen, die mich zuerst mit seinen Arbeiten bekannt machte. Seine Melodie des Liedes: ich denke dein[2] hatte einen unglaublichen Reitz für mich, und ich konnte nicht unterlassen selbst das Lied dazu zu dichten, das in dem Schillerschen Musenalmanach steht.

Musik kann ich nicht beurtheilen, denn es fehlt mir an Kenntniß der Mittel deren sie sich zu ihren Zwecken bedient; ich kann nur von der Wirkung sprechen, die sie auf mich macht, wenn ich mich ihr rein und wiederholt überlasse; und so kann ich von Herrn Zelters Compositionen meiner Lieder sagen: daß ich der Musik kaum solche herzliche Töne zugetraut hätte.

Danken Sie ihm vielmals und sagen Sie ihm daß ich sehr wünschte ihn persönlich zu kennen, um mich mit ihm über manches zu unterhalten. In dem achten Bande meines Romans wird zwar kein Raum für Gesänge bleiben, doch ist der Nachlaß Mignons und des alten Harfenspielers noch nicht erschöpft, und ich werde alles was davon das Licht erblicken kann Herrn Zelter am liebsten vertrauen.

Indessen schick' ich vielleicht bald einige andere Lieder mit der Bitte sie für den Schiller'schen Musenalmanach zu

---

[1] Karl Fr. Zelter (1758—1833), der bekannte Maurermeister und Komponist, von 1800 Direktor der Berliner Singakademie, hatte Frau Unger ersucht, seine Kompositionen Goethe vorzulegen.

[2] Von Friederike Brun.

componiren, die ich dieser Antwort beyzufügen hoffte, deswegen sie auch länger als billig zurückgeblieben ist.

Haben Sie Dank, wertheste Frau, für ihre Bemühung und glauben Sie daß ich den Antheil zu schätzen weiß, den gute und gebildete Seelen an mir und an den Arbeiten nehmen, durch die ich einen Theil meiner Existenz auch entferntern mir unbekannten Gemüthern nahe bringen kann.

Herrn Unger[1] sagen Sie auf seinen letzten Brief: daß ich nicht aus Deutschland gegangen seyn würde, ohne den vierten Band in seine Hände zu liefern. Jetzt, da mir, wenigstens für den Augenblick, der Weg nach Italien abgeschnitten ist, so soll er ihn auch nicht später erhalten. Es kommt nur darauf an, daß ich Muth fasse und das siebente Buch abschicke. Ich muß dabey wie bey den vorigen Bänden immer denken: daß nicht aller Tage Abend sey, und daß an einer solchen Arbeit, wenn man sie erst einmal, im Ganzen, mit fremden Augen gesehen hat, künftig doch noch manches nachzuholen seyn wird. Leben Sie recht wohl und gedenken Sie meiner in Ihrem Kreise.

Weimar am 13ten Junius 1796.

789.*

An Schiller.

... Herders zwey neue Bände[2] habe ich auch mit großem Antheil gelesen. Der siebente besonders scheint mir vortrefflich gesehen, gedacht und geschrieben, der achte so viel treffliches er enthält macht einem nicht wohl und es ist dem Verfasser auch nicht wohl gewesen, da er ihn schrieb. Eine

---

[1] Ihr Gatte, Goethes Verleger.

[2] Der „Briefe über Humanität“, vergl. auch den nächsten Brief.

gewisse Zurückhaltung, eine gewisse Vorsicht, ein Drehen und Wenden, ein Ignoriren, ein kärgliches Vertheilen von Lob und Tadel macht besonders das was er von deutscher Litteratur sagt äußerst mager. Es kann auch an meiner augenblicklichen Stimmung liegen, mir kommt aber immer vor, wenn man von Schriften, wie von Handlungen, nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran daß es der Rede gar nicht wert ist. Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige reelle, und was wieder Realität hervorbringt, alles andere ist eitel und vereitelt nur.

Weimar den 14. Junius 96. G.

790.*

An J. H. Meyer.

Weimar den 20. Junius 1796.

... Bey Ihrer Abwesenheit und bey der ganzen jetzigen Lage tröstet mich das am meisten, daß wir, die wir nun einmal verbunden sind, einander so rein und sicher entgegen arbeiten. Von Schillern bin ich gewiß daß er nicht rückwärts geht, dagegen hat Freund Humanus,[1] in dem achten Bande der Briefe über Humanität, vor kurzem, noch ein böses Beyspiel gegeben was Willkürlichkeit im Urtheil, wenn man sie sich einmal erlaubt, bey dem größten Verstande für traurige Folgen nach sich zieht. Eine Parentation kann nicht lahmer seyn als das, was über deutsche Litteratur in gedachter Schrift gesagt wird. Eine unglaubliche Duldung gegen das Mittelmäßige, eine rednerische Vermischung des Guten und des

---

[1] Herder.

Unbedeutenden, eine Verehrung des Abgestorbenen und Vermoderten, eine Gleichgültigkeit gegen das Lebendige und Strebende, daß man den Zustand des Verfassers recht bedauern muß, aus dem eine so traurige Composition entspringen konnte. Und so schnurrt auch wieder durch das Ganze die alte, halbwahre Philisterleyer: daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen. Das erste haben Sie immer gethan und müssen es thun, weil ihre Gesetze so gut als das Sittengesetz aus der Vernunft entspringen, thäten sie aber das zweyte, so wären sie verloren und es wäre besser daß man ihnen gleich einen Mühlstein an den Hals hinge und sie ersäufte, als daß man sie nach und nach ins nützlich-platte absterben ließe.

... Richter aus Hof, der allzubekannte Verfasser des Hesperus ist hier. Es ist ein sehr guter und vorzüglicher Mensch, dem eine frühere Ausbildung wäre zu gönnen gewesen, ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht noch könnte zu den unsrigen gerechnet werden ... G.

Ueber Richter (Jean Paul) heißt es dann weiter in Brief

791*

An Schiller.

Richter ist ein so complicirtes Wesen, daß ich mir die Zeit nicht nehmen kann Ihnen meine Meinung über ihn zu sagen, Sie müssen und werden ihn sehen und wir werden uns gern über ihn unterhalten. Hier scheint es ihm übrigens wie seinen Schriften zu gehn, man schätzt ihn bald zu hoch, bald zu tief und niemand weiß das wunderliche Wesen recht anzufassen.

Mit Cellini glückt es uns durchaus und da es auch unsere Convenienz ist, so lassen Sie uns das Eisen schmieden, so lange es warm bleibt. Sagen Sie mir wann Sie wieder eine Lieferung brauchen.

Hier lege ich Ihnen ein Pasquill[1] bey, das Sie in eine ganz eigene Welt führen wird, und das, ob es schon sehr ungleich ist, doch einige Capitalspäße enthält und gewisse Hasenfüße, Heuchler, Philister und Pedanten toll genug durchnimmt. Lassen Sie es niemand sehen und schicken es gleich wieder zurück.

abgeschickt d. 22. Juni 96. G.

792.

An Schiller.

Herzlich froh bin ich, daß wir auch endlich diese Epoche erreicht haben und daß ich Ihre ersten Laute über das achte Buch[2] vernehme. Unendlich viel ist mir das Zeugniß werth daß ich, im Ganzen, das was meiner Natur gemäß ist, auch hier, der Natur des Werks gemäß hervorgebracht habe. Ich schicke hier das siebente Buch und werde, wenn ich Ihre Gesinnungen erst umständlicher weiß, mich mit Lust nochmals ans achte begeben.

Etwa 8 Tage wird meine Zeit durch äußere Geschäfte aufgezehrt werden, welches auch recht gut ist, denn man würde zuletzt über die Märchen selbst zur Fabel. Alsdann sollen die Xenien, Cellini und der Roman den übrigen Juli in sich theilen. Ich habe beynah Ihre Lebensart erwählt und geh auch kaum aus dem Hause.

---

[1] „Germania im Jahre 1795". (Stuttg. 1796).
[2] Von „Wilhelm Meister".

Die neuen Xenien von der würdigen, ernsten und zarten Art sind Ihnen sehr glücklich gerathen, ich habe zur Completirung dieser Sammlung, auch von meiner Seite, allerley Aussichten, wenn sich nur die Stimmung dazu findet.

Es ist mir doch lieb daß Sie Richtern gesehen haben, seine Wahrheitsliebe und sein Wunsch etwas in sich aufzunehmen hat mich auch für ihn eingenommen. Doch der gesellige Mensch ist eine Art von theoretischem Menschen, und wenn ich es recht bedenke, so zweifle ich ob Richter im praktischen Sinne sich jemals uns nähern wird, ob er gleich im Theoretischen viele Anmuthung zu uns zu haben scheint.

Leben Sie recht wohl und lassen uns diesen Monat viel an einander schreiben, denn das was geschehen soll verlangt viel Aufmunterung.

Weimar den 29. Juni 1796. G.

793*

An Schiller.

Herzlich danke ich Ihnen für Ihren erquickenden Brief[1] und für die Mittheilung dessen, was Sie bey dem Roman, besonders bey dem achten Buche, empfunden und gedacht. Wenn dieses nach Ihrem Sinne ist, so werden Sie auch Ihren eigenen Einfluß darauf nicht verkennen, denn gewiß ohne unser Verhältniß hätte ich das Ganze kaum, wenigstens nicht auf diese Weise, zu Stande bringen können. Hundertmal, wenn ich mich mit Ihnen über Theorie und Beyspiel unterhielt, hatte ich die Situationen im Sinne, die jetzt vor Ihnen liegen, und beurtheilte sie im Stillen nach den Grundsätzen

[1] Es handelt sich um die liebevoll eingehende Kritik Schillers über „Wilhelm Meister" vom 2., 3. und 5. Juli.

über die wir uns vereinigten. Auch nun schützt mich Ihre warnende Freundschaft vor ein Paar in die Augen fallenden Mängeln, bey einigen Ihrer Bemerkungen habe ich das sogleich gefunden wie zu helfen sey, und werde bey der neuen Abschrift davon Gebrauch machen.

Wie selten findet man bey den Geschäften und Handlungen des gemeinen Lebens die gewünschte Theilnahme, und in diesem hohen ästhetischen Falle ist sie kaum zu hoffen, denn wie viele Menschen sehen das Kunstwerk an sich selbst, wie viele können es übersehen, und dann ist doch nur die Neigung, die alles sehen kann was es enthält, und die reine Neigung, die dabey noch sehen kann was ihm mangelt. Und was wäre nicht noch alles hinzu zu setzen um den einzigen Fall auszudrucken, in dem ich mich nur mit Ihnen befinde . . .

Donnerstag (7. Juli) G.

794*

An Schiller.

Zu dem neuen Ankömmling[1] wünsche ich von Herzen Glück, mögen Sie recht viel Freude an dem Knabenpaar erleben. Grüßen Sie Ihre liebe Frau auf das beste und schönste von mir.

Künftigen Sonnabend, wenn mir es möglich ist, komme ich Sie zu besuchen. Über den Roman müssen wir nun nothwendig mündlich conferiren, auch wegen der Xenien und mancher anderer Dinge, die ich auf dem Herzen habe. Bey jenem wird die Hauptfrage seyn: wo sich die Lehrjahre

[1] Am 11. Juli „Nachmittag 3 Uhr" hatte Schiller ihm geschrieben: „Vor 2 Stunden erfolgte die Niederkunft der kleinen Frau"; der Knabe erhielt die Namen Ernst Friedrich Wilhelm. Die Taufe erfolgte am 14. Juli. Goethe schreibt an Schiller am 13.: „Zur Taufe hätte ich mich ohngebeten eingestellt, wenn mich diese Ceremonien nicht zu sehr verstimmten."

schließen, die eigentlich gegeben werden sollen, und in wie fern man Absicht hat, künftig die Figuren etwa noch einmal auftreten zu lassen. Ihr heutiger Brief deutet mir eigentlich auf eine Fortsetzung des Werks, wozu ich denn auch wohl Idee und Lust habe, doch davon eben mündlich. Was rückwärts nothwendig ist muß gethan werden, so wie man vorwärts deuten muß, aber es müssen Verzahnungen stehen bleiben, die, so gut wie der Plan selbst, auf eine weitere Fortsetzung deuten. Hierüber wünsche ich mich recht mit Ihnen auszusprechen. Schicken Sie mir nichts mit den Botenweibern und behalten das Manuscript. Die Xenien, Cellini und sonst noch was vielleicht bringe ich mit. Grüßen Sie Schlegeln und seine Frau,[1] ich freue mich beyde diesmal zu finden . . .

Weimar den 12. Juli 1796. G.

795.*

An C. G. Voigt.

. . . Wegen des Theaters muß ich auch einige Worte erwähnen und bitten Serenissimo deßhalb Vortrag zu thun; in Lauchstädt haben wir wie vor dem Jahr sehr gute Einnahmen und sie würden, wenn das Haus größer wär, noch besser seyn. Von da aus dachten wir sie nach Rudolstadt zu schicken, wo Vogelschießen seyn soll, unter den jetzigen Umständen zaudert man aber dieses Fest gewiß anzusetzen, und wir möchten nicht gerne nach Erfurt, weil wir nicht allein daselbst, wenn man uns auch aufnähme, unsern ganzen Lauchstädter Gewinst, sondern noch mehr zusetzen, und uns

[1] A. W. v. Schlegel war seit dem 1. Juli mit Caroline, der Witwe Böhmers, Tochter des Göttinger Professors Michaelis, verheiratet. Am 8. Juli war das Ehepaar in Jena eingetroffen.

also auf den Winter verkürzen würden. Nun bleibt noch Jena übrig, wo man das Theater lange gewünscht hat. Ich weiß Serenissimus sind gegen diese Idee und ich bin eigentlich nicht dafür. Ich will aber doch, theils weil man es von mir verlangt, theils weil mir das Heil der Casse am Herzen liegt, hiermit vorlegen was sich günstiges dafür sagen läßt.

In dem Ballhaus wäre sehr leicht ein anständiges Theater zu errichten. Viele Professoren wünschen es, die ältern weil sie nicht leicht nach Weimar herüber kommen, die jüngern weil sie das Theater gewohnt sind, von den Studenten versteht sichs von selbst. Alles scheint in dem gegenwärtigen Augenblick sowohl innerlich als äußerlich moralisch und policeymäßig beruhigt daß man keinen Exceß zu fürchten brauchte, ja es wäre gewissermaßen gut, wenn man durch einen solchen Versuch, mit der gehörigen Vorsicht, die Ruhe und Ordnung die auf der Akademie herrscht augenscheinlich darlegte. Da jedoch Niemand für den Zufall stehen kann, so hängt es, möcht ich sagen, bloß davon ab wie Serenissimus die Sache ansehen. Die übrigen Höfe haben sich zwar in eine solche bloße Policeysache nicht zu mischen, es wäre aber doch, wenn Serenissimus nicht ganz abgeneigt sind, vielleicht gut mit Herrn von Frankenberg[1] zu conferiren.

Noch einen andern Vorschlag hat die immer rege Sorge des Herrn Hofkammerraths für das Wohl der Casse gethan: man solle nämlich die Erlaubniß zu erhalten suchen in Magdeburg zu spielen, Bellomo[2] hat dort schon einmal gute Einnahmen gehabt und man hätte die Gesellschaft, selbst im Falle wenn die Franzosen sich nähern sollten, untergebracht. Es hat zwar schon eine Gesellschaft ein Privilegium,

---

[1] Sylvius Fr. Ludwig v. Frankenberg, Minister in Gotha.
[2] Der frühere Weimarer Theaterdirektor (Band III, Seite 285).

die aber, so viel wir wissen, lange nicht daselbst gewesen ist. Die Zeit ist freylich sehr kurz, man könnte aber doch immer noch jemanden mit dem Freytägigen Cammerwagen auf Magdeburg und von da nach Berlin schicken, um in loco theils zu negotiiren theils sich umsehen zu lassen. Die Haupterfordernisse zu dieser Expedition würden freylich Briefe an General Kalkstein,[1] als Commandant, und sodann nach Berlin an die obern Instanzen und die untern Hülfsorgane seyn. Wir nehmen vielleicht einen gescheuten Acteur zu dieser Mission, der, wenn er in Magdeburg die Unthunlichkeit sähe sogleich wieder zurückkehren müßte. In dem Falle daß dieser Vorschlag gebilligt würde, wollte ich mir bald möglichst die nöthigen Depeschen und auch allenfalls einen Brief von Ihnen selbst an Bekannte in Berlin mit ausbitten. Sie sehen daß die kleine Welt der großen nachäfft und auch bald Stafetten, Emissare und Negotiateurs auszusenden wünscht.

Leben Sie recht wohl. Empfehlen mich Durchl. dem Herzog. Wie befindet sich Ihr Herr Sohn in seiner neuen Karriere? Weimar den 25. Juli 96.

G.

796.*

An Schiller.

Die Xenien kommen sogleich wieder zurück, ich habe nur wenige Anmerkungen gemacht und erinnere nur noch daß wir in Eudämonia das i lang gebraucht haben, welches wohl nach dem Accent, nicht aber nach der Quantität richtig ist. Wahrscheinlich brauchen Sie diese paar Epigramme nicht.

---

[1] Ludwig Karl v. Kalkstein (1725–1800).

Überhaupt will ich Ihnen nicht leugnen, daß es mir einen Augenblick recht wehe gethan hat unser schönes Garten- und Luftgebäude, mit den Augen des Leibes, so zerstört, zerrissen, zerstrichen und zerstreut zu sehen. Die Idee war zu schön, zu eigen und einzig als daß ich mich nicht, besonders da sich bey mir eine Idee, ein Wunsch leicht fixirt, darüber betrüben sollte für immer darauf renunciiren zu müssen. Doch mag es denn auch an dem Spaße genug seyn den uns der Gedanke indessen gemacht hat, es mag genug seyn daß nun so viel Stoff da ist, der zu einem andern Körper nun wieder verarbeitet werden kann. Die Zusammenstellung in Ihrem Almanach wird mich schon wieder trösten, nur bitte ich meinen Namen so wenig als möglich unter die Gedichte zu setzen. Die wenigen welche ich die Zeit hervorgebracht habe muß ich für den Augenblick liegen lassen, ich bringe sie mit, wenn ich komme, und bis dahin wird der neue Körper des Almanachs schon so lebendig und mächtig seyn, um sie sich zu assimiliren.

Noch eins, ich wünschte daß alles wegbliebe, was in unserm Kreise und unsern Verhältnissen unangenehm wirken könnte. In der ersten Form forderte, trug, entschuldigte eins das andere, jetzt wird jedes Gedicht nur aus freyem Vorsatz und Willen eingeschaltet und wirkt auch nur einzeln für sich.

Vom Roman ist gar nichts zu sagen; er hält einen Mittagsschlaf und ich hoffe er soll gegen Abend desto frischer wieder aufstehn.

In meinen Beobachtungen über Pflanzen und Insecten habe ich fortgefahren und bin ganz glücklich darinne gewesen. Ich finde, daß wenn man den Grundsatz der Stetigkeit recht gefaßt hat und sich dessen mit Leichtigkeit zu bedienen weiß, man weder zum Entdecken noch zum Vortrag bey organischen Naturen etwas weiter braucht. Ich werde ihn jetzt auch

an elementarischen und geistigen Naturen probiren, und er mag mir eine Zeit lang zum Hebel und zur Handhabe bey meinen schweren Unternehmungen dienen . . . .

Weimar den 30. Jul. 1796. G.

797.

An Marianne Meyer.[1]

(August 1796.)

Hätten Sie mir, liebe Freundin, geschrieben, daß Ende Septembers Ihr Weg durch Weimar gehe, und daß Sie sich freuen würden mich dort zu finden, so würde ich mich auch recht herzlich gefreut und alles mögliche gethan haben, zur rechten Zeit, um mit meinem besten Willen und Kräften Sie zu empfangen, am Platze zu seyn; da Sie aber eigentlich nur durch einen Ummeg zu uns gelangen, und unsere öffentliche und meine innere Lage ein wenig zweydeutig und zweifelhaft ist, so möchte ich auf Ihren lieben Brief antworten: thun Sie was Ihnen Ihr Herzchen und Köpfchen sagt und machen Sie es alsdenn mit denen aus, wenn etwas mißrathen sollte. Zu Hause bin ich höchst wahrscheinlich und ich kann es Ihnen bis dahin doch noch gewisser sagen, und wenn ich gleich in meinen vielfachen Verhältnissen nicht eben immer mit Leib und Seele zu Hause bin, wie es wohl in Karlsbad zwischen dem grünen Papageyen und den drey Karpen gewöhnlich war, so werden Sie auch das zurechtzulegen

[1] Goethe hatte sie im Juli 1795 in Karlsbad kennen gelernt (Brief 752). Marianne Meyer, die Tochter eines reichen jüdischen Kaufmanns in Berlin, hatte den Fürsten Heinrich XIV. von Reuß geheiratet, der seit 1785 als österreichischer Gesandter in Berlin lebte. Die Ehe war eine heimliche; Marianne behielt den Mädchennamen bei, wohnte nicht im Hause des Gesandten, wurde aber überall als seine Gattin betrachtet.

wissen. Schreiben Sie mir bald und ich will geschwinder antworten als dießmal, denn bey Ankunft Ihres Briefes war unsere äußere Lage gar ungewiß.

Hier leg ich den ersten Bogen von Schillers neuem Musenalmanach bey und freue mich diese Blätter bald in Ihren Händen zu wissen; es ist mein neustes Gedicht[1] und es ist mir zu verzeihen, wenn ich, für den Augenblick, einige Zärtlichkeit dafür habe; seyn Sie ihm auch ein wenig günstig und versäumen Sie nicht in der Einsamkeit und der Gesellschaft manchmal an mich zu denken.

798.

An Schiller.

Ob wir gleich mehr als jemals vom Augenblick abhängen, so hoffe ich doch es soll mich nichts hindern, morgen Abend bey Ihnen zu seyn. Die tabulas votivas bringe ich morgen wieder mit. Ihre Distichen sind außerordentlich schön und sie werden gewiß einen trefflichen Effect machen. Wenn es möglich ist daß die Deutschen begreifen, daß man ein guter tüchtiger Kerl seyn kann, ohne gerade ein Philister und ein Matz zu seyn, so müssen Ihre schönen Sprüche das gute Werk vollbringen, indem die große Verhältnisse der menschlichen Natur mit so viel Adel, Freyheit und Kühnheit dargestellt sind.

Weit entfernt daß ich die Aufnahme gewisser Arbeiten in den Almanach tadle. Denn man sucht dort gesellige Mannigfaltigkeit, Abwechslung des Tons und der Vorstellungsart, man will Masse und Menge haben, der gute Geschmack freut sich zu unterscheiden, und der schlechte hat Gelegenheit sich zu bestärken, indem man ihn zum besten hat.

[1] „Alexis und Dora".

Von so vielem andern mündlich. Ich hoffe wir wollen diesmal wieder zusammen eine gute Strecke vorwärts kommen. Da ich den Roman los bin, so habe ich schon wieder zu tausend andern Dingen Lust. Leben Sie recht wohl.

Weimar den 17. August 1796. G.

799.

An Christiane Vulpius.

Aus dem Feuerwerk, wie ich dir schon geschrieben habe, wird nichts und ich erwarte Nachricht ob du mich Sonnabend besuchen wirst, worauf ich mich sehr freue; ich kann noch nicht mit hinüber gehen, ich kann euch aber auch nicht da behalten, denn es ist noch sehr viel zu thun, wobey ich mir ganz allein überlassen seyn muß. Schicke mir mit den zurück kehrenden Botenweibern drey kleine Fläschchen Pyrmonter und bringe mir etwa 6 große mit: desgleichen schicke drey Bouteillen rothen Wein und bringe 6 Stück mit. Sonst weiß ich weiter nichts als daß ich wünsche daß euch das Späßchen auf den Sonnabend und Sonntag wohl gerathen möge. Grüße den Kleinen und lebe wohl.

Jena den 23. August 1796. G.

Willst du aber, wenn auch kein Ball wäre, Sonnabend herkommen und Sonntag wieder fortfahren, so sollst du mir auch mit dem Kleinen willkommen seyn. Du könntest auch, wenn du Werners mitbringen wolltest, Sonnabend spät wieder wegfahren. Das heißt wenn kein Ball wäre, oder Sonntags kommen, und auch Sonntags wieder wegfahren, oder es noch 8 Tage verschieben, da ich denn gewiß wieder mit zurück ginge; genug ich überlasse dir was du thun willst, wenn ich deine Entschließungen nur morgen Abend weiß.

800.

An Charlotte v. Stein.[1]

Sie erhalten, liebe Freundinn, ein ostensibles Blatt um es allenfalls der Herzoginn zu zeigen; ich habe wie Sie sehen werden, in Absicht auf die Stelle[2] meine Meynung geändert, und der Vorschlag hat so mehr Gestalt. Ich glaube aber nicht daß etwas zu wircken ist, der Herzog hat vor solchen Planen einen natürlichen und raisonnirten Abscheu. Indessen muß die Sache zur Sprache kommen und man thut wenigstens einen Vorschlag zum Gegengewicht gegen jene Anträge.

Man wird sich weigern etwas festzusetzen, der Assessor wird in preusische Dienste gehen und die Sache wird mit einigen kleinen Unannehmlichkeiten abgethan seyn.

Bey mir ist Friz ganz entschuldigt, wer gerne leben mag und ein entschiedenes Streben in sich fühlt, einen freyen Blick über die Welt hat, dem muß vor einem kleinen Dienst wie vor dem Grabe schaudern. Solche enge Verhältnisse können nur durch die höchste Consequenz, wodurch sie die Gestalt einer großen Haushaltung annehmen, interessant werden.

Hierbey liegt auch ein Brief an Fritz, ich weiß ihm nichts weiter zu sagen, denn, wie ich Ihnen schon eröffnet habe, glaube ich daß die Sache gemacht ist.

Leben Sie recht wohl, erlauben Sie, wenn ich zurückkomme daß ich weiter hierüber spreche. Erlauben Sie auch

---

[1] Der erste Brief nach siebenjähriger Pause, seit 8. Juni 1789 (Bd. III, S. 259).

[2] Fritz v. Stein beabsichtigte, in preußische Dienste zu gehen; um ein direktes Entlassungsgesuch an den Herzog zu vermeiden, sollte Fritz sich um die Kammerpräsidentenstelle in Eisenach beim Herzog bewerben und dann, wenn er sie, wie vorauszusehen, nicht erhielte, seine Entlassung erbitten.

ferner meinem armen Jungen, daß er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und sich an Ihrem Anblick bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran dencken daß Sie ihm so wohl wollen.[1]

Jena d. 7. Sept. 1796. G.

801.

An Kirms.*

. . . Aus unserem hiesigen Theaterbaue wird bey den großen Ansprüchen und bey der wenigen ernsthaften Theilnehmung des hiesigen Publikums wohl nichts werden. Ich schlug eine Subscription vor, wodurch man gegen eine gewisse Anzahlung das Recht auf gewisse bestimmte Plätze erwerben sollte ohne jedoch von dem Entrégelde befreyt zu seyn, allein man glaubte nicht über zwölf Personen zu einer solchen Subscription zusammen zu bringen . . .

Ich schicke das Buch von Macbeth zurück, Herr Vulpius muß es auf alle Fälle noch erst durchsehen und mir Vorschläge thun, wie einige Personen zusammen zu ziehen wären, doch die Veränderungen selbst noch nicht machen.[2] Ich kann gegenwärtig das Stück weder durchlesen noch durchdenken, ich habe zwar nichts dagegen daß es gespielt werde, allein es wird Ihnen so viel und mehr Mühe als eine neue Oper machen. Leben Sie indessen recht wohl, ich hoffe bald nach Weimar zurück zu kehren.

Jena den 13. Sept. 1796. G.

---

[1] Hierauf antwortet Charlotte am 10. September: „August ist eben bey mir recht artig, es thut mir ordentlich weh mich so lang von ihm zu trennen; Sie müssen meinem Hertzen eigentlich sehr natürlich finden, daß ich Ihr Kind so lieb haben muß."

[2] Die Bearbeitung hat dann bekanntlich Schiller übernommen; die erste Aufführung fand jedoch erst am 14. Mai 1800 statt.

802.

An F. H. Jacobi.

Aus dem Brief an Max[1] siehst du wie es mit mir steht und daß ich, da mein Flug nach Süden gehemmt worden, für diesen Winter wieder hier leibeigen bin.

Es wäre mir von so viel Freude als Nutzen gewesen dich wieder zu sehen. Denn erstlich ist der Roman nun fertig, und ich hätte dich gern, über dieses Ganze ohne Ende, umständlich gehört; dann habe ich mich mit allen meinen Kräften auf das epische geworfen und will sehen, am Ende meiner Laufbahn, auch noch um diesen Eckstein herumzukommen, worüber ich denn sehr gerne theoretisch mit dir geschwatzt und dir meine Versuche vorgelegt hätte. Eben so wichtig wäre es mir gewesen dir meine weiter verbreiteten und besser geordneten Plane über die natürlichen Dinge darzustellen, weil es besonders jetzt auf Ausbildung des Subjects ankommt, daß es so rein und tief als möglich die Gegenstände ergreife und nicht bey mittlern Vorstellungsarten stehen bleibe, oder wohl gar sich mit gemeinen helfe. Du würdest mich nicht mehr als einen so steifen Realisten finden, es bringt mir großen Vortheil daß ich mit den andern Arten zu denken etwas bekannter geworden bin, die ich, ob sie gleich nicht die meinigen werden können, dennoch als Supplement meiner Einseitigkeit zum praktischen Gebrauch äußerst bedarf.

Du wirst wahrscheinlicher Weise meinen Roman eher aus dem Buchladen als von mir erhalten, ich habe selbst noch kein Exemplar, weil das Glätten aufhält. Es war ungeschickt von mir daß ich dir nicht eins direct aus Berlin adressiren ließ; sobald mein Paket ankommt, sende ich eins ab.

---

[1] Jacobis Sohn.

Auf Maxens Ankunft freue ich mich sehr. Ich hoffe er wird eine Zeit lang bey mir bleiben können, da Meyer nicht hier ist, kann ich ihn recht gut logiren. Lebe wohl und gedenke mein unter den deinigen, und behalte mich lieb.

Humboldt kommt nun auch bald wieder, ich freue mich besonders dessen was er von dir erzählen soll.

Weimar den 17. Octobr. 1796. G.

803.*

An Schiller.

. . . An das letzte Stück der Horen dieses Jahres wie an die ersten des folgenden habe ich auch schon gedacht, es ist mir aber leider noch kein Rath erschienen. Was ich von alten Sachen habe, hat keine rechte Gestalt und ist eigentlich verlegene Waare. Das Tagebuch meiner Reise von Weimar bis Rom, meine Briefe von dort her, und was sonst allenfalls davon unter meinen Papieren liegt, könnte nur durch mich redigirt werden, und dann hat alles, was ich in dieser Epoche aufgeschrieben, mehr den Charakter eines Menschen der einem Druck entgeht, als der in Freyheit lebt, eines Strebenden, der erst nach und nach gewahr wird, daß er den Gegenständen, die er sich zuzueignen denkt, nicht gewachsen ist, und der am Ende seiner Laufbahn erst fühlt, daß er erst jetzt fähig wäre von vorn anzufangen. Zu einer absichtlichen Composition umgearbeitet würden solche Actenstücke wohl einigen Werth erlangen, aber so in ihrer lieben Natur sind sie gar zu naiv.[1]

[1] In den „Grenzboten" von 1873 teilt C. A. H. Burkhardt noch einige zu diesem Briefe, d. h. nicht zu dem abgesandten Briefe, sondern zu dem Diktat desselben gehörige und dann ersichtlich kassierte Stellen mit. Im Anschluß an obigen Satz heißt es darin: „Ich habe auch schon gedacht, ob man nicht die drey Gesänge meines epischen Gedichts indessen sollte etwa ins erste Stück geben, bis das liebe Frühjahr

Mit dem Weimarischen Publiko bin ich im Ganzen wegen des Almanachs ziemlich zufrieden, doch ist der Gang immer eben derselbe, die Xenien verkaufen die Tabulas votivas und was sonst gutes und ernsthaftes in dem Büchlein stehen mag. Daß man nicht überall mit uns zufrieden seyn sollte, war ja die Absicht, und daß man in Gotha ungehalten ist, ist recht gut. Man hat dort mit der größten Gemüthsruhe zugesehen, wenn man mir und meinen Freunden höchst unartig begegnete, und da das litterarische Faustrecht noch nicht abgeschafft ist, so bedienen wir uns der reinen Befugniß uns selbst Recht zu verschaffen, und den nekrologischen Schnabel[1] zu verrufen, der unserm armen Moritz, gleich nach dem Tode, die Augen aushackte. Ich erwarte nur daß mir jemand was merken läßt, da ich mich denn so lustig und artig als möglich expectoriren werde.

Ich wünsche sehr zu hören daß der Wallenstein Sie ergriffe, es würde Ihnen und dem deutschen Theater recht wohl bekommen.

Ich habe diese Tage angefangen die Eingeweide der Thiere näher zu betrachten und wenn ich hübsch fleißig fortfahre, so hoff ich diesen Winter diesen Theil der organischen Natur recht gut durchzuarbeiten. Leben Sie recht wohl. Ich wünsche gar sehr Sie bald wieder zu sehen.

Weimar den 26. Octobr. 1796. G.

---

die übrigen brächte. Es ist aber auch gewagt, den Anfang besonders von so einer kleinen Composition die sich leicht übersehen läßt zu publiciren und dann muß man doch auch den leidigen Mammon gedenken, denn da das Ganze so stark wird, als die Luise von Voß, so würde es wenigstens einen halben Band meiner Schriften geben, wobey ich dennoch den Spaß hätte, es auf Einmal gedruckt zu sehen, ich weiß daher nicht recht, was man thun oder lassen soll."

[1] Gemeint ist Schlichtegroll, Professor und Bibliothekar in Gotha, Herausgeber des „Nekrologs merkwürdiger Deutschen". Er hatte darin über K. Ph. Moritz einen sehr abfälligen Nachruf gebracht. Gegen Schlichtegroll richteten Goethe und Schiller drei Xenien; darin wird er einmal (im „Zeichen des Raben") das „nekrologische Thier" genannt.

804.*

An J. H. Meyer.

. . . Es ist mir sehr lieb, daß Ihnen die vortreffliche reisende Dame[1] aufgestoßen ist und daß Sie durch dieses Musterbild einen Begriff von dem christlich-moralisch-ästhetischen Jammer bekommen haben, der sich an den Ufern der Ostsee in der ohnmächtigsten Aufgeblasenheit versammelt. Es ist weder ein Bund noch eine Gesellschaft sondern der höchste Grad von Schwäche, Armuth, Verworrenheit und Eigendünkel, der sie verbindet, denn im Grunde sind sie mit einander gar nicht einig als darinn, daß sie gerne alles was sich über den Niveau ihrer Misère erhebt dem Erdboden gleich machen möchten.

Wir haben in dem Schillerischen Musenalmanach eine sehr lebhafte Kriegserklärung gegen das Volk gethan und sie so gewürzt daß sie wenigstens jedermann lesen wird, denn da die Gesellen mit ihrer Druckserey, Schmeicheley, Schleicherey und heiligen Kunstgriffen aller Arten, immer, theils im Stillen fortfahren, theils auch sich gelegentlich mit einem vornehmen Christenblicke öffentlich sehen lassen; so bleibt nichts übrig als ihnen hartnäckig und lebhaft zu zeigen, daß man in der Opposition verharren werde. — Der alte Kant hat sich, Gott sey Dank, endlich über die Herren auch ereifert und hat einen ganz allerliebsten Auffatz:[2] über die vornehme Art zu philosophiren in die Berliner Monatschrift[3] setzen lassen, er hat niemand genannt, aber die philosophischen Herrn Aristokraten recht deutlich bezeichnet. Ich

---

[1] Friederike Brun (geb. 1765) schrieb Gedichte in der Art Matthissons und lehrhafte Reisebeschreibungen.

[2] „Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie".

[3] Berlinische Monatsschrift, hrsg. von Gedicke u. Biester.

hoffe wir sollen uns bey unserm bösen Ruf erhalten und ihnen mit unserer Opposition noch manchen bösen Tag machen. Sie haben zwar die Menge für sich aber es wird ihnen doch immer weh, wenn man auf ihre Schattengötzen auch nur mit der Laterne zugeht und dann ist es das lustigste daß, wie bey andern Parteyverhältnissen, die Familien unter sich nicht einig sind und ehe man sichs versieht einmal ein Sohn oder eine Tochter sich zu unserm credo herüberneigt . . .

W. d. 30. Ocktbr. 96. G.

805.

An Christiane Vulpius.

Die Fahrt war, ohngeachtet des bösen Wegs, doch bey so schönem Wetter sehr angenehm und Gustel war sehr lustig und unruhig, so wie er auch heute Nacht sein Väterchen oft aufgeweckt hat. Nachdem wir erst den Ofen haben verschmieren lassen, der gestern Abend über die Maßen rauchte, wird nun unser Zimmer ganz freundlich werden und ich hoffe einzugewohnen und auch etwas zu arbeiten. Lebe recht wohl, Gustel läßt dich grüßen und fragen ob das Judenkrämchen nicht angekommen ist? Dieses bringt ein Kammerbote, der aber nicht zurückgeht. Ich schicke wahrscheinlich erst Donnerstags einen Boten.

Ilmenau d. 31. Oct. 96.

Das Wetter war heut früh trübe und klärt sich auf. Wenn es sich hält, so habe ich übrigens hier angenehme Zeit.

Gestern Abend wollte mirs gar nicht gefallen. Es war so unwöhnlich in dem Wirthshause und der Rauch des Ofens machte meinen Wunsch nach Hause rege. Nach und nach wird es schon besser gehn. Lebe wohl liebes Kind. Der Bube ist gar artig. G.

Dienstag den 1. Novembr.

Das Vorstehende sollte schon gestern fort, ist aber liegen geblieben, nun schicke ich diesen Brief durch eine Botenfrau, die wieder zurückkehrt. Wenn du also dieses erhältst, so schicke alles was an mich eingekommen ist, versteht sich von Briefen und kleinen Paketen, an Herrn Geh. Rath Voigt. Noch will mirs hier nicht recht behagen, denn der Kleine, so artig er auch übrigens ist, läßt mich die Nächte nicht ruhig schlafen und Morgens nicht arbeiten. So geht mir die Zeit verloren und ich habe noch nicht das mindeste thun können, ich werde deßhalb wohl, sobald meine Geschäfte einigermaßen gethan sind, wieder zurück gehn, denn ich sehe nichts bessers vor mir, besonders, da das Wetter feucht und regnich ist.

Schreibe mir wie es im Hause aussieht und was etwa sonst vorgefallen ist. Lebe recht wohl. G.

806.

An Christiane Vulpius.

Ich bin gestern aus dem Löwen, wo ich in mehr als Einem Sinne höchst unangenehm lebte, aus und zu Herrn Oberforstmeister von Fritsch gezogen, wo es mir sehr gut geht. Ich hätte mich in jenem Gasthofe noch so hingeschleppt, wenn nicht der unvermuthete Tod des Wirthes zu dieser Veränderung Anlaß gegeben hätte.

Mein Geschäft hier ist so leicht nicht abgethan und ich komme schwerlich vor künftigen Mittewoch. Übrigens ist auch in müßigen Stunden keine Lust, denn das Wetter ist ganz abscheulich, es ist nur gut daß ich eine hübsche Stube habe, einen freundlichen Wirth, und nicht weit vom Bergrath wohne, an dessen Mineralienkabinet ich mich unterhalte.

Der Kleine ist sehr vergnügt und findet den ganzen Tag etwas zu treiben und zu spielen; Bergraths Fritz, der nun auch sein Nachbar ist, ist nun auch gesetzter und verständiger geworden. Lebe recht wohl. Ich sehe zwar gegenwärtig wie nothwendig es war daß ich hierher ging, und wie ich auch noch einige Zeit bleiben muß, bis alles wieder im Gang ist, allein ich versichre daß mir die Expedition keineswegs Spaß macht und daß ich wieder recht bald bey dir zu seyn wünschte. Hast du mir etwas zu schicken oder zu schreiben, so sende es nur an Herrn Geheime Rath Voigt.

Ilmenau den 3. Novembr. 1796. G.

807.

An Schiller.

Die Actenstücke, die ich heute von Ihnen erhalte, kommen sogleich zurück. Bey dem einen[1] ist es wirklich merkwürdig daß unsere Gegner bis jetzt das Element nicht finden können, worin wir uns bewegen; bey dem andern[2] zeigt sich eine gewisse höhere Vorstellungsart, die denn auch ganz gut ist; sähe nur nicht die Neigung zu dem erquicklichen Wasser auch hier so klar mit durch.

Die oberdeutsche Litteratur-Zeitung[3] lege ich bey und bitte mir sie bald zurück. Eine solche leichte, oberflächliche, aber wohlmeynende Behandlung des Ganzen ist nicht unerwünscht. Der Recensent ist wenigstens von vorn bis hinten à son aise, ein Fall, in dem nicht jeder seyn möchte. Die Druckfehler in den angeführten Gedichten sind lustig genug.

---

[1] Ein Blättchen Distichen.

[2] Ein Brief des Coadjutors v. Dalberg, die Xenien betreffend.

[3] „Oberdeutsche allgemeine Litteraturzeitung“ in Salzburg.

Das verlangte Buch[1] folgt auch. Ein solches Flick- und Lappenwerk ist nicht leicht erschienen. Wenn Künstler und Kunstwerke sich nicht immer, wie die Bleimännchen, wieder von selbst auf die Beine stellten, so müßten sie durch solche Freunde für ewig mit dem Kopf in den Quark gepflanzt werden. Bey der Ohnmacht des Verfassers ist es auffallend wie er sich durch gewisse Stiche selbst seinem eignen Helden formidabel machen will. Sein böser Wille gegen Sie leuchtet aus mehrern Stellen hervor. Ich habe einen boshaften Einfall wie man ihn, durch eine sophistische Wendung, in Tort setzen und ihn auf seinem eignen Grund und Boden schlagen könnte. Wenn der Spaß Ihren Beyfall hat, so führe ich ihn aus, er ist, wie mich dünkt, sans replique, wie jener vom litterarischen Sanscülottismus. Doch davon mündlich.

Meyer grüßt schönstens, er hält sich sehr wacker in Florenz sowohl arbeitend als betrachtend, nur wird ihm freylich die Einsamkeit mitunter sehr lästig. Leben Sie recht wohl, und grüßen alles was Ihnen nah ist.

Weimar den 14. November 1796. G.

808.*

An Schiller.

. . . Voßens Almanach[2] ist über die Maßen schlecht, es thut mir leid für ihn und unser Verhältniß zu ihm, denn man muß seinen Nebenbuhlern doch einigermaßen gleich seyn wenn man sie nicht hassen soll. Die Mattherzigkeit der sämmtlichen Compagnie ist unglaublich und ohne die Paar Übersetzungen wäre beynah das Bändchen völlig leer.

---

[1] Böttigers „Entwicklung des Ifflandischen Spiels“.

[2] Der Göttinger Musenalmanach.

Doch leugne ich nicht, daß wir den Creator Spiritus wohl zum Freunde haben müssen, wenn wir das nächste Jahr nicht zurück, sondern vorwärts treten wollen.

Das Angenehmste, was Sie mir aber melden können, ist Ihre Beharrlichkeit an Wallenstein und Ihr Glaube an die Möglichkeit einer Vollendung; denn nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur, zu Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln . . .

Weimar den 15. Nov. 1796. G.

809.*

An J. H. Meyer.

. . . Durch meine Idylle,[1] über welche mir Ihr Beyfall sehr wohlthätig ist, bin ich in das verwandte epische Fach geführt worden, indem sich ein Gegenstand,[2] der zu einem ähnlichen kleinen Gedichte bestimmt war, zu einem größern ausgedehnt hat, das sich völlig in der epischen Form darstellt, sechs Gesänge und etwa zweytausend Hexameter erreichen wird. Zwey Drittel sind schon fertig und ich hoffe nach dem neuen Jahre die Stimmung für den Überrest zu finden. Ich habe das reine menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht, und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurück zu werfen getrachtet. Die Zeit

---

[1] „Alexis und Dora."

[2] „Hermann und Dorothea."

der Handlung ist ohngefähr im vergangenen August und ich habe die Kühnheit meines Unternehmens nicht eher wahrgenommen, als bis das Schwerste schon überstanden war. In Absicht auf die poetische sowohl als prosodische Organisation des Ganzen habe ich beständig vor Augen gehabt was in diesen letzten Zeiten bey Gelegenheit der Voßischen Arbeiten mehrmals zur Sprache gekommen ist, und habe verschiedene streitige Puncte praktisch zu entscheiden gesucht, wenigstens kann ich meine Überzeugung nicht besser ausdrücken als auf diese Weise.

Schillers Umgang und Briefwechsel bleibt mir in diesen Rücksichten noch immer höchst schätzbar. So ist wieder des zerbröckelten Urtheils nach der Vollendung meines Romans kein Maß noch Ziel. Man glaubt manchmal, man höre den Sand am Meere reden, so daß ich selbst, der ich nun nicht mehr darüber denken mag, beynah verworren werden könnte. Gar schön weiß Schiller gleichsam wie ein Präsident diese Vota mit Leichtigkeit zusammen zu stellen und seine Meinung dazwischen hinein zu setzen, wobey es denn zu mancher angenehmen Unterhaltung Gelegenheit giebt.

Übrigens macht er selbst einen Versuch aus dem philosophischen und kritischen wieder ins Feld der Production zu gelangen, er arbeitet an seinem Wallenstein, einer Tragödie, deren Entstehen und die Art, wie er sich dabey benimmt, äußerst merkwürdig ist. Das was ich davon weiß läßt mich viel Gutes davon hoffen. — Herr von Humboldt ist nun auch wieder zurück, er hat im Herbst eine Reise nach der Insel Rügen um das Meer zu begrüßen gemacht, ist von da nach Hamburg und dann über Berlin wieder hierher zurück gekommen. Er hat manches Interessante an Menschen und Dingen gesehen, das aber mehr Stoff zur Unterredung in Deutschland als zu einem Briefe nach Florenz geben könnte.

Von einem merkwürdigen Buche[1] muß ich Ihnen auch noch melden, das den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück der einzelnen und der Völker abhandelt und die Frau von Stael zum Verfasser hat. Eigentlich erfüllt aber dieser Erste Theil nur die erste Hälfte des auf dem Titel versprochenen und giebt eine allgemeine Idee von dem was noch nachfolgen sollte. — Dieses Buch ist äußerst merkwürdig, man sieht eine sehr leidenschaftliche Natur, die im beständigen Anschauen ihrer selbst, der gleichzeitigen Begebenheiten, an denen sie so großen Antheil genommen, und der Geschichte, die sie sehr lebhaft übersieht, von den Leidenschaften schreibt und das Gewebe der menschlichen Empfindungen und Gesinnungen trefflich übersieht. Vielleicht ziehe ich Ihnen einmal den Gang des Ganzen aus, der wirklich überraschend ist, so wie einzelne Stellen von der größten Wahrheit und Schönheit sind. Das Capitel vom Parteygeist finde ich besonders gut geschrieben, auch dieses ist vorzüglich im Anschauen der neusten Begebenheiten aufgesetzt . . .

Weimar am 5. Dec. 96. G.

810.*

An Schiller.

. . . Das Werk der Frau von Stael, wovon Ihnen Herr von Humboldt wird gesagt haben, kommt in einigen Tagen. Es ist äußerst interessant zu sehen wie eine so höchst passionirte Natur durch das grimmige Läuterfeuer einer solchen Revolution, an der sie so viel Antheil nehmen mußte, durchgeht und, ich möchte sagen, nur das geistreich menschliche

[1] „De l'influence des passions".

an ihr übrig bleibt. Vielleicht ließ sich eine Art von Auszug der höchsten Sprüche in einer Folge machen und für die Horen gebrauchen, vielleicht nähme man nur ein einzeln Capitel, aber bald, denn zu Ostern ist die Übersetzung gewiß da. Hierüber überlasse ich Ihnen das Urtheil.

Ob ich gleich vermuthe, daß der böse Wille unserer Gäste auch Exemplare nach Jena geschafft haben wird, so schicke ich doch hier das meinige.[1] Es ist lustig zu sehen, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben das einen ärgert, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk der Erscheinung richten, wie wenig sie auch nur ahnden, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und um die Sachen ist.

So manche Umstände und Verhältnisse fesseln mich noch hier, da ich jetzt nicht zu Ihnen kommen möchte, ohne wenigstens einige Tage bey Ihnen zu bleiben. Das Theater kommt kaum durch einige gute Stücke und Repräsentationen in den Gang, wobey eine neue Einrichtung bey der Regie[2] meine Gegenwart erfordert.

Auch erwarte ich den jungen Jacobi in diesen Tagen und werde also noch eine Zeit lang Ihrer persönlichen Aufmunterung entbehren müssen.

Übrigens geht alles seinen Gang und ich habe in manchen Capiteln meiner Studien gute Hoffnung. Grüßen Sie Humboldt recht vielmals und sagen mir bald ein Wort wie Sie sich befinden und wie Ihre Arbeit gelingt.

Weimar den 5. Dec. 1796. G.

---

[1] „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen" von Manso, aus dem Verlage von Dyk, der an diesen Epigrammen mitbeteiligt war.

[2] Die Einrichtung der „Wöchner", der wöchentlich wechselnden Regisseure.

811.

An J. H. Voß.

Sie erhalten, werthester Mann, hierbey die vier Bände meines Romans, eines freylich voluminosen Werkes, das Sie, wie ich hoffe, schon mit einiger Nachsicht gelesen haben; lassen Sie es unter Ihren Büchern stehen und gedenken dabey manchmal meiner.

Eigentlich bin ich aber sehr froh, daß ich diese Composition, die ihrer Natur nach nicht rein poetisch seyn kann, nunmehr hinter mir sehe, um an etwas zu gehen das nicht so lang und wie ich für mich und andere hoffe, befriedigender ist. Bald werden Sie vielleicht die Ankündigung einer epischen Arbeit[1] sehen; was davon fertig ist, war die Frucht der schönen Herbstzeit, zum Schluß und zur Ausarbeitung muß ich die neuen Frühlingstage erwarten. Ich werde nicht verschweigen, wie viel ich bey dieser Arbeit unserm Wolf[2] und Ihnen schuldig bin. Sie haben mir den Weg gezeigt und er hat mir Muth gemacht ihn zu gehen.

Herr v. Humboldt, der von seiner Reise vergnügt und gesund zurückgekommen ist, sieht als einen lichten Punkt derselben die Zeit an, die er bey Ihnen zugebracht hat und hängt mit wahrer Neigung und Liebe an Ihnen.

Möchten wir doch nie wieder einander so nah seyn ohne uns zu sehen. Da Sie erst voriges Jahr in unsern Gegenden waren und ich in diesem Frühling wenn es nur einigermaßen möglich ist, über die Alpen zu gehen gedenke, so habe ich wenig Hoffnung dazu.

Nun eine Bitte: Ein Engländer, der bey uns durchreiste und Ihre Homerische Übersetzung suchte, aber im Buchladen

[1] „Hermann und Dorothea".

[2] Prof. Fr. Aug. Wolf (1759—1824), der Begründer der neuen Altertumswissenschaft.

nicht fand, sprach mit so viel Wärme und Freude von Ihrer Charte der alten Welt, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie aus meinem Exemplar herauszuheben und sie ihm auf den Weg mitzugeben; könnten Sie mir wohl ein oder ein paar Exemplare dieser Charte verschaffen? so wohl um Ihren Homer wieder zu completiren, als auch sie immer vor Augen zu haben. Wäre es doch überhaupt nur möglich daß Sie uns mit der subjectiven alten Geographie und mit dem objectiven Wachsthum derselben nach und nach bekannt machten. Leben Sie recht wohl und erhalten mir ein liebevolles Andenken.

Weimar am 6. Dec. 1796.

Goethe.

812.*

An Schiller.

. . . Sie finden auch wieder eine Elegie,[1] der ich Ihren Beyfall wünsche. Indem ich darin mein neues Gedicht ankündige, gedenke ich damit auch ein neues Buch Elegien anzufangen. Die zweyte wird wahrscheinlich die Sehnsucht ein drittesmal über die Alpen zu gehen enthalten, und so werde ich weiter, entweder zu Hause, oder auf der Reise fortfahren. Mit dieser wünschte ich eröffneten Sie das neue Jahr der Horen, damit die Menschen durchaus sehen daß man auf alle Weise fest steht und auf alle Fälle gerüstet ist.

Den Dykischen Ausfall[2] habe ich, da ich die Deutschen so lange kenne, nicht besonders gefunden, wir haben dergleichen noch mehr zu erwarten. Der Deutsche sieht nur

---

[1] Die Elegie als Einleitung zu „Hermann und Dorothea".

[2] Anmerkung Seite 126.

Stoff und glaubt wenn er gegen ein Gedicht Stoff zurückgäbe, so hätte er sich gleichgestellt, über daß Sylbenmaß hinaus erstreckt sich ihr Begriff von Form nicht.

Wenn ich aber aufrichtig seyn soll, so ist das Betragen des Volks ganz nach meinem Wunsche; denn es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, alles was sie gegen ihn in Petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem bescheidnen, verdienstvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Unthätigkeit, Schmeicheley und Rücken und Zurechtlegen, einen leidlichen Ruf zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode sitzt der Advocat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel der ihm Widerpart halten soll, macht gewöhnlich eine klägliche Gebärde.

Ich hoffe daß die Xenien auf eine ganze Weile wirken und den bösen Geist gegen uns in Thätigkeit erhalten sollen, wir wollen indessen unsere positiven Arbeiten fortsetzen und ihm die Qual der Negation überlassen. Nicht eher als bis sie wieder ganz ruhig sind und sicher zu seyn glauben, müssen wir, wenn der Humor frisch bleibt, sie noch einmal recht aus dem Fundament ärgern.

Lassen Sie mir so lange als möglich die Ehre als Verfasser der Agnes[1] zu gelten. Es ist recht schade, daß wir

[1] „Agnes von Lilien", der Roman von Schillers Schwägerin, Karoline v. Wolzogen, der im 8. Bande der „Horen" zu erscheinen begann, wurde vielfach für ein Werk Goethes gehalten. Schiller schreibt an Goethe darüber am 6. Dezember: „Sollten Sie es aber denken, daß unsre großen hiesigen Critiker, die Schlegels, nicht einen Augenblick daran gezweifelt, daß das Produkt von Ihnen sey? Ja die Madame Schlegel meynte, daß Sie noch keinen so reinen und vollkommenen weiblichen Charakter erschaffen hätten, und sie gesteht, daß ihr Begriff von Ihnen sich durch dieses Product noch mehr erweitert habe. Einige scheinen ganz anders davon erbaut zu seyn, als von dem Vierten Bande des Meister. Ich habe mich biß jetzt nicht entschließen können, diese selige Illusion zu zerstören."

nicht in dunklern Zeiten leben, denn da würde die Nachwelt eine schöne Bibliothek unter meinem Nahmen aufzustellen haben. Neulich versicherte mich jemand er habe eine ansehnliche Wette verloren, weil er mich hartnäckig für den Verfasser des Herrn Starke[1] gehalten.

Auch mir geht ein Tag nach dem andern, zwar nicht unbeschäftigt, doch leider beynah unbenutzt herum. Ich muß Anstalt machen meine Schlafstelle zu verändern, damit ich morgens vor Tage einige Stunden im Bette dictiren kann. Mögten Sie doch auch eine Art und Weise finden die Zeit, die nur eigentlich höher organisirten Naturen kostbar ist, besser zu nutzen. Leben Sie recht wohl und grüßen alles, was Sie umgiebt.

Weimar den 7. Dec. 96. G.

813.

An C. G. Körner.

Eigentlich sollte es keine äußere Veranlassung seyn die mich bewegte Ihnen zu schreiben, denn ich habe Ihnen genug für das zu danken, was Sie über den Almanach und über den letzten Band meines Romans an Schiller schrieben,[2] ich habe mich über den Antheil zu freuen den Sie an meinen Productionen nehmen. Wenn man auch immer selbst wüßte, welchen Platz eine Arbeit, die wir eben geendet haben, die nun einmal so seyn muß, weil sie so ist, in dem ganzen Reiche der Litteratur verdiene, welches doch eigentlich unmöglich ist; so würden immer noch gleichgestimmte und einsichtige Urtheile anderer uns äußerst willkommen seyn. Da

[1] „Herr Lorenz Starke" von J. J. Engel.

[2] Körners Brief erschien als Aufsatz im 1. Hefte des 12. Stückes der „Horen".

man aber (ich sollte sagen: ich aber) niemals ungewisser ist als über ein Product das so eben fertig wird, bey dem man seine besten Kräfte und seinen besten Willen erschöpft hat, und wo doch demohngeachtet ein gewisses geheimes Urtheil noch manches zu fordern sich berechtigt glaubt, so bleibt ein inniger Antheil, der sich nicht ans einzelne hängt, sondern in dem ganzen lebt, eine sehr erquickliche Erscheinung.

Wie ein Schiffer, der von einer gefährlichen Fahrt zurückkommt, sich deswegen doch nicht im Hafen halten kann, sondern wieder sobald als möglich ausfährt, so habe ich mich auch wieder auf eine neue Reise begeben. Ein episches Gedicht das etwa auf 6 Gesänge und 2000 Hexameter steigen kann, ist jetzo meine Liebe und meine Sorge. Je mehr man dem Beyfall giebt was davon schon fertig ist, desto bänger bin ich, ob ich auch so endigen werde wie ich angefangen habe, doch hilft hier, wo bey einem für recht erkannten Plan die Ausführung bloß von dem Augenblick abhängt, weder hoffen noch sorgen, hier ist der Glaube eigentlich am Platz. Die zur Einleitung bestimmte Elegie lege ich in Abschrift bey.

Und nun zu dem Anliegen das mich zu diesem Briefe bewegt. In der Oper Il matrimonio Secreto,[1] die wir vor einigen Tagen gegeben haben, fehlt in unserer Partitur ein Duett, welches ich sobald als möglich zu besitzen wünschte. Es ist das Duett im ersten Acte zwischen dem fremden Grafen und dem heimlich verheirateten jungen Manne, ich weiß nicht wie sie beyde im Italienischen heißen. Gewiß ist diese Oper beym Dresdner Theater, könnten Sie mir dieses Stück Musik, in Partitur, sobald als möglich verschaffen und schicken, so würden Sie mir eine besondere Gefälligkeit erzeigen. Die Oper hat hier gefallen und dieses

[1] „Die heimliche Hochzeit" von Cimarosa, bearbeitet von Vulpius, aufgeführt am 3. Dezember.

Duett wird ihr bey folgenden Aufführungen noch eine besondere Zierde geben.

Auf eine neue Schrift mache ich Sie bey dieser Gelegenheit aufmerksam: auf das Werk der Mad. de Stael über den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück der Einzelnen und der Nationen. Eine sonderbare tiefe leidenschaftliche Natur, durch das gewaltsame Feuer der Revolution unbarmherzig geläutert, bringt hier den Metallkönig[1] ihres Gehalts vor die Augen des Publikums.

Leben Sie recht wohl. Grüßen Sie mir Ihre Frauenzimmer. Dorchen wird sehen, daß, ich weiß nicht durch welchen Zauber, meine neue Heldin schon wieder Dorothea heißt. Die kurzen Tage gehen uns jetzt ganz heiter vorüber, wir haben zwar keine große aber doch eine muntere und gefällige Eisbahn.

Vielleicht kann Ihnen oder jemanden von Ihrer Gesellschaft beyliegende Tonleiter zur Guitarre nützlich seyn.

Weimar den 8. Dec. 1796. Goethe.

814.*

An F. H. Jacobi.

Weimar d. 26. Dec. 1796.

... Du meldest mir daß du den vierten Band meines Romans mit Einem Ohre und nicht ganz zu deiner Zufriedenheit vernommen hast. Gebe der Himmel daß er eine bessere Aufnahme erfahre wenn du gelegentlich ihn vor beyden Ohren, oder vielleicht vor beyden Augen auftreten lässest, sollte es aber auch da nicht gehen, so wollen wir ihn bey Seite legen und etwas anders vornehmen.

[1] „Regulus", schlackenfreier, beim Schmelzen im Tiegel entstehender Metallklumpen.

Die unartige Recension[1] deines Woldemars habe ich nicht lesen können. Wenn einer, an statt eine vernünftige Silhouette zu machen, das Licht so schief stellt daß eine Fratze sich an der Wand bilden muß, und dergleichen Darstellungen unter dem Motto Fiat justitia et pereat mundus im Publiko ausbietet, so kann man eben nichts weiter thun als es geschehen lassen. Du scheinst mir auch für einen zwanzigjährigen Autor noch nicht abgehärtet genug. Das ganze Schriftsteller und Recensentenwesen ist doch immer nur dem fabelhaften Geisterstreite gleich, wo die gebeinlosen Heroen sich zur Luft in der Mitte von einander hauen und alle sogleich wieder hergestellt sich mit Vater Odin wieder zu Tische setzen.

Baders Schrift[2] habe ich mit Vergnügen durchgelesen, ob sie uns gleich aus Regionen etwas erzählt in die ich mich niemals versteige. Könnte er jemals zu mir herunter auf den Grund und Boden kommen, auf dem ich zu Hause bin, so würde ich eher im Stande seyn, aus der Anwendung seiner Principien, die Principien selbst zu beurtheilen. Indessen habe ich den Versuch gemacht sie nach meiner Art und Weise zu brauchen und es scheint mir sehr viel schönes und passendes aus denselben entgegen . . . G.

815.

An F. A. Wolf.

Der Gartenliebhaber pflegt von den Früchten seines kleinen Bezirks, die er mit Sorgfalt gewartet, wenn sie reif werden, seinen Freunden gewöhnlich einen Teil zu übersenden, nicht eben weil er sie für köstlich hält, sondern weil er

---

[1] In Reichardts „Deutschland".
[2] „Beiträge zur Elementarphysiologie", von Franz Benedikt v. Baader.

anzeigen möchte, daß er die ganze Zeit über, da er sich mit ihnen beschäfftigte im stillen an diejenigen gedacht habe, die ihm werth sind.

In diesem Sinne erhalten Sie meinen geendigten Roman, ein Buch das ich nicht in ein Museum schicken würde wo es unmittelbar neben die Alten zu liegen kommt, wenn ich mir nicht von dem Bewohner einige Gunst und Nachsicht zu versprechen hätte.

Vielleicht sende ich Ihnen bald mit mehrerem Muthe die Ankündigung eines epischen Gedichtes, in der ich nicht verschweige, wieviel ich jener Überzeugung schuldig bin, die Sie mir so fest eingeprägt haben. Schon lange war ich geneigt mich in diesem Fache zu versuchen und immer schreckte mich der hohe Begriff von Einheit und Untheilbarkeit der Homerischen Schrifften ab, nunmehr da Sie diese herrlichen Werke einer Familie zueignen, so ist die Kühnheit geringer sich in grössere Gesellschafft zu wagen und den Weg zu verfolgen den uns Voß in seiner Luise so schön gezeigt hat.

Da ich nicht im Falle bin Ihre Schrifft[1] theoretisch zu prüfen, so wünsche ich nur daß Sie mit diesem practischen Beyfall nicht unzufrieden seyn mögen; denn der thätige Mann will ja nicht allein überzeugen sondern auch wirken, und diese doppelte Freude erleben Sie an Ihren Schülern alle Tage. Warum kann ich doch nicht, da ich das, was mir von Zeit und Lebenskrafft übrig bleibt der Erkenntniß wahrer Kunst und, wenn der Genius will, ihrer Ausübung zu widmen hoffe, auch Ihnen näher seyn um von Ihren Arbeiten unmittelbar den erwünschten Vortheil zu gewinnen.

Leben Sie recht wohl und füllen die Lücken, die eine strenge Critik an meinen Arbeiten finden möchte durch ein fortgesetztes Wohlwollen aus.

Weimar den 26. Dez. 1796. Goethe.

---

[1] „Prolegomena ad Homerum", 1795 erschienen.

816.

An Lichtenberg.

(26. December.)

Ew. Wohlgeb.

erhalten hierbey den vierten Band meines Romans, der vielleicht nur einen geringen Theil jener Erwartungen erfüllt welche die ersten Bände erregten. Indessen, da es mit dem menschlichen Leben selbst nicht besser geht, so stellt er wohl gerade durch diesen Mangel unsern planetarischen Zustand am besten dar, und ich erscheine damit immer gerne vor Ihnen, da Sie theils jedes Product nach seiner Art zu nehmen geneigt sind und dann doch wieder den Gegenständen auf eine freundliche Weise zu Hülfe kommen.

Mit lebhaftem Antheil habe ich auch Ihre letzte Erklärung der Hogarthischen Kupfer[1] gelesen. Es erregt jene Behandlung immer eine eigne Sensation in mir. Ihre Auslegungen und Anspielungen, Ihr Scherz und Ernst gehen auf so einem schmalen Pfad, daß es einem bange werden könnte wenn man nicht bald gewahr würde, daß alles sich unter einander in einem glücklichen Gleichgewicht hält und daß ehe man sichs versieht mit Leichtigkeit ein Weg zurück gelegt ist, wo man keinen Steig vermuthete. Nehmen Sie meinen Dank für diese und jede Äußerung Ihres Geistes die bis zu mir reicht.

Von manchem möchte ich Sie unterhalten und Sie über manches fragen; aber das Unreife ist für das Gespräch und nicht für den Briefwechsel, die Rede löst so leicht jeden Irrthum auf, der durch die Schrift gleichsam erst recht consolidirt wird. Der Krieg und die allgemeine Unsicherheit

---

[1] „Ausführliche Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche".

hält mich zu Hause und nimmt mir die Lust nahe und ferne Freunde einmal wieder zu besuchen. Möge Ihnen Ihr körperlicher Zustand doch recht viele gute Augenblicke gönnen.

817.

An Schiller.

(27. December.)

Ihr Packet[1] erhalte ich zu einer Zeit, da ich so äußerst zerstreut bin daß ich weder die Sache, wie sie verdient, überdenken, noch darüber etwas beschließen kann. Lassen Sie mich also nur vorläufig eine ohngefähre Meynung sagen und übereilen Sie nichts. Der Gegner hat sich zu seiner Replik alle Zeit genommen, lassen Sie uns ja, da uns kein Termin zwingt, den Vortheil der reifsten Überlegung nicht leidenschaftlich aus der Hand geben. Sie ist um desto nöthiger als die Sache prosaisch verhandelt werden soll und das erste Wort ist von der größten Bedeutung. Meo voto müßte unsere Prosa so ästhetisch als möglich seyn, ein rednerischer, juristischer, sophistischer Spaß, der durch seine Freyheit und Übersicht der Sache wieder an die Xenien selbst erinnerte. Ihr Aufsatz[2] scheint mir zu ernsthaft und zu gutmüthig. Sie steigen freywillig auf den Kampfplatz der dem Gegner be-

[1] Das zehnte Stück von Reichardts Zeitschrift „Deutschland" mit der „Erklärung des Herausgebers an das Publicum über die Xenien", worin Reichardt die Xenien als einen Pasquillantenunfug aus empörter Eitelkeit bezeichnet und von seiner „herzlichen Verachtung gegen Schillers nichtswürdiges und niedriges Betragen" spricht, während Goethes „ächtes Genie auch selbst dann, wenn es sich durch Unsittlichkeit befleckt, noch Ansprüche an Ehrfurcht" behalte.

[2] In Schillers Brief an Goethe vom 25. Dezember heißt es: „Reichardt hat sich nun geregt, und gerade so wie ich erwartet hatte, er will es bloß mit mir zu thun haben und Sie zwingen, sein Freund zu scheinen. Da er sich auf dieses Trennungssystem ganz verläßt, so scheint mirs nöthig, ihn gerade durch die unzertrennlichste Vereinigung zu Boden zu schlagen. Ignorieren darf ich seinen insolventen Angriff nicht, wie Sie selber sehen werden; die Replique muß schnell

quem ist, Sie contestiren litem und lassen sich ein, ohne von den Exceptionen Gebrauch zu machen, die so schön bey der Hand liegen. Flüchtig betrachtet sehe ich die Sache so an:

Ein ungenannter Herausgeber von zwey Journalen[1] greift einen genannten Herausgeber von einem Journal und einem Almanach deßhalb an, daß er in einigen Gedichten verläumdet und als Mensch angegriffen worden sey.

Nach meiner Meynung muß man ihn bey dieser Gelegenheit aus seinem bequemen Halbincognito heraustreiben und zuerst von ihm verlangen, daß er sich auf seinen Journalen nenne, damit man doch auch seinen Gegner kennen lerne, zweytens, daß er die Gedichte wieder abdrucken lasse, die er auf sich zieht, damit man wisse wovon die Rede sey und worüber gestritten wird. Diese beyden Präliminarfragen müssen erst erörtert seyn, ehe man sich einläßt, sie incommodiren den Gegner aufs äußerste und er mag sich benehmen wie er will, so hat man Gelegenheit ihn zu persiffliren, die Sache wird lustig, die Zeit wird gewonnen, es erscheinen gelegentlich noch mehrere Gegner denen man immer beyher etwas abgeben kann, das Publikum wird gleichgültig und wir sind in jedem Sinne im Vortheil.

Ich finde auf der Reise gewiß so viel Humor und Zeit um einen solchen Aufsatz zu versuchen. Da wir Freunde haben die sich für uns interessiren so lassen Sie uns nicht unberathen zu Werke gehen. Seitdem ich Ihnen jene Bemerkungen über die Elegie danke, habe ich manches erfahren und gedacht, und ich wünsche Ihnen bey der gegenwärtigen[2]

---

und entscheidend seyn. Ich sende Ihnen hier das Concept, ob es Ihnen so recht ist. Sowohl Ihre Abreise als die Nothwendigkeit, bald mit der Gegenantwort aufzutreten, macht die Resolution dringend, daher bitte ich Sie um recht baldige Antwort. Wollen Sie selbst noch etwas thun, so wird es mir desto lieber seyn, und ihm desto sicherer den Mund stopfen".

[1] „Deutschland" und „Frankreich".

[2] Hiermit schließt der Briefbogen; der Schluß des Briefes ist nicht erhalten.

818.

An Vieweg.[1]

Ich bin geneigt Herrn Vieweg in Berlin ein episches Gedicht Herrmann und Dorothea das ohngefähr 2000 Hexameter stark seyn wird zum Verlag zu überlassen. Und zwar dergestalt daß solches den Inhalt seines Almanachs[2] auf 1798 ausmache und daß ich nach Verlauf von 2 Jahren allenfalls dasselbe in meinen Schriften wieder aufführen könne. Was das Honorar betrifft so stelle ich Herrn Oberconsistorialrath Böttiger ein versiegeltes Billet zu, worinn meine Forderung[3] enthalten ist und erwarte was Herr Vieweg mir für meine Arbeit anbieten zu können glaubt. Ist sein Anerbieten geringer als meine Forderung, so nehme ich meinen versiegelten Zettel uneröffnet zurück, und die Negotiation zerschlägt sich,[4] ist es höher, so verlange ich nicht mehr als in dem, alsdann von Herrn Oberconsistorialrath zu eröffnenden Zettel verzeichnet ist.

Die Anzahl der Exemplarien welche gewöhnlich an den Verfasser abgegeben werden stelle Herrn Vieweg anheim.

Zu Kupfern bringe ich Vorstellungen aus Wilhelm Meister zum Vorschlag und werde sogleich eine Anzahl Gegenstände dazu vorschlagen.

Das Manuscript kann, zum Theil, zu Anfang April, der Schluß aber gewiß auf die Jubilatemesse abgegeben werden, auf welcher auch das Honorar bezahlt würde.

Weimar den 16. Jan. 1797.

---

[1] Buchhändler Hans Friedrich Vieweg in Berlin.

[2] „Taschenbuch für 1798".

[3] „Eintausend Thaler in Golde".

[4] Die Negotiation zerschlug sich nicht; am 30. Januar konnte Goethe an Vieweg schreiben: „Ihr Anerbieten trifft genau mit dem Blatte welches Herr Oberconsistorialrath Böttiger in Händen hat überein, und ich überlasse Ihnen, mit Vergnügen, das benannte Gedicht, auf die in Ihrem Briefe bemerkten Bedingungen, nämlich für den Calender von 1798, und für die beyden darauf folgenden Jahre, zum alleinigen Verlag und Besitz.

819.*

An Schiller.

Die wenigen Stunden, die ich neulich mit Ihnen zugebracht habe, haben mich auf eine Reihe von Zeit nach unserer alten Art wieder recht lüstern gemacht; sobald ich nur einigermaßen hier verschiedenes ausgeführt und manches eingerichtet habe, bringe ich wieder eine Zeit mit Ihnen zu, die, wie ich hoffe, in mehr als Einem Sinn für uns beyde fruchtbar seyn wird. Benutzen Sie ja Ihre besten Stunden, um die Tragödie weiter zu bringen, damit wir anfangen können uns zusammen darüber zu unterhalten.

Ich empfange soeben Ihren lieben Brief[1] und läugne nicht daß mir die wunderbare Epoche, in die ich eintrete, selbst sehr merkwürdig ist. Ich bin darüber leider noch nicht ganz beruhigt, denn ich schleppe von der analytischen Zeit noch so vieles mit, das ich nicht los werden und kaum verarbeiten kann. Indessen bleibt mir nichts übrig als auf diesem Strom mein Fahrzeug so gut zu lenken als es nur gehen will ...

Weimar am 18. Jan. 1797. G.

---

[1] Vom 17. Januar, in dem Schiller u. a. schreibt: „Besonders aber erfreut mich Ihre lebhafte Neigung zu einer fortgesetzten poetischen Thätigkeit. Ein neueres schöneres Leben thut sich dadurch vor Ihnen auf, es wird sich auch mir nicht nur in dem Werke, es wird sich mir auch durch die Stimmung, in die es Sie versetzt, mittheilen und mich erquicken. Ich wünschte besonders jetzt die Chronologie Ihrer Werke zu wißen, es sollte mich wundern, wenn sich an den Entwicklungen Ihres Wesens nicht ein gewißer nothwendiger Gang der Natur im Menschen überhaupt nachweisen ließe. Sie müßen eine gewiße, nicht sehr kurze, Epoche gehabt haben, die ich Ihre analytische Periode nennen möchte, wo Sie durch die Theilung und Trennung zu einem Ganzen strebten, wo Ihre Natur gleichsam mit sich selbst zerfallen war und sich durch Kunst und Wißenschaft wieder herzustellen suchte. Jetzt däucht mir kehren Sie, ausgebildet und reif, zu Ihrer Jugend zurück und werden die Frucht mit der Blüthe verbinden. Diese zweyte Jugend ist die Jugend der Götter und unsterblich wie diese".

820.*

An Schiller.

Sonntag den 29. Jan. 1797.

Ich habe diese Woche einige bedeutende Contracte zu Stande gebracht. Erstlich habe ich Dem. Jagemann[1] für den hiesigen Hof und das Theater gewonnen; sie ist als Hofsängerin angenommen und wird in den Opern manchmal singen, wodurch denn unsere Bühne ein ganz neues Leben erhält. Ferner habe ich auch mein episches Gedicht verhandelt, wobey sich einige artige Begebenheiten ereignet haben . . . G.

821.*

An Schiller.

Sie erhalten auch endlich wieder einmal einen Beytrag von mir und zwar einen ziemlich starken Heft Cellini, nun steht noch der letzte bevor, und ich wünsche daß wir alsdann wieder einen solchen Fund thun mögen. Auch einige Lenziana[2] liegen bey. Ob und wie etwas davon zu brauchen ist, werden Sie beurtheilen. Auf alle Fälle lassen

---

[1] Caroline Jagemann, geb. 1777 als Tochter des Bibliothekars der Herzogin Anna Amalia. „Nach sechsjähriger Ausbildung am Mannheimer Nationaltheater kam sie nach Weimar, wo sie sich sofort eine Ausnahmestellung gründete. Gleich im ersten Jahre ihres Weimarer Aufenthaltes gab es einen Theaterskandal, und in allen folgenden kritischen Momenten leitete sie nicht bloß hinter den Coulissen, sondern außerhalb des Theaters die Fäden der Intrigue, an der Goethes Theaterleitung endlich doch scheiterte." (Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung.)

[2] Es erschien daraus u. a.: „Der Waldbruder" als ein „Pendant zu Werthers Leiden" im 10. Bande der „Horen". Reinhold Lenz (Bd. I und II) war am 24. Mai 1792 gestorben.

Sie diese wunderlichen Hefte liegen bis wir uns nochmals darüber besprochen haben.

Mein Gartenhaus stünde Ihnen recht sehr zu Diensten, es ist aber nur ein Sommeraufenthalt für wenig Personen. Da ich selbst so lange Zeit darinne gewohnt habe und auch Ihre Lebensweise kenne, so darf ich mit Gewißheit sagen daß Sie darinn nicht hausen können, um so mehr als ich Waschküche und Holzstall wegbrechen lassen, die einer etwas größeren Haushaltung völlig unentbehrlich sind. Es kommen noch mehr Umstände dazu, die ich mündlich erzählen will.

Von Rom habe ich einen wunderlichen Aufsatz [1] erhalten, der vielleicht für die Horen brauchbar ist. Er hat den ehemals so genannten Mahler Müller zum Verfasser, und ist gegen Fernow [2] gerichtet. In den Grundsätzen die er aufstellt hat er sehr recht, er sagt viel gründliches, wahres und gutes, so ist der Aufsatz auch stellenweise gut geschrieben, hat aber im Ganzen doch etwas unbehülfliches und in einzelnen Stellen ist der Punct nicht recht getroffen. Ich lasse das Werkchen abschreiben und theile es alsdenn mit. Da er genannt seyn will, so könnte man es wohl mit seinem Nahmen abdrucken lassen und am Schlusse eine Note hinzufügen, wodurch man sich in die Mitte stellte und eine Art von pro und contra eröffnete. Herr Fernow möchte alsdenn im Merkur,[3] Herr Müller in den Horen seine rechtliche Nothdurft anbringen und man hätte dabey Gelegenheit die mancherley Albernheiten, die Herr Fernow mit großer Freyheit im Merkur debitirt, mit wenig Worten herauszuheben ...

Weimar am 1. Febr. 97. G.

---

[1] „Schreiben Herrn Müllers Mahlers in Rom über die Ankündigung des Herrn Fernow von der Ausstellung des Herrn Professors Carstens in Rom", erschien im 3. und 4. Stück der „Horen" 1797. — Ueber Friedr. Müller vergl. Bd. II, S. 187.

[2] Kunstschriftsteller K. L. Fernow (1763—1808) in Rom, später Professor in Jena.

[3] Wielands.

822.*

An Schiller.

Nach einer sehr staubigen und gedrängten Redoute kann ich Ihnen nur wenige Worte sagen.

Erstlich sende ich hier das Opus des Mahler Müllers abgeschrieben, ich habe es nicht wieder durchsehen können und lege daher auch das Original bey. Da Sie es wohl nicht sogleich brauchen, so conferiren wir vorher nochmals drüber und Sie überlegen ja wohl ob am Style irgend etwas zu thun ist. Leider vergleicht er sich selbst ganz richtig mit einem Geist der nothgedrungen spricht, nur äußert er sich nicht so leicht und luftig wie Ariel. Vieles werden Sie finden ist ganz aus unserm Sinne geschrieben und, auch unvollkommen wie sie ist, bleibt eine solche öffentliche, ungesuchte und unvorbereitete Beystimmung schätzbar. Am Ende ist's und bleibt's denn doch ein Stein, den wir in des Nachbars Garten werfen, wenn er auch ein bischen aufpatscht, was hat's zu bedeuten. Selbst wenn wirklich etwas an Fernow ist, muß es durch Opposition ausgebildet werden, denn seine deutsche Subjectivität spricht nur immer entscheidender und alberner von Rom her . . .

Weimar d. 4. Febr. 97. G.

823.

An Sara Wulff geb. Meyer.[1]

Weimar, den 9. Februar 1797.

Was werden Sie sagen? wertheste Frau, wenn ich Ihnen erzähle, daß zu eben der Zeit, als Ihr freundschaftliches

[1] Die ältere Schwester von Marianne Meyer. Goethe hatte beide mit Rahel Levin 1795 in Karlsbad kennen gelernt. Eine eingehende Schilderung der beiden Schwestern und ihrer Beziehungen zu Goethe giebt Ludwig Geiger im Goethe-

Röllchen[1] auf dem Wege zu mir war, ich ihm entgegenreiste und mich Ihnen näherte. In Leipzig und Dessau hielt ich mich einige Zeit auf, und, wäre nicht die traurige Nachricht von dem Tode des, auch mir so theuren, Königlichen Prinzen[2] eben erschollen, so hätte ich mich wohl verleiten lassen weiter zu gehen, Berlin zu besuchen, mich an den kunstreichen Darstellungen des Carnevals zu ergötzen und aus der großen Masse interessanter Menschen, die sich dort befinden, zu den wenigen Freunden, deren ich mir daselbst schmeicheln kann, vielleicht noch einige zu erwerben. Bey meiner Rückkunft empfing mich Ihre Arbeit[3] doppelt freundlich, sowohl als ein Beweis Ihres in der Ferne fortdauernden Andenkens, als auch als ein Zeugniß Ihrer völlig wieder hergestellten Gesundheit, denn wie wollte man ohne eine glückliche Harmonie seiner Kräfte ein so angenehmes Werk hervorbringen, als dasjenige ist, das Sie freundschaftlich für mich gearbeitet haben. Verzeihen Sie, wenn ich Sie nicht sogleich über dessen Ankunft beruhigte, denn ich wollte nicht einen bloßen Empfangschein überschicken, sondern zugleich noch etwas mehr sagen, und dazu erwartet man denn lange eine Stimmung, die nicht kommt, wenn man sie nicht zu erschaffen weiß. Ihr zweyter Brief bestimmt meine Unentschlossenheit, und ich eile Ihnen für das schöne Geschenk zu danken, das mich so oft an Ihr An-

---

Jahrbuch XIV (1893) gleichzeitig mit der Veröffentlichung mehrerer ihrer Briefe. Sie war nach Geigers Darstellung weniger hübsch und begabt als Marianne und besaß geringere Widerstandskraft gegenüber dem Willen der Eltern. Mit kaum fünfzehn Jahren wurde sie die Gattin eines ungeliebten Mannes, des Kaufmanns Lipmann Wulff in Berlin; nach mehreren unglücklichen Jahren befreite sie der Tod des Mannes von dieser Ehe. Sie war eitel, krankhaft erregt, und diese Erregung ging einmal in geistige Gestörtheit über, wovon am 11. Dezember 1795 Marianne Goethe Mitteilung gemacht hatte. 1797 heiratete Sara, die wie Marianne zum Christentum übergetreten war, den von ihr seit lange geliebten Baron v. Grotthuß.

[1] Das eine gestickte Weste enthielt.

[2] Prinz Ludwig (geb. 1773) war am 28. Dezember 1796 gestorben.

[3] Die gestickte Weste.

denken, Ihre gute Meinung und Ihr Talent erinnern wird. Wie sehr danke ich Ihnen zugleich für den Antheil, den Sie an meinen Arbeiten nehmen. Da ein Schriftsteller sich muß gefallen lassen, daß so manches wunderlich genug genommen und beurtheilt wird, so findet er sich freylich sehr getröstet, wenn seine Arbeit einmal bey einem gebildeten Individuo als Naturproduct wirkt, und zwar in seiner ganzen Breite und Tiefe. Bald sehen Sie wieder ein episches Gedicht von mir, dem ich eine so gute Aufnahme, auch in Ihrem Zirkel, wünsche als die Neigung stark ist, womit ich es angegriffen habe und nun bald zu vollenden hoffe. Grüßen Sie Ihre Freundin,[1] deren ich mich noch recht gut erinnere, und gedeinken meiner bei guten und trüben Tagen, in der lebhaften Stadt so wie auf dem stillen Lande.

Goethe.

824.

An Christiane Vulpius.

Es war mir neulich auch gar nicht recht euch zu verlassen, wir waren, obgleich nicht gesprächig, doch gar wohlbehaglich beysammen.[2] Die Botenweiber haben alles richtig überbracht. Buch, Uhr, Geld, und was sonst von Packeten und Briefen war, auch den Wein; diesmal habe ich nichts zu verlangen und sage dir nur: daß ich wohl bin und an allerley Dingen arbeite, in Erwartung der Laune zum Gedicht. Beyliegende Austheilung gieb deinem Bruder und sag ihm:

---

[1] Rahel.

[2] Christiane und August hatten Goethe am 20. bis Kötschau begleitet; Christiane hatte ihm dann am 21. geschrieben: „Wie du in Käuschau vom us wech wahrst gim wir raus und sahm auf dem Berch dein kusse fahren da fingen wir ale bey eils am zu Heulen und sachten beyde es wär uns so wuderlich.“

daß ich ihm ehestens wegen des Nathans[1] schreiben würde. Das andere schicke sogleich an Herrn Geheimde Rath Voigt.

Lebe recht wohl, grüße den Kleinen, und wenn das Haus in der Ordnung ist besorge alsdann die Aufsätzchen auf das allerschönste, indessen will ich sehen was ich hier vollbringen kann.

Jena, am 24. Febr. 97. G.

825.

An Christiane Vulpius.

Ich habe von Hamburg Nachricht daß 6 Spickgänse an mich unterweges sind. Es wird eine mit dem Porto keinen halben Thaler kosten und dafür kann man sie brauchen, hebe sie sorgfältig auf wenn sie ankommen. Man fragt auch an was ich etwa sonst noch wünsche? Da die Jahreszeit schon so gelind ist möchte nicht wohl räthlich seyn etwas anders als etwa geräucherte Zungen kommen zu lassen, sage mir deine Meinung darüber und schreibe mir gleich wenn die Gänse ankommen. Du hast doch eine einzelne neulich in einer Schachtel erhalten?

Ich kann denken wie du über das Feuer[2] erschrocken bist, und bedaure dich herzlich; doch kann es, bey unsern guten Anstalten, nicht schaden wenn manchmal ein kleines Unglück begegnet, damit nur die Aufmerksamkeit nicht einschläft. Ich will aber doch, sobald ich hinüber komme, die Treppe an deiner Seite hinaufwärts machen lassen und Hornyen,[3] auf einen solchen Fall, die Sorge für das

---

[1] Die Erstaufführung ist jedoch erst am 28. November 1801 zu stande gekommen.
[2] Am 2. März, in der Nachbarschaft des Goetheschen Hauses.
[3] Ein junger Maler.

Museum[1] übertragen, dadurch wärest du schon einer großen Sorge überhoben.

Mit dem Gedichte[2] geht es gut, wie es aber mit meinem Kommen oder deinem Abholen werden kann läßt sich noch nicht sagen. In der nächsten Woche erwarte ich einige Besuche, vielleicht auch den Herzog. Lebe du indessen recht wohl mit dem Kleinen.

Jena am 5. März 1797. G.

Inliegendes laß gleich besorgen.

826.

An Christiane Vulpius.

Ich habe nunmehr festgesetzt daß ich heute über 8 Tage den 31. März wieder bey dir anlangen will. Alle meine Sachen sind bisher recht gut gegangen und ich habe sogar wieder allerley neue Ideen, die auf die Zukunft gute Frucht bringen werden. Denn es ist nun einmal nicht anders daß man, sobald man fertig ist gleich wieder was neues im Sinne haben müsse. Schicke mir doch die grüne Manchester-beinkleider, ich bin einmal wieder in allem auf das erbärmlichste herunter gerissen, und es ist auch deßwegen höchst nöthig daß ich wieder nach Hause komme. Schicke mir etwa noch 4 Bout. Wein und was sonst noch angekommen ist und lebe recht wohl und liebe mich.

Jena am 24. März 1797.

G.

[1] Goethes Sammlungen.
[2] „Hermann und Dorothea".

827.*

An Unger.

. . . Die Gegenwart des Herrn Berg Rath v. Humboldt[1] macht mir, ich darf wohl sagen, eine ganz besondere Epoche, indem er alles in Bewegung setzt was mich von so vielen Seiten interessiren kann, ich darf ihn wohl in seiner Art einzig nennen, denn ich habe Niemanden gekannt der mit einer so bestimmt gerichteten Thätigkeit eine solche Vielseitigkeit des Geistes verbände, es ist incalculabel was er noch für die Wissenschaften thun kann. Leben Sie recht wohl und fahren fort meiner zu gedenken.

Jena am 28. März 1797.

828.

An C. v. Knebel.

Ich habe dir, mein werther Freund, lange nicht geschrieben und dich nicht, wie ich vorhatte eingeladen, es hat sich dießmal alles so gedrängt, daß mich die Mannigfaltigkeit der Existenz und die Anforderungen des Tages fast betäubt haben. Wenn du mein Gedicht sehen wirst, das beynahe ganz geendigt und von vorn bis hinten nochmals durchgearbeitet ist, so wirst du am besten beurtheilen können, daß ich diese 4 Wochen nicht müßig war. Dann fordert die Thätigkeit der Freunde und Kunstverwandten auch noch zur Theilnahme auf. Schiller ist fleißig an seinem Wallenstein,

---

[1] Alexander v. Humboldt.

der ältere Humboldt arbeitet an der Übersetzung des Agamemnon von Aeschylus, der ältere Schlegel an einer des Julius Cäsar von Shäkespear, und indem ich so sehr Ursache habe über die Natur des epischen Gedichts nachzudenken, so werde ich zugleich veranlaßt auch auf das Trauerspiel aufmerksam zu seyn, wodurch denn manches besondere Verhältniß zur Sprache kommt.

Dabey bringt noch die Gegenwart des jüngern von Humboldt, die allein hinreichte eine ganze Lebensepoche interessant auszufüllen, alles in Bewegung was nur chemisch, physisch und physiologisch interessant seyn kann, so daß es mir manchmal recht schwer ward mich in meinen Kreis zurück zu ziehen.

Nimmst du nun dazu daß Fichte eine neue Darstellung seiner Wissenschaftslehre, im Philosophischen Journal,[1] herauszugeben anfängt, und daß ich, bey der speculativen Tendenz des Kreises in dem ich lebe, wenigstens im Ganzen Antheil daran nehmen muß, so wirst du leicht sehen, daß man manchmal nicht wissen mag wo einem der Kopf steht, besonders wenn noch reichliche Abendessen die Nacht verkürzen und die den Studien so nöthige Mäßigkeit nicht begünstigen. Ich freue mich daher bald wieder nach Weimar zu kommen um mich wieder in einem andern Kreise zu erholen. Unglaublich aber ist's was für ein Treiben die wissenschaftlichen Dinge herumpeitscht und mit welcher Schnelligkeit die jungen Leute das, was sich erwerben läßt, ergreifen. Lebe indessen wohl in deinem ruhigen Garten wo ich dich zu Ende der Woche wieder zu sehen hoffe.

Jena den 28. März 1797.

G.

---

[1] In Halle, Herausgeber Niethammer.

829.*

An Schiller.

. . . Ich bin, indem ich den patriarchalischen Überresten nachspürte, in das alte Testament gerathen und habe mich auf's neue nicht genug über die Confusion und die Widersprüche der fünf Bücher Mosis verwundern können, die denn freylich wie bekannt aus hunderterley schriftlichen und mündlichen Traditionen zusammengestellt seyn mögen. Über den Zug der Kinder Israel durch die Wüsten habe ich einige artige Bemerkungen gemacht, und es ist der verwegne Gedanke in mir aufgestanden: ob nicht die große Zeit welche sie darinne zugebracht haben sollen, erst eine spätere Erfindung sey? Ich will gelegentlich, in einem kleinen Aufsatze,[1] mittheilen was mich auf diesen Gedanken gebracht hat . . .

Weimar am 12. Apr. 97. G.

Schiller erwiderte darauf am 14. April: „Ihre Entdeckungen in den 5 Büchern Mosis belustigen mich sehr. Schreiben Sie ja Ihre Gedanken auf, Sie möchten des Weges so bald nicht wieder kommen. Soviel ich mich erinnere haben Sie schon vor etlichen und zwanzig Jahren mit dem neuen Testament Krieg[2] gehabt. Ich muß gestehen, daß ich in allem was historisch ist, den Unglauben zu jenen Urkunden gleich so entschieden mitbringe, daß mir Ihre Zweifel an einem einzelnen Factum noch sehr raisonable vorkommen. Mir ist die Bibel nur wahr, wo sie naiv ist; in allem andern, was mit einem eigentlichen Bewußtseyn geschrieben ist, fürchte ich einen Zweck und einen späteren Ursprung."

---

[1] Es geschah dies in dem Aufsatz „Moses oder Wanderung der Kinder Israel", der zuerst für die „Horen" geplant war. Erschienen ist er erst in den Noten und Abhandlungen zum besseren Verständnisse des Westöstlichen Divans 1819.

[2] In dem Aufsatze: „Zwo wichtige, bisher unerörterte Biblische Fragen" 1773.

Tags darauf schreibt Goethe hierüber:

830.*

An Schiller.

. . . Zugleich habe ich noch immer die Kinder Israel in der Wüste begleitet, und kann, bey Ihren Grundsätzen, hoffen, daß dereinst mein Versuch über Mose Gnade vor Ihren Augen finden soll. Meine kritisch-historisch-poetische Arbeit geht davon aus: daß die vorhandenen Bücher sich selbst widersprechen und sich selbst verrathen, und der ganze Spaß den ich mir mache läuft dahinaus, das menschlich wahrscheinliche von dem absichtlichen und blos imaginirten zu sondern und doch für meine Meinung überall Belege aufzufinden. Alle Hypothesen dieser Art bestechen blos durch das Natürliche des Gedankens und durch die Mannigfaltigkeit der Phänomene auf die er sich gründet. Es ist mir recht wohl, wieder einmal etwas, auf kurze Zeit, zu haben bey dem ich, mit Interesse, im eigentlichen Sinne, spielen kann. Die Poesie, wie wir sie seit einiger Zeit treiben, ist eine gar zu ernsthafte Beschäftigung. Leben Sie recht wohl und erfreuen sich der schönen Jahrszeit.

Weimar den 15. Apr. 1797. G.

831.*

An Schiller.

. . . Einen Gedanken über das epische Gedicht will ich doch gleich mittheilen. Da es in der größten Ruhe und Behaglichkeit angehört werden soll, so macht der Verstand vielleicht mehr als an andere Dichtarten seine Forderungen,

und mich wunderte dießmal bey Durchlesung der Odyssee grade diese Verstandesforderungen so vollständig befriedigt zu sehen. Betrachtet man nun genau was von den Bemühungen der alten Grammatiker und Kritiker, so wie von ihrem Talent und Charakter erzählt wird, so sieht man deutlich daß es Verstandsmenschen waren, die nicht eher ruhten bis jene große Darstellungen mit ihrer Vorstellungsart überein kamen. Und so sind wir, wie denn auch Wolf sich zu zeigen bemüht, unsern gegenwärtigen Homer den Alexandrinern schuldig, das denn freylich diesen Gedichten ein ganz anderes Ansehen giebt.

Noch eine specielle Bemerkung. Einige Verse im Homer, die für völlig falsch und ganz neu ausgegeben werden, sind von der Art wie ich einige selbst in mein Gedicht, nachdem es fertig war, eingeschoben habe um das Ganze klarer und faßlicher zu machen und künftige Ereignisse bey Zeiten vorzubereiten. Ich bin sehr neugierig was ich an meinem Gedicht, wenn ich mit meinen jetzigen Studien durch bin, zu mehren oder zu mindern werde geneigt seyn, indessen mag die erste Recension in die Welt gehen.

Eine Haupteigenschaft des epischen Gedichts ist daß es immer vor und zurück geht, daher sind alle retardirende Motive episch. Es dürfen aber keine eigentliche Hindernisse seyn, welche eigentlich in's Drama gehören.

Sollte dieses Erforderniß des Retardirens, welches durch die beyden Homerischen Gedichte überschwenglich erfüllt wird, und welches auch in dem Plan des meinigen lag, wirklich wesentlich und nicht zu erlassen seyn, so würden alle Plane, die grade hin nach dem Ende zu schreiten, völlig zu verwerfen oder als eine subordinirte historische Gattung anzusehen seyn. Der Plan meines zweyten Gedichts[1] hat

[1] „Die Jagd"; am 27. Juni spricht er in einem Briefe an Schiller die Erwartung aus, daß diese „Tieger und Löwen" zuletzt in eine Ballade sich auflösen

diesen Fehler, wenn es einer ist, und ich werde mich hüten, bis wir hierüber ganz im klaren sind, auch nur einen Vers davon niederzuschreiben. Mir scheint die Idee außerordentlich fruchtbar. Wenn sie richtig ist, muß sie uns viel weiter bringen und ich will ihr gern alles aufopfern.

Mit dem Drama scheint mir's umgekehrt zu seyn, doch hievon nächstens mehr. Leben Sie recht wohl.

Weimar am 19. April 1797. G.

832.*

An Schiller.

Ich danke Ihnen für Ihre fortgesetzten Betrachtungen über das epische Gedicht, ich hoffe, Sie werden bald nach Ihrer Art, in einer schönen Folge, die Natur und Wesen desselben entwickeln, hier indessen einige meiner Vermuthungen.

Ich suchte das Gesetz der Retardation unter ein höheres unterzuordnen, und da scheint es unter dem zu stehen, welches gebietet: daß man von einem guten Gedicht den Ausgang wissen könne, ja wissen müsse und daß eigentlich das Wie blos das Interesse machen dürfe. Dadurch erhält die Neugierde gar keinen Antheil an einem solchen Werke und sein Zweck kann, wie Sie sagen, in jedem Puncte seiner Bewegung liegen.

Die Odyssee ist in ihren kleinsten Theilen beynah retardirend, dafür wird aber auch vielleicht funfzigmal versichert und betheuert daß die Sache einen glücklichen Ausgang haben werde. So viele den Ausgang anticipirende Vorbedeutungen

würden. Diese Annahme hat sich nicht erfüllt; Goethe hat die Löwen- und Tigergeschichte, die vielleicht auf einem eignen Erlebnis beruht, 1826 in der „Novelle" auszuführen begonnen. Am 29. Januar 1827 sprach er mit Eckermann über den Titel der Geschichte und sagte: „Wissen Sie was, wir wollen es die ‚Novelle' nennen; denn was ist eine Novelle anders als eine sich ereignete unerhörte Begebenheit."

und Weissagungen stellen, wie mich dünkt, das Gleichgewicht gegen die ewige Retardation wieder her. In meinem Herrmann bringt die Eigenschaft des Plans den besondern Reiz hervor daß alles ausgemacht und fertig scheint und durch die retrograde Bewegung gleichsam wieder ein neues Gedicht angeht.

So hat auch das epische Gedicht den großen Vortheil daß seine Exposition, sie mag noch so lang seyn, den Dichter gar nicht genirt, ja daß er sie in die Mitte des Werks bringen kann, wie in der Odyssee sehr künstlich geschehen ist. Denn auch diese retrograde Bewegung ist wohlthätig; aber eben deßhalb dünkt mich macht die Exposition dem Dramatiker viel zu schaffen, weil man von ihm ein ewiges Fortschreiten fordert und ich würde das den besten dramatischen Stoff nennen wo die Exposition schon ein Theil der Entwicklung ist.

Daß ich aber nunmehr dahin zurückkehre wo ich angefangen habe, so wollte ich Ihnen folgendes zur Prüfung unterwerfen:

Mein neuer Stoff hat keinen einzigen retardirenden Moment, es schreitet alles von Anfang bis zu Ende in einer graden Reihe fort, allein er hat die Eigenschaft daß große Anstalten gemacht werden, daß man viele Kräfte mit Verstand und Klugheit in Bewegung setzt, daß aber die Entwicklung auf eine Weise geschieht, die den Anstalten ganz entgegen ist und auf einem ganz unerwarteten jedoch natürlichen Wege. Nun fragt sich ob sich ein solcher Plan auch für einen *epischen* ausgeben könne, da er unter dem allgemeinen Gesetz begriffen ist: daß das eigentliche Wie und nicht das *Was* das Interesse macht, oder ob man ein solches Gedicht nicht zu einer subordinirten Classe historischer Gedichte rechnen müsse. Sehen Sie nun, mein Werther, wie sich etwa diese zerstreute und flüchtige Gedanken besser aus-

arbeiten und verknüpfen. Ich habe jetzt keine interessantere Betrachtung als über die Eigenschaften der Stoffe in wie fern sie diese oder jene Behandlung fordern. Ich habe mich darinnen so oft in meinem Leben vergriffen, daß ich endlich einmal in's Klare kommen möchte um wenigstens künftig von diesem Irrthum nicht mehr zu leiden. Zu mehrerer Deutlichkeit schicke ich nächstens meinen neuen Plan . . .

833.*

An Schiller.

Gestern, als ich der Fabel meines neuen Gedichtes nachdachte, um sie für Sie aufzusetzen, ergriff mich, auf's neue, eine ganz besondere Liebe zu diesem Werke, welche nach allem was indeß zwischen uns verhandelt worden ist, ein gutes Vorurtheil für dasselbe giebt. Da ich nun weiß daß ich nie etwas fertig mache, wenn ich den Plan zur Arbeit nur irgend vertraut, oder jemanden offenbart habe, so will ich lieber mit dieser Mittheilung noch zurückhalten, wir wollen uns im allgemeinen über die Materie besprechen, und ich kann nach den Resultaten im Stillen meinen Gegenstand prüfen. Sollte ich dabey noch Muth und Lust behalten, so würde ich es ausarbeiten, und fertig gäbe es immer mehr Stoff zum Nachdenken, als in der Anlage. Sollte ich daran verzweifeln so ist es immer noch Zeit auch nur mit der Idee hervorzutreten.

Haben Sie Schlegels[1] Abhandlung über das epische Gedicht, im 11ten Stück Deutschlands, vom vorigen Jahr, gesehen? lesen Sie es ja! Es ist sonderbar wie er, als ein guter Kopf, auf dem rechten Wege ist und sich ihn doch

[1] Friedrich Schlegel.

gleich wieder selbst verrennt. Weil das epische Gedicht nicht die dramatische Einheit haben kann, weil man eine solche absolute Einheit in der Ilias und Odyssee nicht gerade nachweisen kann, vielmehr nach der neuern Idee sie noch für zerstückelter angiebt als sie sind; so soll das epische Gedicht keine Einheit haben, noch fordern, das heißt, nach meiner Vorstellung: es soll aufhören ein Gedicht zu seyn. Und das sollen reine Begriffe seyn, denen doch selbst die Erfahrung, wenn man genau aufmerkt, widerspricht. Denn die Ilias und Odyssee, und wenn sie durch die Hände von tausend Dichtern und Redacteurs gegangen wären, zeigen die gewaltsame Tendenz der poetischen und kritischen Natur nach Einheit. Und am Ende ist diese neue Schlegelsche Ausführung doch nur zu Gunsten der Wolfischen Meinung, die eines solchen Beystandes gar nicht einmal bedarf. Denn daraus daß jene großen Gedichte erst nach und nach entstanden sind, und zu keiner vollständigen und vollkommenen Einheit haben gebracht werden können (obgleich beyde vielleicht weit vollkommner organisirt sind als man denkt), folgt noch nicht: daß ein solches Gedicht auf keine Weise vollständig, vollkommen und Eins werden könne noch solle.

Ich habe indessen über unsere bisherigen Verhandlungen einen kleinen Auffatz aus Ihren Briefen gemacht; arbeiten Sie doch die Sache weiter aus, sie ist uns beyden in theoretischer und praktischer Hinsicht jetzt die wichtigste.

Ich habe die Dichtkunst des Aristoteles wieder, mit dem größten Vergnügen, durchgelesen, es ist eine schöne Sache um den Verstand in seiner höchsten Erscheinung: Es ist sehr merkwürdig wie sich Aristoteles blos an die Erfahrung hält und dadurch, wenn man will, ein wenig zu materiell wird, dafür aber auch meistens desto solider auftritt. So war es mir auch sehr erquickend zu lesen mit welcher Liberalität er die Dichter gegen Grübler und Krittler in Schutz nimmt,

immer nur auf's wesentliche dringt und in allem andern so lax ist, daß ich mich an mehr als Einer Stelle verwundert habe. Dafür ist aber auch seine ganze Ansicht der Dichtkunst und der besonders von ihm begünstigten Theile so belebend, daß ich ihn nächstens wieder vornehmen werde, besonders wegen einiger bedeutenden Stellen, die nicht ganz klar sind und deren Sinn ich wohl erforschen möchte. Freylich über das epische Gedicht findet man gar keinen Aufschluß in dem Sinne wie wir ihn wünschen . . .

W. d. 28. April 1797. G.

834.*

An J. H. Meyer.

. . . Ich habe mir wieder eine eigne Welt gemacht und das große Interesse, das ich an der epischen Dichtung gefaßt habe, wird mir schon eine Zeit lang hinhalten. Mein Gedicht ist fertig, es besteht aus zweytausend Hexametern und ist in neun Gesänge getheilt, und ich sehe darinn wenigstens einen Theil meiner Wünsche erfüllt; meine hiesigen und benachbarten Freunde sind wohl damit zufrieden, und es kommt hauptsächlich noch darauf an: ob es auch vor Ihnen die Probe aushält? denn die höchste Instanz, vor der es gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmahler seine Compositionen bringt, und es wird die Frage seyn ob Sie unter dem modernen Costum die wahren ächten Menschenproportionen und Gliederformen anerkennen werden? der Gegenstand selbst ist äußerst glücklich, ein Sujet wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweymal findet. Wie denn überhaupt die Gegenstände zu wahren Kunstwerken seltner gefunden werden als man denkt, deswegen auch die Alten beständig sich nur in einem gewissen Kreis bewegen.

In der Lage in der ich mich befinde, habe ich mir zugeschworen an nichts mehr Theil zu nehmen als an dem was ich so in meiner Gewalt habe wie ein Gedicht, wo man weiß daß man zuletzt nur sich zu tadeln oder zu loben hat, an einem Werke an dem man, wenn der Plan einmal gut ist, nicht das Schicksal des Penelopäischen Schleyers erlebt; denn leider in allen übrigen irdischen Dingen lösen einem die Menschen gewöhnlich wieder auf was man mit großer Sorgfalt gewoben hat, und das Leben gleicht jener beschwerlichen Art zu wallfahrten, wo man drey Schritte vor und zwey zurück thun muß. Kommen Sie zurück, so wünschte ich Sie könnten sich auch auf jene Weise zuschwören, daß Sie nur innerhalb einer bestimmten Fläche, ja ich möchte wohl sagen innerhalb eines Rahmens, wo Sie ganz Herr und Meister sind, Ihre Kunst ausüben wollen. Zwar ist, ich gestehe es, ein solcher Entschluß sehr illiberal und nur Verzweiflung kann einen dazu bringen; es ist aber doch immer besser ein für allemal zu entsagen, als immer einmal über den andern Tag rasend zu werden . . .

Weimar am 28. April 1797. G.

835.

An Christiane Vulpius.

Es hat mich recht sehr gefreut daß du mir auch einmal einen langen Brief geschrieben hast, und ich antworte dir sogleich mit der Post, um dir zu sagen: daß es mir auch ganz wohl geht, ob ich gleich, wenn ich die Wahl hätte, lieber in meinem Hause wäre, weil die Veränderung von Schillers Wohnung und das warme Wetter, bey dem man bey Tage nicht gut ausgehen kann, mir gar nicht behaglich ist.

Brechten[1] giebst du beyliegenden Brief und drey Hemden mit du kannst sie nur in ein paar große Bogen einschlagen und zusiegeln.

Der Frau von Stein schicke ja von Zeit zu Zeit etwas Spargel und schicke das Kind überhaupt manchmal hin.

Die Angelegenheit[2] von der du mir schreibst will ich besorgen, ich kann wohl einsehen warum man damit zu langsam ist. Lebe recht wohl, Dienstag ein mehreres. Sage Brechten, den Brief an Herrn Gerning[3] wollte ich auf der Post schicken.

Jena am 28. Mai 1797.

Herr Cotta hat sich mit lauter schönen Doppellouisd'oren gezeigt, an denen ich nur erst eine Freude haben kann wenn ich dir sie aufzähle, oder sie zu deinem und des Kindes Nutzen anlege.

Sage mir was du lieber magst: ein Goldstück für dich, zum Spase, oder etwas in die Haushaltung, wie man hier mancherley anschafft.

Lebe wohl. Liebe mich. Sobald ich nur kann komme ich zurück. Wenn ich aufrichtig seyn soll; so ist mir hier noch keinen Tag wohl geworden.

In die Veränderung von Schillers Wohnung kann ich mich nicht schicken, es ist mir alles so unbequem und hinderlich. Adieu mein liebes grüße das Kind.

G.

---

[1] Hofbüchsenmacher.

[2] Verwendung für ihren Bruder, den, wie Christiane schreibt, „unglückfehilen Deadr Dichder."

[3] Goethes Landsmann Joh. Isaak v. Gerning (1767—1837), später Diplomat.

836.*

An den Herzog Carl August.

... Auch mir kommt, indem ich andre sich fortbewegen[1] sehe, die Lust wieder an in die Welt wieder einmal hinaus zu blicken. Ich hoffe dazu Ihre Erlaubniß. Zu Anfangs Juli möchte ich meine Mutter besuchen, um doch einmal die Lage unsres Vermögens näher kennen zu lernen. Sie hat sich, durch höhere Procente und Vortheile gereitzt, bewegen lassen manche Capitalien in die auswärtigen Anleihen zu geben und ich wünschte nicht daß ein großer Theil unsrer Besitzungen auf solchem Boden ruhte. Meyer ist in Florenz nicht wohl, ich erwarte, daß er nach der Schweiz zurückgeht, wo er schon einmal wieder genas. Vielleicht würde ich einige Zeit mit ihm am Zürcher See zubringen, dessen Athmosphäre Wielanden so wohl bekommen ist.

Indessen hoffe ich biß dahin Sie wiedergesehen zu haben und Ihre Befehle und Gesinnungen zu vernehmen.

Die Früchte des Friedens sind noch immer sehr herbe, noch sieht niemand wie diese Wolcken sich verziehen und wohin sie ziehen können, und wir haben alle Ursache, besonders in diesem zweydeutigen Augenblick, demjenigen zu dancken der zur rechten Zeit die Neutralität für uns einleitete; denn es ist keine Frage daß in diesem Augenblick die Franzosen uns noch zuletzt, so schlimm und schlimmer als die Rhein und Maynländer brandschatzen könnten und würden.

Ich wünsche recht herzlich daß das Bad Ihre physischen Übel abspülen und Sie uns recht gesund und heiter zurücksenden möge.

---

[1] Der Herzog befand sich seit Anfang Mai auf der Reise nach Teplitz. Vorstehender Brief ist die Antwort auf ein Schreiben des Herzogs aus Leipzig.

Leben Sie indeß vergnügt in dem Zirckel den Sie beleben und gedencken unter den Ihrigen auch meiner mit Wohlwollen.

Jena d. 6. Juni 1797.

Goethe.

837.*

An J. H. Meyer.

. . . Schiller lebt in seinem neuen Garten recht heiter und thätig, er hat zu seinem Wallenstein sehr große Vorarbeiten gemacht. Wenn die alten Dichter ganz bekannte Mythen, und noch dazu theilweise, in ihren Dramen, vortrugen, so hat ein neurer Dichter, wie die Sachen stehen, immer den Nachtheil daß er erst die Exposition, die doch eigentlich nicht allein auf's Factum, sondern auf die ganze Breite der Existenz, und auf Stimmung geht, mit vortragen muß. Schiller hat deswegen einen sehr guten Gedanken gehabt daß er ein kleines Stück, die Wallensteiner,[1] als Prolog vorausschickt, wo die Masse der Armee, gleichsam wie das Chor der Alten, sich mit Gewalt und Gewicht darstellt, weil am Ende des Hauptstückes doch alles darauf ankommt: daß die Masse nicht mehr bey ihm bleibt, sobald er die Formel des Diensts verändert. Es ist in einer viel pesantern, und also für die Kunst bedeutendern Manier, die Geschichte von Dumouriez[2] . . .

Jena am 6. Juni 1797. G.

---

[1] „Wallensteins Lager".
[2] Der General Ch. François Dumouriez (1739–1823).

838.

An Kirms.

Ich will Ew. Wohlgeboren privatim nicht läugnen, daß mir der Aufsatz, welchen Sie mir gestern zuschickten, empfindlich war, da man mir, der ich mich nur um das Ganze und eigentlich um das Kunstfach bisher bekümmert habe, der ich Ihnen die Einrichtung und die Policey im Parterre ganz überlassen habe, gleichsam die Verantwortlichkeit wegen einiger in meiner Abwesenheit vorgefallenen Unarten[1] zuschieben und mir, der ich das Recht habe, auf mehrere Jahre Contracte zu schließen, auf eine nicht wohl überdachte Weise drohen will, daß das Theater einmal unverhofft dissolvirt werden könnte. Ich möchte denn doch wohl wissen, in wessen Gewalt und Willkür das stehen dürfte.

Beyliegendes pro memoria, in welchem ich meine Empfindlichkeit dissimulire, habe ich mit gutwilliger Meynung verfaßt, die ich hier wiederhole: so lange man nicht auf der rechten Seite eine Wache hinstellt (morgen sollte es der tüchtigste Unteroffizier seyn), so lange man Bänke auf Bänke pfropft, wodurch alle Communication und Circulation verhindert wird, so ist man weder vor einer einzelnen noch vor einer allgemeinen Unart sicher, und ich werde, wenn man Remedur von mir fordert, und doch auf meine Vorschläge nicht achtet, mich ausdrücklich von aller Verantwortlichkeit in diesem Punkte lossagen. Einen Husaren auf die rechte Seite zu stellen, habe ich schon früher urgirt, es ist aber nie geschehen, und diese Vorsicht wird jetzt um so leichter,

[1] So hatten am 5. Juni in der Aufführung der „Jesuiten" von Hagemeister die Jenaer Studenten „gespeckdakel, gebocht und gedromelt", wie Christiane berichtete, so daß sie selbst das Theater nach dem 3. Akt und einige Damen es schon früher verlassen hatten.

da auf jener Seite gleichfalls ein Eingang ist. Wenn man die Menge in Ruhe halten will, so muß man die erste Unart nicht leiden. Gleich beym Eintritt in den Saal sollte jeder genöthigt werden, den Hut abzuziehen, damit er erinnert würde, daß er dem Orte Achtung schuldig sey. Ich habe bey übervollem Hause, als Iffland's Spiel in den Räubern erwartet wurde, mit ein paar ernsten und derben Worten den Tumult im ersten Augenblick zum Schweigen gebracht, hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, damals gleich bey der mindesten Bewegung dreinzufahren, so würde jene Aufführung gewiß eine der unruhigsten gewesen seyn. Ich zweifle nicht, daß die beyden Vorstellungen ruhig vorübergehen werden, und bis künftigen Winter kann sich viel verändern. Verzeihe Ew. Wohlgeboren mir meine Empfindlichkeit! Bey unserm engen Verhältniß aber ist Aufrichtigkeit das beste.

Wegen der kleinen Götzin[1] finde ich die Einrichtung, die Sie machen wollen, recht passend, nur glaube ich, ist es billig, daß man ihr ein kleines Geschenk zu ihrer Entwicklung macht und daß man ihr ein kleines Taschengeld wöchentlich aussetzt.

Jena, d. 9. Juni 97.

Eben als ich den Brief siegeln will, kommt Götze, der Vater, in großer Agitation zu mir. Ich weiß nicht, was ihm für Gespenster erschienen sind, daß man seine Tochter nicht mit nach Lauchstädt schicken wollte. Da ich aber aus Ihren Briefen Ihre Gesinnung weiß, mit welcher die meinige übereinstimmt, und er mir noch überdies erzählte: daß Sie bey dem Juden und Schuster Credit gemacht haben, so sah ich wohl, daß es nur eine Confusion war, in die er, Gott

[1] Demoiselle Götz hatte am 6. Juni den Puck in Wranitzkys Oper „Oberon" gespielt, nachdem sie Ende Mai debütiert hatte.

weiß wie, verfallen ist, und die ich ihm nicht übel nehme, weil ein jeder Mensch in Fällen, die ihm so wichtig scheinen, gar leicht ängstlich und verlegen wird.

Beendigen Sie daher das Geschäft, sobald es Ihre Zeit erlaubt, und setzen Sie doch eine Art von Contract mit der Beckin[1] auf, damit man wisse, was man von ihr erwarten kann. Ich wünsche indessen recht wohl zu leben.

G.

839.

An Christiane Vulpius.

Das Wetterglas ist diese Tage stark gefallen, es fängt an zu regnen und ich fürchte, bey abnehmendem Mond wird es noch schlimmer, wir wollen daher unsere Fahrt noch aussetzen, sage das Schilling damit er sich die Fuhre nach Lauchstädt nicht verschlägt.

Ich schicke hierbey schöne Erdbeeren und wünsche daß sie gut ankommen, leider sind sie schon einige Tage alt, sage dem Kind wenn es mir hübsche Briefe schreibt, so sollen auf den Mittwoch noch frischere ankommen.

Schicke mir doch auch 4 Krüge frisches Seltzer Wasser, es ist mir diese Tage recht ein Bedürfniß geworden.

Für deinen langen Brief[2] danke ich dir recht sehr, es geht schon wirklich mit dem schreiben wenn du es nur recht üben willst.

Hier schicke ich dir einen Brief[3] meiner Mutter daraus du sehen kannst wie gut sie denkt. Alle Einrichtungen können

---

[1] Henriette Beck.

[2] Er schließt auf der vierten Folioseite mit den Worten: „leb wohl, daß wahr ein langer Brief".

[3] „Briefe von Goethes Mutter" (herausg. von Philipp Stein), S. 136.

nunmehr auf's beste gemacht werden und ehe 14 Tage herumgehen kann alles in der besten Ordnung seyn.

Die beste Nachricht die ich dir zu geben habe ist denn doch wohl daß das Gedicht fertig ist, und so wäre es recht gut, wenn ich nur sonst ruhen könnte; es wird aber jetzt unermüdet am Almanach gearbeitet, der denn auch recht stattlich ausgestattet werden soll. Lebe recht wohl, besorge inliegende Briefe und Packete sogleich. Noch 8 Tage so wird schon vieles klärer und wir werden einander hoffentlich näher seyn.

Jena d. 9. Juni 1797. G.

840.*

An Schiller.

Da es höchst nöthig ist daß ich mir, in meinem jetzigen unruhigen Zustande, etwas zu thun gebe, so habe ich mich entschlossen an meinen Faust zu gehen und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Theil weiter zu bringen, indem ich das was gedruckt ist, wieder auflöse und, mit dem was schon fertig oder erfunden ist, in große Massen disponire, und so die Ausführung des Plans, der eigentlich nur eine Idee ist, näher vorbereite. Nun habe ich eben diese Idee und deren Darstellung wieder vorgenommen und bin mit mir selbst ziemlich einig. Nun wünschte ich aber daß Sie die Güte hätten die Sache einmal, in schlafloser Nacht, durchzudenken, mir die Forderungen, die Sie an das Ganze machen würden, vorzulegen und so mir meine eignen Träume, als ein wahrer Prophet, zu erzählen und zu deuten.

Da die verschiednen Theile dieses Gedichts, in Absicht auf die Stimmung, verschieden behandelt werden können, wenn sie sich nur dem Geist und Ton des Ganzen sub-

ordiniren, da übrigens die ganze Arbeit subjectiv ist, so kann ich in einzelnen Momenten daran arbeiten und so bin ich auch jetzt etwas zu leisten im Stande . . .

Weimar d. 22. Juni 1797. G.

841.

An Kirms.

(Ende Juni.)

Ich wünsche daß das Stück[1] viel Geld einbringen möge. Da Geld doch alles entschuldigen soll. Ihre Austheilung finde ich richtig. Wenn der Herzog nicht durch eine interessante Person gespielt wird sinckt die Rolle zu sehr.

G.

842.*

An C. G. Körner.

. . . Ich freue mich, daß Sie die Humboldtischen Gebrüder haben kennen lernen: sie geben eine Idee von Fähigkeiten und Talenten, die sehr ergötzend und aufmunternd ist.

Freund Meyer ist in der Schweiz und ich gehe ihn zu besuchen. Was weiter aus uns werden wird, weiß ich nicht. Leben Sie indessen recht vergnügt und lassen sich mein idyllisch-episches[2] Gedicht gefallen. Leider ist auch

---

[1] Klingemanns Trauerspiel „Die Maske". Das Stück hatte anderwärts Aufsehen gemacht, enthielt aber nach dem Urteil von Kirms nichts als Diebstähle aus Leisewitz „Julius von Tarent", Klingers „Zwillingen", Schillers „Räubern" und dem „Geisterseher". Der Brief zeigt Goethe als praktischen Theaterleiter, der, wiewohl unwillig, dem Publikum zuliebe ein Stück aufführt „da Geld doch alles entschuldigen soll." Die Erstaufführung erfolgte am 8. September bei dem Rudolstädter Gastspiel der Weimarer Truppe.

[2] „Hermann und Dorothea".

dieses wie die meisten meiner Sachen beinah' nur aus dem Stegreife; meine Tage rollen sich gar zu geschwinde auf, und ich möchte mir die Ehre anthun, mich mit der Leier des Orpheus zu vergleichen, die nur noch zufällige Töne von sich giebt, indem sie von den Wellen eilig dem großen Meere zugeschaukelt wird.

Sie haben durch Schillern erfahren, daß wir uns jetzt im Balladenwesen und Unwesen herumtreiben. Die seinigen sind ihm, wie Sie schon wissen, sehr geglückt; ich wünsche, daß die meinigen einigermaßen darneben stehen dürfen: er ist zu dieser Dichtart in jedem Sinne mehr berufen, als ich.

Was mir diese Reise[1] nehmen und geben wird, muß ich nun abwarten; ich kenne mich hierüber und weiß, daß alles was von außen an mich gelangt sehr späte Früchte bringt.

Leben Sie recht wohl in Ihrem schönen und glücklichen Zustand; erhalten Sie mir Ihren Antheil, grüßen Sie mir Ihre Frauenzimmer und gedenken manchmal meiner in Ihrem Kreise.

Weimar am 20. Juli 1797.

Goethe.

843.

An den Herzog Carl August.

(22. Juli.)

Durchlauchtigster Herzog
Gnädigster Fürst und Herr

Es hat meine Mutter Catharina Elisabetha Goethe, Wittib zu Frankfurt am Main, durch ein, unterm 17. Juni dieses Jahres, ausgestelltes, im Originale hier beyliegendes

[1] Nach Frankfurt.

Instrument,[1] welches ich mir nach zurückbehaltener vidimirter Copie wieder zurück erbitte, auf meine sämmtliche Erbschaft renunciirt.

Da mir nun kein weiterer Notherbe übrig bleibt, und die Disposition über mein Vermögen mir völlig überlassen ist; so wird meinem unterthänigsten Gesuche wohl nichts entgegen stehen, das ich an Ew. Hochfürstl. Durchl. hiermit ergehen lasse:

Höchstdieselben geruhen zu verfügen: daß nach meinem erfolgenden Ableben keine Obsignation statt habe, vielmehr meine Erben ohne dieselbe und ohne weitere gerichtliche Inventur zu dem Besitz meines Nachlasses gelangen, um so mehr als wegen desselben in einem Testamente, zu dessen Abholung ich mir eine Deputation unterthänigst erbitte, Verordnung getroffen und ein Executor ernannt ist.

Der ich in Hoffnung gnädigster Gewährung meiner geziemenden Bitte in lebenswähriger tiefster Verehrung mich unterzeichne Ew. Durchl.

844.

An Johann Friedrich v. Koppenfels.[2]

Indem ich Ew. Hochwohlgeb. für die gütige Leitung meines kleinen Privatgeschäftes gehorsamsten Dank sage, bin

---

[1] In dieser Akte, datiert „Frankfurth am Main den 17. Junii 1797", und unterzeichnet „Catharina Elisabetha Goethe. Wittib. Johann Ludwig Hetzler Sen. als Zeuge. Jakob Stock Sen. als Zeuge", entsagt Frau Rat „wohlbedächtig, dem in den Gesetzen geordneten Pflichttheil und überhaupt allem Beerbungsrecht, das mir auf den Nachlaß meines Sohnes bey Überlebung desselben zustehen möchte; ich begebe mich auch aller Exceptionen, die etwa zur Entkräftung dieser meiner freywilligen Anerkennung und Entsagung ersonnen werden könnten, besonders der Verletzung der Überredung und der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, und wünsche übrigens meinem Sohne die längste und zufriedenste Lebenszeit."

[2] Geheimrat in Weimar.

ich in dem Falle, eine abermalige Gefälligkeit mir von Denselben zu erbitten.

Zu meiner Reise nach Frankfurt und in die Schweiz wünsche ich einen Paß für mich von Fürstl. Regierung zu erhalten, bey welchem kein weiteres Bedenken obwaltet. Da ich aber auch meine kleine Familie biß Frankfurt mitzunehmen denke und sie besonders auf dem Rückwege, den sie allein zurücklegen, sich selbst überlassen muß; so hätte ich auch für Mutter und Sohn um einen besonderen Paß zu bitten. Ich überlasse Ew. Hochwohlgeb. ob Sie unbedenklich finden etwa einen dergleichen auf Frau Vulpius und Sohn ausfertigen zu lassen, oder was Sie sonst schicklich und zweckmäßig finden. Es ist ohnehin nur auf allen Fall, indem Reisende, besonders auf dieser Route, sehr selten um Päße gefragt werden.

Der ich mich nochmals bestens zu geneigtem Andenken empfehle.

Ew. Hochwohlgeb.
W. den 27. Jul. 1797. ganz gehorsamster Diener
Goethe.

Dürfte ich bitten die zu Abhohlung meines Testamentes[1] verfügte Deputation, heute, um eilf Uhr bey mir eintreten zu laßen?

845.*

An Schiller.

Morgen werde ich denn endlich im Ernste hier abgehen, gerade abermals 4 Wochen später als ich mir vorgenommen

[1] Hierüber berichtet die Sophien-Ausgabe: „Das Testament, in dem Goethe Christiane Vulpius als seine „Freundin und vieljährige Hausgenossin" bezeichnet,

hatte. Bey der Schwierigkeit loszukommen sollte von rechtswegen meine Reise recht bedeutend werden, ich fürchte aber daß sie den übrigen menschlichen Dingen gleichen wird. Von Frankfurt hören Sie bald wenigstens einige Worte . . .

Leben Sie recht wohl. Sie sagten neulich daß zur Poesie nur die Poesie Stimmung gäbe, und da das sehr wahr ist, so sieht man wie viel Zeit der Dichter verliert wenn er sich mit der Welt abgiebt, besonders wenn es ihm an Stoff nicht fehlt. Es graut mir schon vor der empirischen Weltbreite, doch wollen wir das Beste hoffen, und wenn wir wieder zusammen kommen uns in manchen Erzählungen und Betrachtungen wieder erholen. Leben Sie recht wohl mit Ihrer lieben Frau und den Ihrigen.

Weimar am 29. Juli 97. G.

846.[1]

An Schiller.

Ohne den mindesten Anstoß bin ich vergnügt und gesund nach Frankfurt gelangt und überlege in einer ruhigen und

---

setzt August zum Universal-Erben ein, gewährt aber dessen Mutter Zeit ihres Lebens den Nießbrauch alles dessen, was der Testator zur Zeit seines Todes in weimarischen Landen besitzen würde (davon wurde durch Nachtrag vom 4. Juli 1800 das neu erworbene Gut Oberroßla zu Gunsten Augusts ausgenommen). Zum Testaments-Executor und Vormund ward C. G. Voigt bestellt, der auch besonders bei eventueller Veräußerung von Teilen des Mobiliarvermögens, der Bücher, Kunst- und Naturalien-Sammlung mitwirken sollte. Voigt sollte auch nach erfolgtem Tode der Mutter Goethes das dorther zufallende Erbe in Obsorge nehmen und von dessen Einkünften drei Viertel zum besten Augusts verwenden, ein Viertel dessen Mutter zu ihrer freien Disposition abgeben."

[1] Die ersten fünf Absätze dieses Briefes sind von Goethe in seine Schweizerreise übernommen worden — der Passus beginnt: „So bin ich denn vergnügt und gesund am 3. in Frankfurt angekommen und überlege etc." Die Briefe dieser dritten Schweizerreise erschienen unter dem Titel „Aus einer Reise in die Schweiz" ein Jahr nach Goethes Tod im 3. Bande der „Nachgelassenen Werke".

heitern Wohnung nun erst: was es heiße in meinen Jahren in die Welt zu gehen. In früherer Zeit imponiren und verwirren uns die Gegenstände mehr, weil wir sie nicht beurtheilen noch zusammenfassen können, aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen was in unserm Wege liegt und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr, es interessirt uns deren eine größere Anzahl und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gemüthsruhe und Methode in diesen Fällen zu Hülfe käme. Ich will nun alles was mir in diesen acht Tagen vorgekommen ist so gut als möglich zurechtstellen, an Frankfurt selbst als einer vielumfassenden Stadt meine Schemata probiren und mich dann zu einer weiteren Reise vorbereiten.

Sehr merkwürdig ist mir aufgefallen wie es eigentlich mit dem Publico einer großen Stadt beschaffen ist. Es lebt in einem beständigen Taumel von Erwerben und Verzehren, und das was wir Stimmung nennen, läßt sich weder hervorbringen noch mittheilen, alle Vergnügungen, selbst das Theater, sollen nur zerstreuen und die große Neigung des lesenden Publicums zu Journalen und Romanen entsteht eben daher, weil jene immer und diese meist Zerstreuung in die Zerstreuung bringen.

Ich glaube sogar eine Art von Scheu gegen poetische Productionen, oder wenigstens in so fern sie poetisch sind, bemerkt zu haben, die mir aus eben diesen Ursachen ganz natürlich vorkommt. Die Poesie verlangt, ja sie gebietet Sammlung, sie isolirt den Menschen wider seinen Willen, sie drängt sich wiederholt auf und ist in der breiten Welt (um nicht zu sagen in der großen) so unbequem wie eine treue Liebhaberinn.

Ich gewöhne mich nun alles wie mir die Gegenstände vorkommen und was ich über sie denke aufzuschreiben, ohne

die genauste Beobachtung und das reiffste Urtheil von mir zu fordern, oder auch an einen künftigen Gebrauch zu denken. Wenn man den Weg einmal ganz zurückgelegt hat, so kann man mit besserer Übersicht das vorräthige immer wieder als Stoff gebrauchen.

Das Theater habe ich einigemal besucht und zu dessen Beurtheilung mir auch einen methodischen Entwurf gemacht. Indem ich ihn nun nach und nach auszufüllen suche so ist mir erst recht aufgefallen: daß man eigentlich nur von fremden Ländern, wo man mit niemand in Verhältniß steht, eine leidliche Reisebeschreibung schreiben könnte. Über den Ort, wo man gewöhnlich sich aufhält, wird niemand wagen etwas zu schreiben, es müßte denn von bloßer Aufzählung der vorhandenen Gegenstände die Rede seyn, eben so geht es mit allem was uns noch einigermaßen nah' ist, man fühlt erst daß es eine Impietät wäre, wenn man auch sein gerechtestes, mäßigstes Urtheil über die Dinge öffentlich aussprechen wollte. Diese Betrachtungen führen auf artige Resultate und zeigen mir den Weg, der zu gehen ist. So vergleiche ich z. B. jetzt das hiesige Theater mit dem Weimarischen, habe ich noch das Stuttgarter gesehen, so läßt sich vielleicht über die drey etwas allgemeines sagen das bedeutend ist und das sich auch allenfalls öffentlich produciren läßt.

Leben Sie recht wohl und halten Sie sich ja gesund und vergnügt in Ihrem Gartenhause. Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau. Wenn ich nur einmal wieder in's Jenaische Schloß gelangen kann, soll mich sobald niemand heraus treiben. Es ist nur gut, daß ich zum Musenalmanach das meinige schon beygetragen habe, denn auf der Reise kann ich so wenig hoffen einem Gedichte als dem Phönix zu begegnen. Nochmals das schönste Lebewohl.

Frankfurt am Main d. 9. Aug. 1797.

G.

847.

An Christiane Vulpius.

Ich bin euch[1] immer in Gedanken nachgefolgt und gestern Abend in der Müllerinn,[2] die mir nur theilweise Vergnügen gemacht hat, dachte ich oft daß ihr nun ruhig in Schlüchtern sitzen würdet. Ich verlange recht sehr zu hören wie ihr eure Reise zurücklegt und hoffe das Beste. Eure Briefchen von Hanau haben mir viel Freude gemacht, sage dem Kleinen daß ich seine Briefe aufhebe und sehen will wie er nun immer besser schreibt. Ich habe angefangen einiges zu überlegen und zu dictiren, aber es wird ganz unmöglich seyn in dieser Wohnung etwas zu arbeiten, ich will noch etwa acht Tage zusehen und dann irgend einen Entschluß fassen. Wenn du wieder stille zu Hause bist so wirst du erst recht gewahr werden was für eine Menge Gegenstände du gesehen hast.

Wenn Packete angekommen sind so mache sie nur auf. Wenn eins mit Noten dabey ist so schickst du es an den Kämmerier Wagner. Lebe recht wohl, schreibe mir bald und behalte mich lieb.

Frankfurt d. 9. Aug. 1797. G.

848.

An C. v. Knebel.

Deinen lieben Brief habe ich in Frankfurt erhalten und bin gegenwärtig ein Reisender wie du. Ich fühle das sehr lebhaft was du über die Veränderung des Zustandes sagst, denn mir geht es hierinn beynah wie dir und wenn man nicht immer in der Welt lebt so sieht man sie anfangs wieder

---

[1] Christiane und August hatten am 7. August Frankfurt wieder verlassen.

[2] Komische Operette von Paesiello.

mit verwunderten Augen an, und so gut man sie kennt machen einen die neuen Erscheinungen wieder auf kurze Zeit aufmerksam, bis man denn das alte plumpe Märchen wieder bald gewahr wird. Ich wünsche dir zu allen deinen Unternehmungen Glück und begreife den Sinn einiger Stellen deines Briefes recht wohl; ich hoffe daß dein gutes Geschick dich verhindern wird dich noch in alten Tagen einer solchen Subalternität zu unterwerfen die jeden rechtlichen Menschen zur Verzweiflung bringen muß. Kannst du eine gute Pfründe sine cura erwischen so thue es ja und laß die andern aus Licht und Luft arbeiten was sie können.

Was mich betrifft, so sehe ich nur immer mehr ein, daß jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das übrige alles lustig nehmen soll. Ein paar Verse, die ich zu machen habe, interessiren mich mehr als viel wichtigere Dinge auf die mir kein Einfluß gestattet ist und wenn ein jeder das Gleiche thut so wird es in der Stadt und im Hause wohlstehen. Die wenigen Tage die ich hier bin hat mich die Betrachtung so mancher Gegenstände schon sehr vergnügt und unterhalten und ich habe für die nächste Zeit noch genug vor mir.

Ich will hernach unsern guten Meyer, der am Zürcher See angekommen ist, aufsuchen und, ehe ich meinen Rückweg antrete, noch irgend eine kleine Tour mit ihm machen. Nach Italien habe ich keine Lust, ich mag die Raupen und Chrysaliden der Freyheit nicht beobachten, weit lieber möchte ich die ausgekrochnen französischen Schmetterlinge sehen.

Lebe recht wohl, und ehe du einen neuen Zustand erwählst, so bedenke alles ja wohl, denn es ist nichts gefährlicher als sich in unserm Alter zu vergreifen. Empfiehl mich Herrn von Schuckmann,[1] es ist einer der schätzbarsten Männer die ich in meinem Leben gekannt habe.

Frankfurt a. M. den 10. August 1797. G.

[1] Band III, Seite 285.

849.

An Christiane Vulpius.

Ich denke mir nun daß ihr glücklich zu Hause angelangt seyd, und erwarte mit vielem Verlangen Nachricht von eurer Reise, ihr werdet nun genug erzählen von allem was ihr gesehen habt, und indem ich mich in Frankfurt umsehe finde ich noch manches das euch Vergnügen machen wird, wenn ihr wieder herkommt, und das zweytemal macht es fast noch mehr Vergnügen, weil man mit den Gegenständen mehr bekannt ist und sie besser genießen kann.

Sey nur so gut alles was Packete und größere Briefe sind aufzumachen und nach dem Inhalte etwa an's Theater und sonst, oder auch wenn etwas eingeschlossen ist, dasselbe nach der Addresse abzugeben, die kleineren Briefe schickst du mir hierher; du kannst ja allenfalls deinen Bruder notiren lassen was angekommen ist, damit ich nur in kurzem erfahre was zurückbleibt. Die Hitze ist wieder sehr groß und die Gewitter, die von Zeit zu Zeit aufsteigen, gehen mit wenig Regen vorüber, die Gärtnerey verlangt sehr nach ein wenig Feuchtigkeit. Schreibe mir ja wie du dein Hauswesen gefunden hast und grüße das Bübchen.

Die Mama schickt dir eine schöne Chokoladen Tasse, über welche jetzt ein Futteral gemacht wird und wenn ich weiter reise, so soll es auch an allerley guten Gaben nicht fehlen. Ich bliebe gerne hier, aber die Zerstreuung ist so groß, daß ich zu keiner Besinnung komme. Lebe recht wohl und schreibe fleißig.

Frankfurt d. 12. August 97. G.

850.*

An Christiane Vulpius.

Du hast mir sehr viel Vergnügen gemacht daß du mir gleich den Tag deiner Ankunft geschrieben und dein Tagebuch geschickt hast, fahre ja fort mir fleißig zu schreiben damit ich wisse wie es dir geht und was bey euch vorfällt . . .

Von Hamburg wird ein kleines Fäßchen an mich kommen worinn Seeschnecken sich in Brandewein befinden werden. Denke nicht etwa daß es eine Eßwaare ist, sondern thu die Geschöpfe in ein Zuckerglas und halte sie mit Brandewein bedeckt, bis ich wieder komme. Sonst weiß ich nichts zu erinnern, denn das übrige haben wir ja alles abgeredet.

Schreibe mir ja wie das schwarzseidne Kleid gerathen ist und wann du es zum erstenmal angehabt hast, sage dem guten August daß der Säbel, den ich mitbringe, da er sich so gut auf der Reise aufgeführt hat und gewiß auch in meiner Abwesenheit ein gutes Kind bleiben wird.

Seit eurer Abreise bin ich noch einigemal ausgefahren und oft gegangen und habe noch manches gefunden das ihr mit Vergnügen sehen werdet, wenn ihr einmal wieder in diese Stadt kommt. Auf alle Fälle werden wir uns bequemer und auf längere Zeit einrichten können.

An das Wasser bin ich nicht wieder gekommen und habe in der Comödie immer nach der Loge hinauf gesehen wo wir so vergnügt zusammen waren.

Und nun, zum Lebe wohl, noch ein Paar Worte von meiner Hand. Ich liebe dich recht herzlich und einzig, du glaubst nicht wie ich dich vermisse. Nur jetzt wünschte ich reicher zu seyn als ich bin, daß ich dich und den Kleinen auf der Reise immer bey mir haben könnte. Künftig, meine beste, wollen wir noch manchen Weg zusammen machen.

Meine Mutter hat dich recht lieb, und lobt dich und erfreut sich des Kleinen. In acht Tagen will ich hier weggehen, denn an eine Arbeit ist nicht zu dencken, du hast selbst die Lage gesehen, und so will ich die Zeit wenigstens anwenden um viel zu sehen. Lebe recht wohl, halte alles in Ordnung, dencke an mich und behalte mich recht lieb. Eh ich weggehe schreibe ich dir noch einmal. Küsse das Kind.

Franckfurt d. 15. Aug. 1797. G.

851.

An C. G. Voigt.

(Frankfurt, d. 17. Aug.)

Die hiesige Stadt, mit ihrer Beweglichkeit und den Schauspielen verschiedener Art, die sich täglich erneuern, so wie die mannigfaltige Gesellschaft, geben eine gar gute und angenehme Unterhaltung, ein jeder hat zu erzählen wie es ihm in jenen gefährlichen und kritischen Tagen ergangen, wobey denn manche lustige und abentheuerliche Geschichten vorkommen. Am liebsten aber höre ich diejenigen Personen sprechen die, ihrer Geschäfte und Verhältnisse wegen, viele der Hauptpersonen des gegenwärtigen Kriegsdramas kennen gelernt, auch besonders mit den Franzosen mancherley zu schaffen gehabt haben und das Betragen dieses sonderbaren Volkes, von mehr als einer Seite, kennen lernten. Einige Details und Resultate verdienen aufgezeichnet zu werden.

Der Franzos ist nicht einen Augenblick still, er geht, schwätzt, springt, pfeift, singt und macht durchaus einen solchen Lärm, daß man in einer Stadt und in einem Dorfe immer eine größere Anzahl zu sehen glaubt als sich darin befinden, an Statt daß der Österreicher still, ruhig und ohne Äußerung

irgend einer Leidenschaft, gerade vor sich hinlebt. Wenn man ihre Sprache nicht versteht, werden sie unwillig, sie scheinen diese Forderung an die ganze Welt zu machen, sie erlauben sich alsdann manches um sich selbst ihre Bedürfnisse zu verschaffen; weiß man aber mit ihnen zu reden und sie zu behandeln, so zeigen sie sich gleich als bons enfans und setzen sehr selten Unart oder Brutalität fort, dagegen erzählt man von ihnen manche Erpressungsgeschichten unter allerley Vorwänden wovon verschiedene lustig genug sind. So sollen sie an einem Ort, wo Cavallerie gelegen, beym Abzuge verlangt haben, daß man ihnen den Mist bezahlen solle. Als man sich dessen geweigert, so setzten sie so viel Wagen in Requisition als nöthig sey um diesen Mist nach Frankreich zu führen, da man sich denn natürlich entschloß lieber ihr erstes Verlangen zu befriedigen. An einigen andern Orten behauptet man: der abreisende General lasse sich jederzeit bestehlen, um wegen Ersatz des Verlustes noch zuletzt von dem Orte eine Auflage fordern zu können. Bey einer Mahlzeit sind ihre Forderungen so bestimmt und umständlich, daß sogar die Zahnstocher nicht vergessen werden. Besonders ist jetzt der gemeine Mann sehr auf's Geld begierig weil er keins erhält, ob er gleich genährt wird und er sucht daher auch von seiner Seite etwas mit Façon zu erpressen und zu erschleichen. So hält z. E. auf dem Wege nach den Bädern jede ausgestellte Post die Reisenden an, untersucht die Päsſe und ersinnt alle erdenkliche Schwierigkeiten, die man durch ein kleines Trinkgeld gar leicht hebt, man kommt aber auch wenn man nur Zeit verlieren und sich mit ihnen herumdisputiren will endlich ohne Geld durch. Als Einquartirung in der Stadt haben sie sowohl das erste als zweyte Mal gutes Lob, dagegen waren ihre Requisitionen unendlich und oft lächerlich, da sie wie Kinder oder wahre Naturmenschen alles was sie sahen zu haben wünschten.

In den Canzleien ihrer Generäle wird die große Ordnung und Thätigkeit gerühmt, so auch der Gemeingeist ihrer Soldaten und die lebhafte Richtung aller nach Einem Zweck. Ihre Generale, ob gleich meist junge Leute, sind ernsthaft und verschlossen, gebieterisch gegen ihre Untergebenen und in manchen Fällen heftig und grob gegen Landsleute und Fremde, sie haben den Duell für abgeschafft erklärt, weil eine Probe der Tapferkeit bey Leuten die so oft Gelegenheit hätten sie abzulegen auf eine solche Weise nicht nöthig sey. Zu Wiesbaden forderte ein Trierischer Officier einen französischen General heraus, dieser ließ ihn sogleich arretiren und über die Grenze bringen.

Aus diesen wenigen Zügen läßt sich doch gleich übersehen, daß in Armeen von dieser Art eine ganz eigene Energie und eine sonderbare Kraft wirken müsse und daß eine solche Nation in mehr als einem Sinne fürchterlich sey.

Die Stadt kann von Glück sagen daß sie nicht wieder in ihre Hände gekommen ist, weil sonst der Requisitionen ohngeachtet des Friedens kein Ende gewesen wäre. Die Dörfer in denen sie liegen werden alle ruinirt, jede Gemeinde ist verschuldet und in den Wochenblättern stehn mehrere, welche Capitalien suchen, dadurch ist auch die Theurung in der Stadt sehr groß. Ich werde ehestens eine Liste überschicken. Ein Hase z. B. kostet 2 Gulden und ist doch für dieses Geld nicht einmal zu haben.

852.

An Christiane Vulpius.

Vor allen Dingen muß ich dich bitten, mein liebes Kind, daß du dich über meine weitere Reise nicht ängstigst und

dir nicht die guten Tage verdirbst die du haben kannst.[1] Du hast dich mit deinen eignen Augen überzeugt daß ich in meiner hiesigen Lage nicht würde arbeiten können, und was sollte ich sonst hier thun? da das allgemeine der Stadt bald beobachtet ist und ich kein besonderes Verhältniß weder habe noch haben mag. Die Jahreszeit ist so schön, daß man schon den täglich beneidet, den man zum Thor hinaus fahren sieht.

Du weißt überhaupt und hast auch auf der letzten Reise gesehen, daß ich bey solchen Unternehmungen sorgfältig und vorsichtig bin, du kannst leicht denken daß ich mich nicht von heiler Haut in Gefahr begeben werde, und ich kann dir wohl gewiß versichern, daß ich diesmal nicht nach Italien gehe. Behalte das für dich und laß die Menschen reden was sie wollen, du weißt ja die Art des ganzen Geschlechts, daß es lieber beunruhigt und hetzt, als tröstet und aufrichtet. Halte gut Haus und richte dich so ein, daß du mich entweder empfangen, oder auch vielleicht wieder zu mir kommen kannst. Du hast bey deiner kurzen Abwesenheit gesehen wie sich deine Leute betragen haben und was du allenfalls für Einrichtungen machen müßtest, wenn du länger wegbleiben solltest. Sorge ja für das Kind und rede mit dem Doctor ab, was man allenfalls künftig auf der Reise thut, wenn das Übel wiederkommen sollte.

Ich bin recht wohl zufrieden daß du dir die goldnen Schnuren anschaffst und dich recht hübsch herausputzest, auch liegt ein Blättchen an Herrn Zapf[2] bey, laß es von deinem Bruder ordentlich siegeln und überschreiben.

Auch für einen Eimer Markobrunner 81er für den Bauverwalter ist gesorgt, wovon du Nachricht geben kannst, es ist ein excellenter Wein, ich habe ihn gestern ausgesucht. Ich

---

[1] Christiane hatte gehofft, Goethe würde von Frankfurt direkt nach Weimar zurückkehren.

[2] Weinhändler in Suhl.

werde ihn unter meiner Addresse und, um mehrerer Sicherheit willen, unfrankirt schicken, du übergiebst dem Bauverwalter gleich den Wein und bezahlst die Fracht, Accis und Trankfsteuer.

Hierbey liegt auch eine Anweisung auf Zweyhundert Thaler, die du bey Herrn Geheimde Rath Voigt auf Michael erheben kannst.

Ich lege dir auch die Preise von verschiednen Victualien bey, wie sie gegenwärtig hier bezahlt werden, du wirst dich freuen daß du in deiner Küche nicht so theure Waare brauchst.

Die gute Mama schickt dir eine sehr schöne Tasse und noch einiges Zuckerwerk für's Kind und dich, laß dagegen sogleich, durch deinen Bruder wenn du es selbst nicht finden kannst, Hufelands Buch über das lange Leben, in zwey Bänden, in meiner Bibliothek suchen und schicke es ihr mit einem dankbaren, heitern Briefe. Laß auch den Kleinen schreiben, denn sie ist gar zu gut gegen euch gesinnt.

Mein Koffer ist nunmehr nach Stuttgard fort und ich erwarte nur daß das Wetter sich ein wenig bestätigt. Denn vor acht Tagen hatten wir ein Gewitter, das 15 Stunden dauerte, und seit der Zeit ist das Wetter kühl, trüb und veränderlich.

Lebe recht wohl behalte mich lieb grüße den Kleinen und gieb ihm beyliegendes Blättchen. Schreibe mir bald du sollst auch immer von mir hören.

Franckfurt d. 24ten Aug. 1797.[1] G.

---

[1] Vom gleichen Tage datiert ist ein Brief von Goethes Mutter an Christiane:

Liebe Freundin!

Das Vergnügen so ich in Ihrem Lieben traulichen Umgang genoßen macht mich noch immer froh — und ich bin meinem Sohn vielen Danck schuldig daß Er mir solches zu verschaffen die Güte hat haben wollen. So kurtz unsere Zusammenkunft war, so vergnügt und hertzlich war sie doch — und die Hoffnung Ihnen meine Liebe einst auf längre Zeit bey mir hir zu sehen erfreut mich zum voraus — Da wir nun einander kennen; so wird die Zukunft immer vergnügter und beßer vor

853.

An Christiane Vulpius.

Tübingen den 11. Sept. 1797.

Ob ich mich gleich nur langsam von dir nur immer entferne, so will ich dir doch um desto geschwinder wieder schreiben, damit du niemals an meinen Nachrichten Mangel hast, denn der Brief, wenn er nur einmal abgeschickt ist, geht doch immer seinen Gang und kommt zur rechten Zeit an, dir zu sagen daß ich immerfort an dich denke. Je mehr ich neue Gegenstände sehe, desto mehr wünsche ich sie dir zu zeigen, du würdest finden daß überall grader Verstand, gute Wirthschaft und Neigung und Beharrlichkeit den Grund von allen Zuständen ausmacht, und du würdest noch einmal so gern mit mir und in dem meinigen leben, wenn du die Art zu seyn so vieler andern Menschen gesehen hättest. Besonders wünschte ich daß du die große Fruchtbarkeit, Feld, Wein- und Gartenbau, die mich bisher immer begleitet haben, hättest mit ansehen können.

---

uns werden — behalten Sie mich in Liebevollem Andencken — und von meiner seite glauben Sie das nehmliche. Die Gründe die mir mein Sohn von seiner Reiße vorgestelt hat konte ich nicht widerlegen — Er geht also in die Schweitz — Gott! Begleite Ihn und bringe Ihn so gesund und heiter wieder zu uns als Er weg geht; so wollen wir uns über seine Abweßenheit beruhigen, und Ihm dieße Freude das schöne Schweitzer land nach so viel Jahren einmahl wieder zu sehn von Hertzen gönnen — und wenn ich Ihn bey seiner Rückkunft wohl genährt und gepflegt habe — Ihnen meine Liebe wohlbehalten wieder zurück spediren werde — das wiedersehn wird uns allen große Freude machen — das soll denn einstweilen unser Trost sein. Vor Ihren Lieben Brief dancke Ihnen hertzlich — auch dem lieben Augst dancken Sie durch einen hertzlichen Kuß von der Großmutter vor den seinen, auch sagen Sie Ihm, daß das Mändelgen mit den Schellen sich als noch hören ließe — und daß ich Infanteri und Cavaleri aufs Christkindlein bestellen wolte. Leben Sie wohl! Behalten diejenige in gutem Liebevollen Andencken, die mit wahrer Liebe und Hertzlichkeit ist und seyn wird

dero

treue Freundin und Mutter
Elisabetha Goethe.

Ich bin nun jetzt wieder in einem höhern Lande, wo alles weniger gedeihet, und auf meinem Wege nach der Schweiz werde ich nicht wieder in solche fruchtbare Gegenden kommen als ich verlassen habe, aber bey allem diesem werde ich deiner gedenken und werde dir um so lieber etwas davon sagen, als du auf deiner Reise nach Frankfurt schon einige Idee von dem sonderbaren Wechsel erworben hast, dem Berge und Flächen unterworfen sind, und wie die Höhen, sowohl wegen ihrer rauhern Luft als ihrem weniger guten Boden nicht zu der Fruchtbarkeit als glücklich gelegne Thäler gelangen können.

Von Menschen habe ich manche kennen lernen, deren Umgang ich dir auch wünschte, und von übrigen angenehmen Zuständen als künstlichen Gärten, Theatern u. s. w. habe ich manches gesehen, wobey du eben wie bey dem Frankfurter Theater dich verwundern würdest, weil du schon eben was bessers wenn gleich nicht so etwas großes und weitläufiges kennst.

Mein einziger Wunsch bleibt immer, daß ich mit dir und dem Kinde, wenn seine Natur ein bischen mehr befestigt ist, und mit Meyern noch einmal eine schöne Reise thun möchte, damit wir uns zusammen auch auf diese Weise des Lebens erfreuen.

Hier bin ich bey Herrn Cotta sehr gut aufgehoben, die Stadt selbst ist abscheulich, allein man darf nur wenige Schritte thun um die schönste Gegend zu sehen. Die Stadt liegt auf einem Bergrücken, zwischen zwey Thälern, und hat um sich herum viel Fruchtbarkeit, wenn diese auch gleich dem untern Lande nachsteht.

Den 12. Sept. 97.

Ich höre durch Herrn Geheimde Rath Voigt daß du in den letzten Tagen des August eine doppelte Sorge und

Angst gehabt hast, indem der Kleine krank war und das Feuer die Scheunen vor'm Erfurter Thor verzehrte. Ich kann mir vorstellen wie sehr du in beyden Fällen gelitten hast, und weiß daß du mich in diesen Augenblicken hundertmal zu dir gewünscht hast. Ich höre zu meiner Beruhigung daß der Kleine wieder auf gutem Wege ist, grüße ihn herzlich und halte ihn auf's beste. Herr Eisert[1] mag auch in Absicht auf's Lernen mit ihm nur spielen und die Zeit hinzubringen suchen, damit er bald wieder zu Kräften komme.

Ich sehe der Zeit mit Sehnsucht entgegen, da ich euch wieder antreffe und durch meine Gegenwart vollkommen beruhigen werde.

Lebe recht wohl und schicke deine Briefe an mich mit nachstehender Addresse ohne weitern Einschlag nur unmittelbar ab

Herrn Geheimde Rath von Goethe
bey Herrn Buchhändler Cotta
in
frank. Tübingen.

Nun muß ich dir zum Schluß auch noch mit eigener Hand sagen: wie sehr ich dich liebe, und wie sehr ich wünsche bald wieder an deiner Seite zu seyn. Behalte mich lieb, wie ich dich, damit wir uns herzlich mit Freuden wieder umarmen können. Küsse den Kleinen tausendmal. G.

854.*

An Schiller.

(Tübingen 12. Sept.)

. . . Je näher ich Herrn Cotta kennen lerne, desto besser gefällt er mir. Für einen Mann von strebender

[1] Augusts Lehrer.

Denkart und unternehmender Handelsweise, hat er so viel mäßiges, sanftes und gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine seltne Erscheinung ist. Ich habe mehrere von den hiesigen Professoren kennen lernen. In ihren Fächern, Denkungsart und Lebensweise sehr schätzbare Männer, die sich alle in ihrer Lage gut zu befinden scheinen, ohne daß sie grade einer bewegten akademischen Circulation nöthig hätten. Die großen Stiftungen scheinen den großen Gebäuden gleich, in die sie eingeschlossen sind, sie stehen wie ruhige Colossen auf sich selbst gegründet und bringen keine lebhafte Thätigkeit hervor, die sie zu ihrer Erhaltung nicht bedürfen.

Sonderbar hat mich hier eine kleine Schrift von Kant überrascht, die Sie gewiß auch kennen werden: Verkündigung des nahen Abschlusses eines Tractats zum ewigen Frieden in der Philosophie. Ein sehr schätzbares Product seiner bekannten Denkart, das so wie alles was von ihm kommt die herrlichsten Stellen enthält; aber auch in Composition und Styl Kantischer als Kantisch. Mir macht es großes Vergnügen daß ihn die vornehmen Philosophen und die Prediger des Vorurtheils so ärgern konnten, daß er sich mit aller Gewalt gegen sie stemmt, indessen thut er doch, wie mir scheint, Schlossern unrecht, daß er ihn einer Unredlichkeit, wenigstens indirect beschuldigen will. Wenn Schlosser fehlt, so ist es wohl darinn daß er seiner innern Überzeugung eine Realität nach außen zuschreibt und kraft seines Charakters und seiner Denkweise zuschreiben muß, und wer ist in Theorie und Praxis ganz frey von dieser Anmaßung . . .

G.

855.*

An Christiane Vulpius.

. . . Nun muß ich dir noch mit eigener Hand einiges hinzufügen und dir sagen: daß ich dich recht herzlich, zärtlich und einzig liebe und daß ich nichts sehnlicher wünsche als daß deine Liebe zu mir sich immer gleich bleiben möge. Mit meinen Reisen wird es künftig nicht viel werden, wenn ich dich nicht mitnehmen kann. Denn jetzt schon möchte ich lieber bey dir zurück seyn, dir im grünen Alcoven eine gute Nacht und einen guten Morgen bieten und mein Frühstück aus deiner Hand empfangen. Auch ist unser Plan gemacht bald zurückzukehren und wonicht Ende Octbr. doch Anfang November in Franckfurt zu seyn. Diese Nachricht wird dich gewiß erfreuen und noch mehr wirst du dich vergnügen wenn du uns wieder bey der guten Mutter weißt, von da aus wir in wenigen Tagen bey dir seyn können. Sage aber niemanden noch davon und laß die Leute im ungewissen ob und wann ich komme. Dencke meiner und mache nicht zu viel Äugelchen, am besten wäre es du machtest gar keine, denn es ist auch mir auf der ganzen Reise noch kein einziges vorgekommen. Dagegen wird nur an dich gedacht und ein schönes Musselin Kleid ist im Handel. Lebe wohl. Küsse den Kleinen den ich wieder recht wohl anzutreffen hoffe. Grüße Ernestinen und die Tante.[1] Behalte mich lieb und bereite alles schönstens zu unserm Empfang . . .

Stäfa d. 26ten Sept. 97. G.

---

[1] Juliane Auguste, die wie Ernestine, Christianes Schwester, in Goethes Hause lebte.

856.*

An Schiller.

Stäfe am 14. October 1797.

... Was werden Sie nun aber sagen wenn ich Ihnen vertraue daß, zwischen allen diesen prosaischen Stoffen, sich auch ein poetischer hervorgethan hat, der mir viel Zutrauen einflößt. Ich bin fast überzeugt, daß die Fabel vom Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabey, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten, daß das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anstatt daß man sonst um etwas zu leisten die Geschichte zur Fabel machen muß. Doch darüber künftig mehr. Das beschränkte höchst bedeutende Local, worauf die Begebenheit spielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, so wie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menschen in diesen Gegenden, so gut als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an ob aus diesem Unternehmen etwas werden kann.

... Überhaupt aber bin ich auf einer Idee zu deren Ausführung mir nur noch ein wenig Gewohnheit mangelt. Es würde nämlich nicht schwer werden sich so einzurichten, daß man auf der Reise selbst mit Sammlung und Zufriedenheit arbeiten könnte, denn wenn sie zu gewissen Zeiten zerstreut, so führt sie uns zu andern desto schneller auf uns selbst zurück, der Mangel an äußern Verhältnissen und Verbindungen, ja die lange Weile, ist demjenigen günstig der manches zu verarbeiten hat. Die Reise gleicht einem Spiel, es ist immer Gewinn und Verlust dabey, und meist von der unerwarteten Seite, man empfängt mehr oder weniger als

man hofft, man kann ungestraft eine Weile hinschlendern, und dann ist man wieder genöthigt sich einen Augenblick zusammenzunehmen. Für Naturen wie die meine, die sich gerne festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar, sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet.

... Den Ibykus finde ich sehr gut gerathen und beym Schlusse wüßte ich nun auch nichts mehr zu erinnern. Es verlangt mich nun sehr, das Ganze zu übersehen. Da meine artige Müllerinn eine gute Aufnahme gefunden, so schicke ich noch ein Lied[1] das wir ihren Reizen verdanken. Es wird recht gut seyn wenn der nächste Almanach reich an Liedern wird, und die Glocke muß nur um desto besser klingen als das Erz länger in Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt ist.

G.

857.*

An Christiane Vulpius.

Endlich habe ich, mein liebes Herz, deine letzten Briefe erhalten, die du mir unmittelbar schicktest. Ich weiß nicht was die gute Mutter machte indem sie die andern bey sich liegen ließ, da ich ihr doch Cottas Adresse gegeben, und alles umständlich verabredet hatte. Nun ich weiß daß du mit dem Kinde wohl bist bin ich ruhig und habe mich recht gefreut wieder etwas von deiner Hand zu sehen. Habe jetzt nur noch ein wenig Geduld, denn ich komme bald wieder, auch mir ist es in der Entfernung von dir nie recht wohl geworden, wir wollen uns nunmehr desto lebhafter des

[1] „Der Junggesell und der Mühlbach" (in der „Schweizerreise" dem Brief vom 25. September beigefügt). Auch lag das Gedicht bei „War doch gestern dein Haupt" (datiert Uri den 1. Oktober).

Zusammenseyns freuen. Der Gefahr wegen hätte ich wohl nach Italien gehen können, denn mit einiger Unbequemlichkeit kommt man überall durch, aber ich konnte mich nicht so weit von euch entfernen. Wenn es nicht möglich wird euch mitzunehmen, so werd ich es wohl nicht wiedersehen. Grüße den Kleinen und dancke ihm für seine Briefe, sie machen mir viel Freude. Da ich nicht über Franckfurt gehe weiß ich noch nicht, wenn ich über Nürnberg komme, so finde ich gewiß etwas nützliches und erfreuliches. Dafür ist schon für die weibliche Welt besser gesorgt. Einen genähten Musselin für dich von besonderer Schönheit, ein mit Blümchen gewirckter, für Ernestinen, und Halstücher mit allerley Kanten, damit von der Tante an die übrigen Hausgenossen erfreut werden können. Ich habe mir auch kleine Tücher um den Hals gekauft, fürchte aber du wirst mir sie wegkrapseln, denn sie werden auch um den Kopf artig stehen. Alles zusammen ist nach der neusten Mode, besonders ist dein Kleid sehr schön, es ist aber auch nicht wohlfeil. Ich habe es noch nicht, denn ich habe es nach dem Muster aus der ersten Hand gekauft und erwarte es von St. Gallen, wo die Fabrick ist. Bey den Mustern that einem die Wahl weh, aber Meyer und ich waren doch zuletzt einig . . .

Zürch d. 25. Octbr. 1797. G.

858.

An Christiane Vulpius.

Wir haben, meine liebe, die Baseler Tour aufgegeben und sind von Zürch gerade nach Tübingen gegangen. Wir haben auch recht wohl gethan, denn die Jahrszeit ist äusserst verdrießlich, die Wege schlecht und alles unglaublich theuer.

Nun weiß ich nicht ob wir über Franckfurt oder Nürnberg gehen, auf beyden Seiten brauchen wir acht Tage Reise, wenn ich nun noch einigen Aufenthalt hie und da dazu rechne, so können wir in der Mitte Novembers wohl bey dir seyn. Das ist dir ja wohl ganz recht deinen Freund sobald wieder zu sehen. Ich kann aber auch wohl sagen daß ich nur um deinet und des Kleinen willen zurück gehe. Ihr allein bedürft meiner, die übrige Welt kann mich entbehren. Lebe recht wohl und habe mich so lieb wie ich dich. Ich freue mich unaussprechlich dich wieder zu sehen.

Tübingen d. 30. Octbr. 1797. G.

859. *

An Schiller.

. . . Ich habe gestern zum erstenmal wieder in Ihrer Loge gesessen und wünsche Sie bald wieder darinn einführen zu können. Da ich ganz als Fremder der Vorstellung zusah; so habe ich mich verwundert wie weit unsere Leute wirklich sind! Auf einem gewissen ebnen Wege der Natur und Prosa machen sie ihre Sachen über die Maße gut; aber leider im Momente wo nur eine Tinctur von Poesie eintritt, wie doch bey dem gelindesten pathetischen immer geschieht, sind sie gleich Null oder falsch. Wunderlich genug schien es mir daß der Verfasser des Stücks,[1] Ziegler, in eben dem Falle zu seyn scheint, er findet recht artige komische Motive, und weil diese immer extemporan wirken, so behandelt er sie meist recht gut. Alle zarte, sentimentale und pathetische Situationen aber, welche vorbereitet seyn und eine Folge haben wollen, weiß er nicht zu tractiren, wenn

[1] Das Familiengemälde „Weltton und Herzensgüte", bearbeitet von Vulpius.

er sie auch gefaßt hat, sie überstolpern sich und thun keinen Effect, ob sie gleich nicht unglücklich angelegt sind. Ich verspreche mir von Ihrer Gegenwart recht viel Gutes für's Theater und für Sie selbst. Ich hoffe bis zu Ihrer Ankunft auch wieder völlig in meiner Lage zu seyn . . .

Weimar am 22. Nov. 1797. G.

860.

An Schiller.

Den 25. Nov.

Für Brief und Packet,[1] die ich so eben erhalte, danke ich schönstens und sage nur noch geschwind, und aus dem Stegreife, daß ich nicht allein Ihrer Meinung bin, sondern noch viel weiter gehe. Alles poetische sollte rhythmisch behandelt werden! das ist meine Überzeugung, und daß man nach und nach eine poetische Prosa einführen konnte, zeigt nur daß man den Unterschied zwischen Prosa und Poesie gänzlich aus den Augen verlor. Es ist nicht besser als wenn sich jemand in seinem Park einen trocknen See bestellte und der Gartenkünstler diese Aufgabe dadurch aufzulösen suchte daß er einen Sumpf anlegte. Diese Mittelgeschlechter sind nur für Liebhaber und Pfuscher, so wie die Sümpfe für Amphibien. Indessen ist das Übel in Deutschland so groß geworden daß es kein Mensch mehr sieht, ja daß sie vielmehr, wie jenes kröpfige Volk, den gesunden Bau des Halses für eine Strafe Gottes halten. Alle dramatische Arbeiten (und vielleicht Lustspiel und Farce zuerst) sollten rhythmisch seyn und man würde alsdenn eher sehen wer was machen kann. Jetzt aber bleibt dem Theaterdichter fast nichts übrig als sich zu

[1] Acht Almanache.

accommodiren, und in diesem Sinne konnte man Ihnen nicht verargen wenn Sie Ihren Wallenstein in Prosa schreiben wollten; sehen Sie ihn aber als ein selbstständiges Werk an, so muß er nothwendig rhythmisch werden.

Auf alle Fälle sind wir genöthigt unser Jahrhundert zu vergessen wenn wir nach unsrer Überzeugung arbeiten wollen. Denn so eine Saalbaderey in Principien, wie sie im allgemeinen jetzt gelten, ist wohl noch nicht auf der Welt gewesen und was die neuere Philosophie gutes stiften wird ist noch erst abzuwarten.

Die Poesie ist doch eigentlich auf die Darstellung des empirisch pathologischen Zustandes des Menschen gegründet, und wer gesteht denn das jetzt wohl unter unsern fürtrefflichen Kennern und sogenannten Poeten? Hat ein Mann wie Garve,[1] der doch auch zeitlebens gedacht haben will, und für eine Art von Philosophen galt, denn nur die geringste Ahndung eines solchen Axioms? Hält er Sie nicht darum nur für einen würdigen Dichter, weil Sie sich den Spaß gemacht haben die Aussprüche der Vernunft mit dichterischem Munde vorzutragen, was wohl zu erlauben, aber nicht zu loben ist. Wie gerne wollte ich diesen prosaischen Naturen erlauben vor den sogenannten unsittlichen Stoffen zurückzuschaudern, wenn sie nur ein Gefühl für das höhere poetisch sittliche z. B. im Polykrates und Ibykus hätten und davon entzückt würden.

Lassen Sie uns, besonders da Meyer auch einen grimmigen Rigorism aus Italien mitgebracht hat, immer strenger in Grundsätzen und sicherer und behaglicher in der Ausführung werden! Das letzte kann nur geschehen wenn wir während der Arbeit unsere Blicke nur innerhalb des Rahmens fixiren.

---

[1] Christian Garve (1742—1798), der bekannte Popularphilosoph, hatte an Schiller über die Xenien geschrieben.

Hierbey meine Elegie[1] mit dem Wunsche einer freundlichen Aufnahme.

Zeltern bleiben wir auch sechs Bouteillen Champagner schuldig für die feste gute Meinung die er von uns gehegt hat.[2] Seine Indische Legende[3] ist mir sehr werth. Der Gedanke ist original und wacker, das Lied an Mignon habe ich noch nicht einmal gehört. Die Componisten spielen nur ihre eigne Sachen und die Liebhaber haben auch nur wieder besonders begünstigte Stücke. Auf meinem ganzen Wege habe ich niemand gefunden der sich in etwas fremdes und neues hätte einstudiren mögen.

Lassen Sie mich doch einige Exemplare der Melodien zum Almanach erhalten, sie fehlen bey denen mir übersendeten durchaus.

Möchten Sie doch mit Ihrem Wallenstein recht glücklich seyn damit wir Sie desto eher bey uns sehen.

Ein herzliches Lebewohl und Gruß an die Ihrigen.

G.

861.

An C. G. Voigt.

Von dem Inhalt beyliegender Papiere sind Sie schon unterrichtet bis wir uns mündlich darüber besprechen nur einstweilen so viel.

---

[1] „Amyntas".

[2] Wie Schiller geschrieben, hatte Zelter eine Wette gewonnen, indem er behauptet hatte, der Musenalmanach auf 1798 werde keine Xenien enthalten.

[3] Komposition zu Goethes „Der Gott und die Bajadere", die wie die des Liedes „An Mignon" im Musenalmanach auf 1798 erschienen war.

Die Herderschen Aufsätze[1] scheinen mir fürtrefflich, um so mehr da die Resultate sämmtlich stehen bleiben, wenn man seine leidenschaftlichen Äußerungen gegen akademische Philosophie und Theologie, in die man freylich nicht ganz einstimmen kann, von seinem übrigen Raisonnement absondert. Seine Vorschläge haben das schöne daß alles was da ist gebraucht, genutzt, verbessert, erhöht werde und zusammenwirke.

1. Das hiesige Gymnasium wird um eine anständige Stufe höher gerückt.

2. Die Studierenden kommen später und besser vorbereitet auf die Akademie.

3. Daselbst können sie in jedem Sinne dasjenige sich zweckmäßiger zueignen was gewissermaßen nur auf der Akademie zu finden ist.

4. Sie bleiben mit dem Consistorio auch während des akademischen Aufenthalts in Connexion.

5. Sie werden in ihre Amtsführung nach und nach eingeleitet.

Diese Folge von guten Wirkungen ist unschätzbar und ich bin überzeugt, daß Herder die Einrichtung gar wohl zu Stande bringen wird. Die Kosten sind mäßig und werden wohl aufzubringen seyn.

Nur wünschte ich daß man sich mit der Akademie Jena nicht in Opposition setzte und bey der Geschichte der Philosophie auch die Geschichte der neusten mit Billigkeit vorzutragen nicht unterließe, so daß junge Leute nicht ganz unbekannt mit der kritischen Philosophie schon auf die Akademie kämen. Geschieht das nicht und man will nur seine Zöglinge vor der neuen Lehre wie vor einem unbekannten Ungeheuer warnen,

---

[1] Es sind dies: Gutachten über die Frage, ob den Studierenden der Theologie das Beziehen der Akademie abzuschneiden sei (Herbst 1797), Entwurf zur Vorbereitung junger Geistlicher (1. Dezember 1797). Diese Aufsätze sind abgedruckt in Band 30 von Suphans Herder-Ausgabe.

so läßt sich sicher voraussehen daß alsdann drüben mancher zum Renegaten werden und mit seinen hiesigen Lehrern, ja mit dem Oberconsistorio selbst in eine leidige Opposition kommen werde. Denn so wenig man jetzo irgend einen Menschen abhalten kann, Theil an den französischen Principien zu nehmen, so wenig kann man einen deutschen Jüngling vor der neuen Philosophie, sie sey auch wie sie sey, verwahren; aber das dürfte möglich seyn, durch gründlichen und klaren Unterricht ihn so zu bilden daß er sich nicht Gesinnungen oder Meinungen mit einem leidenschaftlichen Vorurtheil hingebe.

Wenn die Sache weiter zur Sprache kommt, an die Collegien und an die Landschaft zu gelangen hat; so wäre wohl aus den Herderischen Aufsätzen ein dritter auszuziehen, der blos die merita causae enthielte, denn selbst in seiner reinsten Gestalt wird ein solcher Vorschlag Aufsehen auf der Akademie machen, welches so viel als möglich zu vermeiden ist.

So trefflich nun die Herderschen Aufsätze sind, so daß mir wenigstens auf den ersten Blick alles in vollständigstem Zusammenhang erscheint, so unter aller Kritik sind die Eisenachischen Papiere.[1] Ich brauche nur das Einzige anzuführen: daß man unüberlegt genug ist die Beziehung der Akademie gänzlich unnöthig machen zu wollen, da Herder hingegen sich als einen guten Haushälter zeigt, indem er das was da ist nur besser und zweckmäßiger zu nutzen anräth.

So viel zu einem guten Morgen nur aus dem Stegreife. Wenn es gefällig so besprechen wir uns bald weitläufiger über die Sache.

Den 3. December 97.

G.

---

[1] Die von Eisenach eingesandten Reformgutachten.

862.*

An Schiller.

Die Nachricht, daß Sie diesen Winter nicht zu uns kommen würden, hat unsere Schauspieler betrübt. Es scheint daß sie sich vorgesetzt hatten sich vor Ihnen Ehre zu machen, ich habe sie mit der Hoffnung getröstet daß Sie uns auf's Frühjahr wohl besuchen würden. Sehr nöthig thut unserm Theater ein solcher neuer Anstoß, den ich gewissermaßen selbst nicht geben kann. Zwischen dem der zu befehlen hat und dem der einem solchen Institute eine ästhetische Leitung geben soll, ist ein gar zu großer Unterschied. Dieser soll auf's Gemüth wirken und muß also auch Gemüth zeigen, jener muß sich verschließen um die politische und ökonomische Form zusammenzuhalten. Ob es möglich ist freye Wechselwirkung und mechanische Causalität zu verbinden weiß ich nicht, mir wenigstens hat das Kunststück noch nicht gelingen wollen.

Ich kann mir den Zustand Ihres Arbeitens recht gut denken. Ohne ein lebhaftes pathologisches Interesse ist es auch mir niemals gelungen irgend eine tragische Situation zu bearbeiten, und ich habe sie daher lieber vermieden als aufgesucht. Sollte es wohl auch einer von den Vorzügen der Alten gewesen seyn? daß das höchste pathetische auch nur ästhetisches Spiel bey ihnen gewesen wäre, da bey uns die Naturwahrheit mitwirken muß um ein solches Werk hervorzubringen. Ich kenne mich zwar nicht selbst genug um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte, ich erschrecke aber blos vor dem Unternehmen und bin beynahe überzeugt daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte . . .

Meyern werde ich wohl nicht mitbringen,[1] denn ich habe die Erfahrung wieder erneuert: daß ich nur in einer absoluten Einsamkeit arbeiten kann, und daß nicht etwa nur das Gespräch, sondern sogar schon die häusliche Gegenwart geliebter und geschätzter Personen meine poetische Quellen gänzlich ableitet. Ich würde jetzt in einer Art von Verzweiflung seyn, weil auch jede Spur eines productiven Interesse bey mir verschwunden ist, wenn ich nicht gewiß wäre es in den ersten 8 Tagen in Jena wiederzufinden . . .

W. d. 9. Dez. 97. G.

863.*

An Schiller.

So leid es mir thut zu hören daß Sie noch nicht ganz zur Thätigkeit hergestellt sind, ist es mir doch angenehm daß mein Brief und Aufsatz[2] Sie einigermaßen beschäftigt hat. Ich danke für den Ihrigen, der eine Sache noch weiter führt, an der uns so viel gelegen seyn muß. Leider werden wir Neuern wohl auch gelegentlich als Dichter geboren und wir plagen uns in der ganzen Gattung herum ohne recht zu wissen woran wir eigentlich sind, denn die specifischen Bestimmungen sollten, wenn ich nicht irre, eigentlich von außen kommen und die Gelegenheit das Talent determiniren. Warum machen wir so selten ein Epigramm im griechischen Sinn? weil wir so wenig Dinge sehen die eins verdienen. Warum gelingt uns das Epische so selten? weil wir keine Zuhörer haben. Und warum ist das Streben nach theatra-

---

[1] Nach Jena.

[2] Es handelt sich um den aus den Briefen Goethes und Schillers und ihren mündlichen Erörterungen hervorgegangenen Aufsatz „Ueber epische und dramatische Dichtung" (erster Druck 1827 in „Kunst und Altertum" 6. Band, Heft 1).

lischen Arbeiten so groß? weil bey uns das Drama die einzig sinnlich reizende Dichtart ist, von deren Ausübung man einen gewissen gegenwärtigen Genuß hoffen kann.

Ich habe diese Tage fortgefahren die Ilias zu studiren, um zu überlegen, ob zwischen ihr und der Odyssee nicht noch eine Epopée inne liege. Ich finde aber nur eigentlich tragische Stoffe, es sey nun daß es wirklich so ist, oder daß ich nur den epischen nicht finden kann.

Das Lebensende des Achills mit seinen Umgebungen ließe eine epische Behandlung zu und forderte sie gewissermaßen, wegen der Breite des zu bearbeitenden Stoffs. Nun würde die Frage entstehen: ob man wohl thue einen tragischen Stoff allenfalls episch zu behandeln? Es läßt sich allerley dafür und dagegen sagen. Was den Effect betrifft, so würde ein Neuer der für Neue arbeitet immer dabey im Vortheil seyn, weil man ohne pathologisches Interesse wohl schwerlich sich den Beyfall der Zeit erwerben wird . . .

Weimar am 27. Dec. 1797. G.

864.*

An Schiller.

Es ist mir dabey ganz wohl zu Muthe, daß wir zum Neuenjahre einander so nahe sind, ich wünsche nur daß wir uns bald wieder sehen und einige Zeit in der Continuation zusammen leben. Ich möchte Ihnen manche Sachen mittheilen und vertrauen, damit eine gewisse Epoche meines Denkens und Dichtens schneller zur Reife komme.

. . . Wenn uns als Dichtern, wie den Taschenspielern, daran gelegen seyn müßte daß niemand die Art, wie ein Kunststückchen hervorgebracht wird, einsehen dürfte; so hätten wir freylich gewonnen Spiel, so wie jeder, der das Publikum

zum besten haben mag, indem er mit dem Strome schwimmt, auf Glück rechnen kann. In Herrmann und Dorothea habe ich, was das Material betrifft, den Deutschen einmal ihren Willen gethan und nun sind sie äußerst zufrieden. Ich überlege jetzt ob man nicht auf eben diesem Wege ein dramatisches Stück schreiben könnte? das auf allen Theatern gespielt werden müßte und das jedermann für fürtrefflich erklärte, ohne daß es der Autor selbst dafür zu halten brauchte.

. . . Friedrich Schlegel hat in ein Stück des Lyceums,[1] da das Journal in Berlin gedruckt wird, wo er sich jetzt befindet,[2] als es an Manuscript fehlte, ohne Reichardts Vorwissen, einen tollen Aufsatz einrücken lassen, worin er auch Voß angreift und worüber sich dann die edlen Freunde[3] brouillirten.

Weimar am 3. Januar 1798. G.

865*

An C. v. Knebel.

Auf deinen lieben Brief will ich nur gleich einige Worte sagen, damit sie dich noch in Nürnberg antreffen.

. . . Ich wünsche dir Glück zu deinem Entschluß,[4] denn in solchen Fällen bleibt doch zuletzt nichts übrig als sich zu einer oder der andern Aufopferung zu entschließen, und zu einer solchen Wahl kann sich der den es trifft doch immer nur zuletzt selbst bestimmen. Nimm es daher mit denen nicht zu genau die als bloße Zuschauer dir theils zu heftig widerstrebten, theils zweifelhaft waren was und wie

---

[1] J. Fr. Reichardts „Lyceum der schönen Künste".
[2] Seit Juli 1797.
[3] Schlegel und Reichardt.
[4] Verheiratung mit Luise Rudorff.

sie mitwirken sollten,[1] bey noch so verschiedner Überzeugung hat doch jeder nur dein Bestes, freylich auf seine Art und Weise, gewünscht, und nichts kann deinen Entschluß besser rechtfertigen als dein künftiges Glück.

. . . Seit ich zurück bin habe ich noch nichts hervorgebracht, dagegen aber vieles gelesen und manches vorbereitet. In diesen letzten Tagen habe ich die Farbenlehre wieder vorgenommen und will meine vielen Erfahrungen wenigstens so stellen daß meine Arbeit andern nicht ganz unnütz bleibe. Wenn ich genöthigt wäre diese Lehre nur zwey halbe Jahre öffentlich zu lesen so wäre alles gethan; aber die Gelehrsamkeit auf dem Papiere und zum Papiere hat gar zu wenig Reiz für mich. Man glaubt nicht wie viel todtes und Tödtendes in den Wissenschaften ist, bis man mit Ernst und Trieb selbst hineinkommt, und durchaus scheint mir die eigentlichen wissenschaftlichen Menschen mehr ein sophistischer als ein wahrheitsliebender Geist zu beleben. Doch es mag jeder sein Handwerk treiben.

Lebe nun schönstens wohl und komm uns glücklich näher, es läßt sich alsdann wohl eine ganz leidliche Communication nach Ilmenau einrichten. Indessen laß ehe du von Nürnberg weggehst noch ein Paar Worte von dir hören. Weimar d. 12. Jan. 1798. G.

[1] Knebel hatte in seinem Brief vom 5. Januar sich über die Haltung seiner Schwester beklagt und dann u. a. geschrieben: „. . . schrecklich ist das Betragen der Weiber und Närrinnen in Weimar, die bei der Nachgiebigkeit und der schwachen Repräsentation unsers Geschlechts, zumalen bey Hofe, in W. in den närrischsten Dünkel verfallen, wodurch sie die Tage eines rechtschaffenen Mannes betrüben können. Diese lächerlichen gebietherischen Hagestolzinnen scheinen es zum Gesetz machen zu wollen, daß man ohne sie nicht leben dürfe, ob sie gleich nichts zum eigentlichen Glücke des Lebens beytragen, und wie die alten Tanten im Tom Jones verdammen sie jedes junge gefällige Mädchen mit einer abscheulichen Richtersprache, und möchten in ihrer Wuth den Keim alles Lebens zernichten. Der schwache und zweydeutige Charakter der meisten Herren in Weimar unterstützt noch ihre Bosheit. Sogar Herder und seine Frau haben sich bey dieser Sache schwach, zweydeutig und heuchlerisch bezeigt."

866.

An Kirms.

Vertrauen Sie mir einmal in dieser Sache und lassen Sie mich gewähren. Wir müssen unsere Preise nach und nach steigern, denn die Umstände sind mehr als wir denken verändert.

Schon neulich haben wir acht Studenten auf dem obersten Platze gehabt, die sich zwar recht gut betragen haben; haben Sie aber ja die Güte, nur eine mäßige bestimmte Zahl Billets auf den obern Platz ausgeben zu lassen, wir sind es dem Hofe schuldig. Denn wenn wir nicht diese Vorsicht brauchen, so haben wir, ehe wir's uns versehen, einmal den obern Platz von Studenten angefüllt.

Auch haben sich neulich wieder Unarten spüren lassen. Die Studenten haben, besonders auf der rechten Seite, die Wache geneckt und die Hüte bald abgethan, bald aufgesetzt, auch fingen sie zu trommeln an, das man absolut nicht leiden muß. Ich werde Herrn v. Luck[1] hierüber einige Worte schreiben. Schließen Sie nur Sonnabends die Dutzend-Billets wieder aus. Es werden Leute genug kommen und man giebt die „Zauberflöte" alsdann erst nach Ostern wieder.

Wir haben nur eine einzige Pflicht, das ist die: für gute Vorstellungen zu sorgen, und dieser Zweck kann nicht anders erreicht werden, als wenn ein Stück öfter gegeben wird. Jetzt sind wir auf dem besten Wege und wenn wir darauf beharren, so soll es künftigen Winter ganz anders aussehen. — Dafür hat man in jeder Sache die Direktion, daß man nach seiner Überzeugung handelt, um das Beste hervor zu bringen, und nicht daß man den Leuten zu Willen

[1] Kammerherr und Mitglied der Hoftheater-Kommission.

lebe, wovon man doch zuletzt noch Undank und durch Hintansetzung des Hauptgeschäftes Schande erlebt.

Weimar am 24. Febr. 1798. G.

867.*

An Schiller.

Zu dem Bürgerdecrete,[1] das Ihnen aus dem Reiche der Todten[2] zugesendet worden, kann ich nur in so fern Glück wünschen als es Sie noch unter den Lebendigen angetroffen hat, warten Sie ja noch eine Weile ehe Sie Ihre verewigten großen Mitbürger besuchen. Herr Campe[3] scheint an der gefährlichsten[4] aller Tollheiten, so wie noch mancher gute Deutsche, krank zu liegen. Leider ist dagegen so wenig als gegen eine andere Pest zu thun und zu sagen.

Das schöne Wetter ruft mich jeden Tag zu Ihnen und ich benutze mein Hierseyn so gut ich kann. Ich habe die Insecten wieder vorgenommen und auch meine Mineralien geordnet. Wenn man so viel zusammenschleppt und nur eine Zeit lang ansteht das eingebrachte einzurangiren, so weiß man bald nicht wo man sich lassen soll . . .

Weimar am 3. März 1798. G.

---

[1] Im Pariser „Moniteur" vom 6. August 1792 war offiziell bereits gemeldet worden, daß „le Sieur Gille, publiciste Allemande" das französische Ehrenbürgerrecht erhalten habe. Schiller schenkte das Bürgerdiplom auf Wunsch des Herzogs der Weimarer Bibliothek.

[2] Diese Bezeichnung nimmt Schiller in einem Briefe an Körner auf, dem er am 16. März schreibt: „Es (das Bürgerdiplom) ist ganz aus dem Reich der Todten an mich gelangt, denn das Loi haben Danton und Claviere unterschrieben, und den Brief an mich Roland. Die Besorgung ging durch Custine, auf seinem deutschen Feldzuge; und diese alle sind nicht mehr."

[3] Joachim Heinrich Campe, der die Zustellung des Diploms an Schiller veranlaßt hatte.

[4] Begeisterung für die französische Revolution.

868.

An Caroline Kotzebue.

Es ist mir sehr erwünscht, hochgeehrteste Frau Legations Räthin, daß Sie mir Gelegenheit geben Ihnen und Ihrem Herrn Sohn für die Mittheilung so manches interessanten Theaterstückes zu danken; ich weiß gewiß sein Talent zu schätzen und freue mich seines lebhaften Andenkens an längst verfloßne gute Tage.

In der Silberhochzeit[1] werden einige Veränderungen, nach meiner Angabe, gemacht, bey denen man freylich die Feder des Verfassers vermissen wird. Vielleicht, wenn er die Ursachen vernimmt, die uns dazu bewegen, legt er selbst Hand an und macht dadurch unsere kleine Vorarbeit überflüssig.

Bleiben Sie übrigens eine fleißige und freundliche Zuschauerin unseres Schauspiels.

Der ich mich bestens empfehle und recht wohl zu leben wünsche.

Weimar am 17. März 1798.

869.*

An C. v. Knebel.

. . . Auch muß ich dir melden daß ich das kleine Gut zu Ober Roßla erstanden habe, wodurch noch ein neues Kapitel in die Mannigfaltigkeit meiner Existenz eingeschoben wird. Ich werde mir zwar nie einfallen lassen es zu

---

[1] „Die silberne Hochzeit", Schauspiel in fünf Aufzügen von August v. Kotzebue; Erstaufführung am 29. März.

administriren, aber wenn ich nur deutlich wissen will was ich denn eigentlich besitze? so muß ich mich in das geheimnißvolle Feld der Landwirthschaft wagen, das mehr als man glauben sollte von denen die im Besitz sind sorgfältig verwahrt wird, damit kein Laye diese offenbaren Geheimnisse kennen lerne, da ich aber einmal festen Fuß habe so will ich ihnen wohl bald auf die Sprünge kommen . . .

Weimar am 18. März 1798. G.

870.

An Friederike Unzelmann.[1]

(12. April.)

Sie werden mir wohl glauben, schöne kleine Frau, wenn ich Ihnen sage daß demjenigen, der Sie einmal gekannt hat, der Wunsch immer übrig bleiben muß Sie wieder zu sehen, und daß mir daher Ihre Neigung sehr erfreulich ist

---

[1] Am 24. Januar 1766 in Gotha als Tochter des herzoglichen Beamten Flittner geboren, kam sie durch den Schauspieldichter Großmann, ihren Stiefvater, früh zur Bühne; zunächst widmete sie sich der Oper, bald aber auch dem Schauspiel. Man bewunderte ihre liebliche Stimme, den seelenvollen Vortrag, ihre Anmut, Schalkhaftigkeit und Frische, in der Tragödie ihre Würde, die Poesie ihrer Auffassung, die Größe ihres Stils. Ihr Rollengebiet ging von der Fanchon und der Gurli bis zur Maria Stuart und der Lady Macbeth. — 1785 heiratete sie den Komiker Unzelmann, dem sie 1788 nach Berlin folgte, wo sie schnell beliebt wurde. Nach ihrer Scheidung von Unzelmann heiratete sie 1803 den Berliner Schauspieler Heinr. Eduard Bethmann. Friederike Unzelmann-Bethmann starb im Oktober 1815. — Goethe hatte ihre Bekanntschaft in Karlsbad gemacht, kannte sie außerdem durch die Schilderungen seiner theaterbegeisterten Mutter, da Friederike als Sängerin und Schauspielerin der Großmannischen Truppe in Frankfurt bis 1788 angehört hatte. Jetzt hatte sie am 1. April an Goethe geschrieben, sie wolle in Berlin auf 14 Tage Urlaub nehmen, um in Weimar zu gastiren. In dem Briefe heißt es: „Das größte Glück welches ich mir schmeichlen kann wehre mir dann gewärth, mein kleines Talent Ihrem Unparteischen Urtheil zu unterwerfen und nach dießem mich hinfort gantz zu bilden. . . . ich werde Ihnen gewis die grösten fortschritte meines Talents zu dancken haben!"

uns wohl einmal in Weimar zu besuchen und durch Ihr Talent die angenehmste Unterhaltung zu verschaffen. Zugleich werden Sie sich versichern daß es keine leere Ausflucht ist wenn ich für diesmal Ihre Reise widerrathe, indem Sie vielleicht bey Ankunft dieses Briefes schon unterrichtet sind, daß wir Herrn Iffland,[1] zu eben der Zeit welche Sie uns widmen könnten, erwarten.

Lassen Sie uns auf eine andere Epoche die Hoffnung auch Sie zu sehen und zu bewundern, so wie wir alsdann die Bedingungen die Ihnen angenehm seyn können vorher klar und deutlich verabreden wollen. Zu dem Honorar welches ein fremder, auf unserm Theater auftretender Künstler, wie billig, erhält, trägt der Hof unmittelbar nichts bey, sondern es ist blos eine Sache der Theaterdirection, und wenn man sich daher bey uns freylich keine außerordentlichen Gaben zu erwarten hat, so ist man doch gewiß dasjenige zu erhalten worüber man sich vereinigte. Es versteht sich von selbst daß wir in solchen Fällen, außer dem bedungnen Honorar, die Reise bezahlen und den hiesigen Aufenthalt frey geben.

Sie sehen aus meinem umständlichen Briefe, der fast einer Punctation zu einem Contracte ähnlich sieht, daß es mir Ernst ist Sie zu irgend einer günstigen Zeit bey uns zu sehen. Da es denn auch übrigens an dem was sich nicht versprechen läßt, an einer recht gemüthlichen Aufnahme Ihrer lieben kleinen Person und einer lebhaften Theilnahme an Ihrem schönen Talente, nicht fehlen soll. Leben Sie recht wohl haben Sie Dank für Ihren Brief und streicheln den würdigen bemerckenswerthen Onyx[2] aufs allerschönste.

---

[1] Gastierte vom 24. April an.

[2] Goethes Bezeichnung für den Mops der Frau Unzelmann.

871.*

An Charlotte Schiller.

Haben Sie Dank daß Sie mir nochmals an Schillers[1] Statt ein Briefchen senden wollen, möge es doch bald wieder recht gut gehen. Ungern entsage ich der Hoffnung Sie beyde die nächste Woche zu sehen, denn Iffland spielt wirklich Dienstag zum erstenmal . . .

Faust hat diese Tage immer zugenommen; so wenig es ist, bleibt es eine gute Vorbereitung und Vorbedeutung. Was mich so lange Jahre abgehalten hat wieder daran zu gehen war die Schwierigkeit den alten geronnenen Stoff wieder ins Schmelzen zu bringen. Ich habe nun auf Cellinische Weise ein Schock zinnerne Teller und eine Portion hartes trocknes Holz dran gewendet und hoffe nun das Werk gehörig im Fluß zu erhalten.

Leben Sie recht wohl, grüßen Sie Schillern schönstens und überstehen Sie geduldig das rauhe Wetter in Hoffnung eines Blüthenreichen Frühlings.

Mittwoch etwas weniges von der ersten Vorstellung.[2]

Weimar am 21. April 1798. G.

872.*

An Schiller.

Iffland fährt fort seine Sache trefflich zu machen und zeichnet sich als ein wahrhafter Künstler aus. An ihm zu

---

[1] Schiller notiert für diese Zeit in seinem Kalender „war isch nicht wohl". Seine Gattin schreibt am 13. an Goethe: „Schiller hat mich heute wieder zu seinem Sekretair bestellt, um Sie herzlich in seinem Nahmen zu begrüßen. Er hat seit Sonnabend Catharr, aber seit einigen Tagen wurde es ärger, und sein Kopf ist ihm nun sehr mitgenommen und es ist eine Art Fieber dabey." Und am 17.: „Schiller ist noch immer zu Bette und sein Kopf sehr angegriffen, so daß die Welt ihm nicht freundlich vorkommt und er in einem unheimlichen Zustand ist."

[2] Ifflands.

rühmen ist die lebhafte Einbildungskraft, wodurch er alles was zu seiner Rolle gehört zu entdecken weiß, dann die Nachahmungsgabe wodurch er das gefundne und gleichsam erschaffne darzustellen weiß, und zuletzt der Humor, womit er das Ganze von Anfang bis zu Ende lebhaft durchführt. Die Absonderung der Rollen von einander, durch Kleidung, Gebärde, Sprache, die Absonderung der Situationen und die Distinction derselben wieder in sensible kleinere Theile, ist fürtrefflich. Von allem übrigen was wir schon im einzelnen kennen will ich jetzt schweigen.

Indem er als ein wirkliches Natur= und Kunstgebilde vor den Augen des Zuschauers lebt, so zeigen sich die übrigen, wenn sie auch ihre Sache nicht ungeschickt machen, doch nur gleichsam als Referenten, welche eine fremde Sache aus den Acten vortragen, man erfährt zwar was sich begiebt und begeben hat, man kann aber weiter keinen Theil daran nehmen.

Sehr wichtig war mir die Bemerkung daß er die reinste und gehörigste Stimmung beynah durchaus vollkommen zu Befehl hat, welches denn freylich nur durch das Zusammentreffen von Genie, Kunst und Handwerk möglich ist.

Das Publikum ist sich in seiner Assiduität ziemlich gleich. Die Anzahl schwankte bisher zwischen 380 und 430 und es läßt sich voraussehen daß wir keine so starke und keine so geringe Vorstellung haben werden als das vorige mal. Der erhöhte Preis hat nur einen gewissen Zirkel von Zuschauern eingeschlossen. Wir können mit der Einnahme zufrieden seyn und ich freue mich, über den ungläubigen Hofkammerrath gesiegt zu haben.

Übrigens habe ich, außer einer ziemlich allgemeinen, reinen Zufriedenheit, nichts tröstliches von einem besonderen Urtheil gehört. Wie wenige verhalten sich gegen den Künstler auch wieder productiv! Dagegen habe ich mitunter einige

sehr alberne Negationen vernommen. Morgen erleben wir noch den Tauben Apotheker[1] und dann will ich mich der eintretenden Ruhe wieder freuen, ob ich gleich nicht leugnen will daß mir sein Spiel diesmal, mehr als das vorige mal, Bedürfniß geworden ist. Er hat in jedem Sinne auf mich gewirkt und ich hoffe, wenn ich zu Ihnen hinüber komme, sollen der May und Juni gute Früchte bringen . . .

Eine der lustigsten Begebenheiten unseres Zeitalters kann ich vorläufig nicht verschweigen. Wielanden ist durch ein heimlich demokratisches Gericht verboten worden die Fortsetzung seiner Gespräche[2] im Merkur drucken zu lassen, das nächste Stück wird zeigen ob der gute Alte gehorcht.

Der arme Verfasser des goldnen Spiegels und des Agathons, der zu seiner Zeit Königen und Herren die wundersamsten Wahrheiten sagte, der sich auf die Verfassungen so trefflich verstand, als es noch keine gab, der edle Vorläufer des neuen Reiches muß nun, in den Zeiten der Freyheit, da Herr Posselt[3] täglich den bloßen Hintern zum Fenster hinaus reckt, da Herr Gentz[4] mit der liberalsten Zudringlichkeit einem neuen Könige eine unbedingte Preßfreyheit abtrutzt, die Schooßkinder seines Alters, die Producte einer Silberhochzeit, gleich nahmenlosen Liebeskindern, verheimlichen.

Vor 14 Tagen ohngefähr kam er nach Weimar, um für diese Productionen, mit denen er sich im Stillen beschäftigt hatte, einiges Lob einzuerndten; er las sie in allen Etagen unsers Geschmacks- und Gesellschaftshauses vor und ward mit mäßiger Gleichgültigkeit aufgenommen, so daß er für

[1] In Goldonis Lustspiel „Der verstellte Kranke".

[2] Wieland hatte „Gespräche unter vier Augen", die politischen Inhalts waren, in den ersten vier Monatsheften des „Neuen Teutschen Merkur" 1798 veröffentlicht; die Fortsetzung folgte erst im Juliheft. Vergl. Brief 874.

[3] In seiner bei Cotta erscheinenden Zeitung „Die Neueste Weltkunde".

[4] Friedrich Gentz in seinem Sendschreiben an Friedrich Wilhelm III. bei dessen Thronbesteigung.

Ungeduld bald wieder aufs Land flüchtete. Indessen hielt man Rath und jetzt, hör' ich, ist ihm angekündigt diese Mestizen eines aristo-demokratischen Ehebandes, in der Stille, zu erdrosseln und im Keller zu begraben, denn ausgesetzt dürfen sie nicht einmal werden.

Weimar am 2. May 1798. G.

873.*

An C. v. Knebel.

... Am ernsthaftesten und anhaltendsten hat mich das Studium der Ilias beschäftigt, das ich auch noch eine Zeit lang fortzusetzen denke.

Da mein erster epischer Versuch gut aufgenommen worden, so ist es mir eine Art von Pflicht diese Dichtungsart noch näher zu studiren, um mich noch weiter drinne zu wagen, denn ich finde sie sowohl meinen Jahren, als meiner Neigung, so wie auch den Umständen überhaupt am angemessensten, ja vielleicht dürfen wir Deutsche in keiner Dichtart uns so nahe an die echten alten Muster halten als in dieser, und es kommen so viele Umstände zusammen die ein schwer ja fast unmöglich scheinendes Unternehmen begünstigen. Habe ich in Herrmann und Dorothea mich näher an die Odyssee gehalten, so möchte ich mich wohl in einem zweyten Falle der Ilias nähern; sollte aber auch ein solches Unternehmen zu kühn seyn, so gewinne ich doch schon unglaublich beym bloßen Studio, und eine Aussicht auf einen künftig praktischen Gebrauch, wenn sie auch nur ein frommer Wahn wäre, begünstigt doch unglaublich jede theoretische Untersuchung, und selbst die klare Einsicht von Unerreichbarkeit eines hohen Vorbildes gewährt schon einen unaussprechlichen Genuß, ja es ist jetzo gewissermaßen einem jeden der sich mit ästhetischen Gegen-

ständen beschäftigt die höchste Angelegenheit sich über diese alten Meisterstücke, wenigstens mit sich selbst, in Einigkeit zu setzen, da man von allerley Seiten so manches sonderbare darüber hören muß . . .

W. d. 15. May 1798. G.

874.*

An J. H. Meyer.

. . . Mich freut von Herzen daß der alte Herr[1] seinen Charakter behauptet, und seine speditionären Redacteurs zur Verzweiflung bringt. Er war immer wie das Rohr das vom Winde hin und her gewehet wird, aber eben deswegen auch gelegentlich seinen perpendicularen Stand wieder behauptet . . .

Jena am 25. May 1798. G.

875.*

An Christiane Vulpius.

Es freut mich sehr, wenn du in meiner Abwesenheit thätig bist, und dich dabey des Lebens und des Zustandes erfreust in dem du dich befindest, und der nur in so fern für uns beyde angenehm ist als du überall gute Ordnung halten magst, damit man die übrige Zeit desto freyer und sorgloser leben könne.

---

[1] Wieland; vergl. Brief 872. Meyer hatte an Goethe geschrieben: „Ich kan nicht umhin Ihnen mit den Zeitungen auch die Nachricht zukommen zu lassen, daß der Alte in Osmanstedt (Wieland) des unveräußerlichen Rechts der Preßfreyheit zum großen Leidwesen derer die ihm dasselbe geraubt hatten, sich wieder anzumaßen für gut befindet, er will seine Gespräche gedruckt und gelesen wissen, es koste was es wolle, und fängt an, strenge Befehle über diese und dergleichen Sachen an den Redacteur des „T. M." ergeben zu lassen."

Ich habe die wenigen Tage die ich hier bin schon sehr genutzt, nicht allein für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft. Du wirst lachen wenn ich dir erzähle durch welche zufällige Kleinigkeit ich wieder einen schnellen und besondern Antrieb zum Fleiße bekommen habe, indessen ist es recht merkwürdig wie sehr mich die vorjährige Reise ganz aus dem Geschicke gebracht hat, und wie ich jetzt erst wieder anfange mich zu finden.

Mit meiner leiblichen Nahrung geht es nun auch schon besser, die Trabitius bereitet die Spargel sehr gut, so wie auch gelegentlich einen Eierkuchen, Schillers versorgen mich mit Braten und dein Öl macht mir den Salat wieder schmackhaft, wodurch ich nun für den Mittag völlig geborgen bin. Abends bin ich bey Schiller im Garten, wo wir bisher viel interessantes zusammen gelesen und gesprochen haben, nur wird mir Abends der Rückweg ein wenig sauer, denn ich habe eine völlige Viertelstunde zu gehen.

Dafür schlafe ich auch recht wohl, indem ich mir überdies noch des Tags viel Bewegung mache und ohnerachtet des üblen Wetters jederzeit ein paar Stunden im freyen bin . . .

Nun lebe wohl. Für den Kleinen lege ich ein Briefchen bey. Die Seife soll nächstens ankommen, übrigens muß noch viel gethan werden ehe ich dich wiedersehe. Lebe indessen recht wohl und versorge unsern Meister[1] aufs beste.

Jena am 25. May 1798.

Dazu sende ich dir eine Rehkeule uud wünsche daß ihr sie zusammen recht vergnüglich verzehren möget.

G.

---

[1] J. H. Meyer.

876.*

An Cotta.

Das Werk,[1] welches wir heraus zu geben gedenken, enthält Betrachtungen harmonirender Freunde über Natur und Kunst.

Was aus Naturgeschichte und Naturlehre ausgehoben wird soll, dem Gegenstand und der Behandlung nach, vorzüglich von der Art seyn daß es für den bildenden Künstler brauchbar und zu seinen Zwecken, wenigstens in der Folge, anwendbar werde, unter Kunst wird für die erste Zeit vorzüglich die bildende verstanden, über deren Theorie, Ausübung und Geschichte manches vorräthig liegt; doch wird man die Kunst im allgemeinen jederzeit im Auge haben, daß, wenn nach unserm Wunsche, sich auch Freunde der Dichtkunst und Musik anschließen, sie, was die Grundlagen betrifft, genugsame Vorarbeit finden sollen.

Man kann sich nicht verbinden, ein sogenanntes Lesebuch zu liefern, aber ein lesbares, cultivirten Personen willkommenes Werk, das vorbereiten, wirken und nützen soll, gedenkt man zu stellen. Indessen soll an der Form des Vortrags nichts versäumt werden, so wenig es an Artikeln vom allgemeinsten Interesse fehlen soll.

Eine Beylage zeigt was man allenfalls zu erwarten hat . . .

Jena am 27. May 1798.

Goethe.

---

[1] „Die Propyläen"; den Plan dazu hatte Goethe 1797 in der Schweiz beim Zusammentreffen mit dem aus Italien zurückkehrenden Heinrich Meyer gefaßt; vor allem lockte ihn dabei die „Lehre von den Gegenständen und was davon eigentlich dargestellt werden solle." Die Propyläen sind 1798—1800 in drei Bänden erschienen.

877.*

An C. G. Voigt.

. . . Wir waren beiderseits immer geneigt den Doctor Schelling[1] als Professor hierher zu ziehen; er ist gegenwärtig zum Besuche hier und hat mir in der Unterhaltung sehr wohl gefallen. Es ist ein sehr klarer, energischer und nach der neusten Mode organisirter Kopf; dabei habe ich keine Spur von Sansculotten-Tournure an ihm bemerken können, vielmehr scheint er in jedem Sinne mäßig und gebildet. Ich bin überzeugt, daß er uns Ehre machen und der Akademie nützlich sein würde. Ich will etwa näher hören, ob er wirklich die Absicht hat . . .

Jena am 29. May 1798. G.

878.

An Kirms.

Ew. Wohlgeboren haben die Güte, nach unserer gestrigen Abrede, dem Professor Thouret[2] Mitags das Essen aus der Hofküche verabfolgen zu lassen und zwar etwa: Suppe; Gemüs mit einer Beilage; Braten und Salat; eine Flasche Werthheimer.

Die Portion wäre reichlich einzurichten. Was an Bier, Brod, Tischzeug u. s. w. erforderlich wäre, hierüber könnte

---

[1] Fr. W. Joseph Schelling (1775—1854) hatte 1797 seine „Ideen zu einer Philosophie der Natur" erscheinen lassen. Goethe hatte ihn am 28. Mai kennen gelernt und laut Tagebuch am 29. mit ihm „optische Versuche" gemacht. Bereits am 9. Juli meldet Goethe ihm seine Anstellung in Jena.

[2] Nick. Friedrich Thouret (1767—1845), Baumeister in Stuttgart. Am 5. Juli verzeichnet Goethe im Tagebuch: „Idee wegen der Veränderung des Theaters. Mit Prof. Thouret und Baumeister Steiner im Komödienhause."

Heringen der Auftrag gegeben werden, der auch das tägliche Essen abholen soll. Den Betrag der Vergütung für diese Gefälligkeit, wird man von Seiten Fürstlicher Hoffasse der Schloßbau-Kasse mit Dank erstatten.

Man wünscht, daß die Einrichtung morgen, Sonntags, ihren Anfang nehmen möge.

Weimar am 2. Juni 1798.

J. W. v. Goethe.

879.*

An A. W. Schlegel.

Ohne mich lange zu besinnen, will ich Ihnen sogleich auf Ihren freundlichen Brief vom 10. Juni antworten und Sie in Dresden begrüßen.

Haben Sie Dank für das überschickte Athenäum,[1] dessen Inhalt mir schon sehr angenehm und erfreulich gewesen wäre, wenn auch die Verfasser mich und das meinige nicht mit einer so entschiedenen Neigung begrüßten. Was meine jüngern Freunde gutes von mir denken und sagen will ich wenigstens durch unaufhaltsames Fortschreiten verdienen, in so fern es mir die Natur nach ihrem gewöhnlichen Gange nicht zuletzt verbietet.

Das einzelne wird uns manche angenehme Unterhaltung gewähren wenn wir uns wieder sehen, oder ich einige ruhige Stunden finde und etwas weitläufiger schreiben kann. Bey der Energie und Klarheit, mit der Sie zu Werke gehen, bitte ich Sie Mäßigkeit und Gerechtigkeit immer walten zu lassen. Diese sinds die auf die Folge unsern Wirkungen immer den größten Nachdruck geben.

---

[1] „Athenäum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm und Friedrich Schlegel." (Berlin, Vieweg.)

Vergangene Woche habe ich mich besonders mit Arbeiten für den nächsten Almanach beschäftigt und wünsche, wenn er Ihnen künftig in die Hände kommt, daß Sie sich unter meinen diesjährigen Productionen auch einige Günstlinge aussuchen mögen.

Zugleich aber ersuche ich Sie auch dieses Jahr uns mit einigen Ihrer Gedichte zu erfreuen, wäre es gleich nichts großes, so wünschte ich doch daß Sie keine Pause machten. Ich sehe, was mich betrifft, es als eine nähere Verbindung an, wenn ich Ihren Nahmen im Almanach weiß. Es ist eine Art von geistiger Nachbarschaft, von Zusammenwohnen einer kleinen Colonie, die dadurch eine Ähnlichkeit der Gesinnungen ausspricht. Auch Schiller sieht einem solchen Beytrage mit Verlangen entgegen.

Die Bekanntschaft meiner werthen Berliner Freundin[1] wird Ihnen gewiß viel Freude gemacht haben. Ich schätze beyde Frauenzimmer[2] sehr hoch und habe alle Ursache für die Gesinnungen dankbar zu seyn die sie für mich hegen.

Die übrige Societät hoffe ich werden Sie mir schildern, wenn wir uns wiedersehen.

Wenn ich irgend jemals neugierig auf die Bekanntschaft eines Individuums war, so bin ichs auf Herrn Zelter.[3] Gerade diese Verbindung zweyer Künste ist so wichtig und ich habe manches über beyde im Sinne, das nur durch den

---

[1] Marianne Meyer.

[2] Marianne und ihre Schwester Sara.

[3] Schlegel hatte am 10. Juni über Zelter geschrieben: „Seine Bekanntschaft zu machen hatte für mich etwas eigenthümlich Anziehendes, weil er wirklich zugleich Maurer und Musiker ist. Seine Reden sind handfest wie Mauern, aber seine Gefühle zart und musikalisch. Wir haben die Fabel vom Orpheus auf ihn gedeutet: dieser habe nicht durch die Musik, sondern neben ihr mitunter Häuser aufgeführt; alles übrige sey Ausschmückung, die Zeltern auch zu Theil geworden seyn würde, wenn er nicht das Unglück hätte, in einem historischen Zeitalter zu leben. Zelter behauptet aber die ursprüngliche Verwandtschaft der beyden Künste: und obgleich er gestehen muß, daß er nicht immer musikalisch bauen darf, so fodert er doch, daß man durchaus architektonisch komponiere."

Umgang mit einem solchen Manne entwickelt werden könnte. Das originale seiner Compositionen ist, so viel ich beurtheilen kann, niemals ein Einfall, sondern es ist eine radicale Reproduction der poetischen Intentionen. Grüßen Sie ihn gelegentlich aufs beste. Wie sehr wünsche ich daß er endlich einmal sein Versprechen, uns zu besuchen, realisiren möge . . .

Jena am 18. Juni 1798.

880.

An Kirms.

Ob ich gleich fest entschlossen bin mir keinen Schauspieler vom Publico weder auf noch ab votiren zu lassen, weil ich dessen Grillen, Unbestand und Ungenügsamkeit nur allzusehr kenne; so treten doch gegenwärtig manche Betrachtungen ein, die uns selbst veranlassen dürften Herrn Cordemann[1] zu engagiren. Ew. Wohlgeb. haben solche in Ihrem Briefe recht wohl herausgesetzt und ich bin geneigt Ihre Vorschläge einzugehen. Schließen Sie, nach vorgängiger Communication mit Herrn v. Luck, einen Contract auf ein und ein halb Jahr und sehen daß er überhaupt mit 8 Thlr. zufrieden sey.

Vor allen Dingen aber fragen Sie bey Durchl. der Herzogin mit meiner unterthänigsten Empfehlung nochmals an: ob dieses Engagement ihrem Willen und ihren Wünschen gemäß sey.

Im Stillen kann ich Ew. Wohlgeb. nicht leugnen daß mir weder Cordemanns Füße noch Arme recht gefallen wollen, mit jenen knickt er, mit diesen schwebt er, doch hat er was interessantes im Blick und scheint von einem gewissen Feuer der Leidenschaft belebt, worauf so viel bey einem Schau=

[1] Cordemann hatte bei seinem Gastspiel sehr gefallen.

spieler ankommt, und nach Ihrer Versichrung macht ja sein Ganzes keinen unangenehmen Eindruck.

Nur eines muß ich gleichfalls im Vertrauen mit hinzusetzen: daß ich mich durch dieses Engagement noch nicht verbinde Haiden[1] fortzuschicken. Ob ihn das Publikum gerade mag das kann uns nicht rühren, die Frage ist: ob er in gewissen Rollen brauchbar sey, die, wenn sie gleich keine Hauptrollen sind, doch auch besetzt werden müssen.

Überhaupt ist es eine alte Erfahrung daß das Publikum bey jeder Gesellschaft einen Sündenbock haben muß, an dem es seine Piken und Unarten auslassen kann, und wenn sich gerade keiner bey der Gesellschaft fände, so müßte man einen expreß zu dieser angenehmen Function engagiren.

Es versteht sich von selbst daß Cordemann sich verbindet, alle ihm von der Direction zugetheilte Rollen zu übernehmen, und nicht etwa an irgend ein Fach Ansprüche macht. Wir nehmen ihn als einen Suppleanten auf und in unserer Lage wird sein hauptsächlichstes Verdienst seyn, wenn er in vorkommenden Fällen ausfallende Lücken supplirt, und uns mit seinem Talent, auf eine willige und gefällige Weise, aushilft.

Ich wünsche daß Sie sich recht wohl befinden mögen und danke für die fortdauernde Aufmerksamkeit und Sorgfalt, womit Sie unser gemeinsames Geschäft zu beleben wissen.

Jena am 18. Juni 1798.

881.

An Christiane Vulpius.

Es war mir sehr erfreulich zu hören das eure Erfurter Tour glücklich und vergnügt abgelaufen ist, die Gewitter

[1] Kirms hatte das Engagement Cordemanns und für Ostern 1799 die Entlassung Haides befürwortet.

welche sich Abends nach jener Gegend zu sehen ließen hatten mir einige Sorge gemacht. Nun wünsche ich euch zu Johanni einen schönen Tag, die Einrichtung von eurem Feste, wie sie mir der Registrator schreibt, ist recht gut, ich wünsche euch viel Spaß dabey.

In Roßla findest du einen Brief durch den du erfährst wie es mir Freytags und Sonnabends ergangen ist.

Was bis Sonnabends früh bey dir einläuft, auch allenfalls ein Brief von Fräulein v. Goechhausen, schickst du mir mit den Botenweibern, daß ich es des Abends bey meiner Rückkehr finde.

Die nächste Woche will ich noch fleißig seyn, ich habe eben ohngefähr noch 8 Tage zu thun und fange schon an wieder nach Hause zu verlangen.

Die Arbeiten die ich mir vorsetzte sind schon glücklich vollendet. Grüße deinen Bruder, danke ihm für die Nachricht und sag ihm daß Professor Woltmann noch nicht wieder nach Jena zurück ist.

Jena am 20. Juni 1798. G.

Auch gieb deinem Bruder beyliegenden Zettel.

Ich hoffe daß du dein glattes Gesichtchen, so wie die Äugelchen für den Schatz aufheben wirst.[1]

G.

882*

An C. G. Voigt.

... Schellings kurzer Besuch war mir sehr erfreulich; es wäre für ihn und uns zu wünschen, daß er herbeygezogen würde;

---

[1] Christiane hatte ihm geschrieben: „Da ich numer ganz glad bin kans du dir dencken waß die leute wieder vor äugelgen mit mir machen wollen und wir haben uns alle ser gebuz."

für ihn, damit er bald in eine thätige und strebende Gesellschaft komme, da er in Leipzig jetzt ziemlich isolirt lebt, damit er auf Erfahrung und Versuche und ein eifriges Studium der Natur hingeleitet werde, um seine schönen Geistestalente recht zweckmäßig anzuwenden. Für uns würde seine Gegenwart gleichfalls vortheilhaft seyn; die Thätigkeit des jenaischen Kreises würde, durch die Gegenwart eines so wackern Gliedes, um ein ansehnliches vermehrt werden; ich würde bey meinen Arbeiten durch ihn sehr gefördert seyn, besonders aber glaube ich, daß er Scherern[1] sehr nützlich werden könnte, indem der eine das besondere, der andere das allgemeine behandeln und so beyde zum Ganzen arbeiten könnten. Er hat mir persönlich in dem kurzen Umgang sehr wohl gefallen; man sieht, daß er in der Welt nicht fremd ist, die Tübinger Bildung giebt überhaupt etwas ernsthaftes und gesetztes und er scheint, als Führer von ein paar jungen Edelleuten selbst gefälliger und geselliger geworden zu seyn als diejenigen zu seyn pflegen die sich, in der Einsamkeit, aus Büchern und durch eigenes Nachdenken, cultiviren.

Ich nehme mir die Freyheit sein Buch, „von der Weltseele," Ihnen als eigen anzubieten, es enthält sehr schöne Ansichten und erregt nur lebhafter den Wunsch, daß der Verfasser sich mit dem Detail der Erfahrung immer mehr und mehr bekannt machen möge.

Vielleicht interessirt unsern gnädigsten Herrn der meteorologische Theil, besonders die Kritik der gewöhnlichen Begriffe über diesen Gegenstand p. 136.

Wenn man sich entschlösse zu seinen Gunsten etwas bey den übrigen Höfen für ihn zu thun, so würde man sich auf diese beyden Schriften beziehen können und ihn in der Qualität eines denkenden jungen Mannes, von dessen hellem

---

[1] Chemiker Alex. Nic. v. Scherer (1771—1824).

Blick und guter Methode man sich in den Erfahrungswissenschaften als die Physik und Chemie pp. künftig viel zu versprechen habe, mit guten Gewissen aufführen können.

Wegen Schlegels hat Meinungen[1] Bericht von der Akademie gefordert worin man von den Verdiensten eines Mannes unterrichtet zu seyn verlangt, von dem Uns bisher gar nichts bekannt geworden ist ...

883.

An Wieland.

Meinem lieben Herrn Bruder in Apoll und Genossen in Ceres vermelde hierdurch freundlichst, daß ich in Oberroßla[2] angelangt bin, um von meiner Hufe und dem Zugehörigen Besitz zu nehmen. Wie mich nun eine so nahe Nachbarschaft herzlich erfreut, so wollte ich hiermit höflichst gebeten haben: morgen, gegen Mittagszeit, Sich aus Euro Palläften in unsere Hütten zu begeben, mit einem juristisch-oekonomischen, frugalen Mahl vorlieb zu nehmen und mir nach langer Zeit ein fröhliches Wiedersehen zu verschaffen.[3] Eben so ist die liebe Frau und wer uns noch von der Familie durch seine Gegenwart erfreuen möchte, bestens eingeladen.

In Hoffnung einer günstigen Antwort.

Oberroßla den 22. Jun. 98.

---

[1] Sachsen-Meiningen.

[2] Goethe hatte Anfang März das „Oberroßlaer Freygut" erstanden.

[3] Ueber Wielands Besuch schreibt Goethe am 24. Juni an Schiller: „Wieland war in Oberroßla sehr munter. Das Landleben macht ihm immer viel Freude, doch hat ers eigentlich noch nicht angetreten. Die Vorbereitungen dazu kommen mir vor wie das Collegium der Anthropologie, das manchen ehrlichen Kerl schon in die Mühseligkeiten der Medicin gelockt hat. Mich sollen wills Gott die Wiesen, sie mögen noch so schön grün seyn, und die Felder, sie mögen zum besten stehen, nicht auf dieses Meer locken."

884.

An Johann Ludwig Tieck.

(Mitte Juli.)

Ihre übersendeten Gedichte nimmt Herr Hofrath Schiller mit Dank zum Almanach auf, wir freuten uns beyde Ihr geschätztes Talent darinn wieder zu finden.

Mit Freund Sternbald[1] bin ich so wie mit dem Klosterbruder[2] in allgemeiner Übereinstimmung so wie wegen des besondern im Gegensatz. Jener lenkt ja wohl wie mich einige Stellen vermuthen lassen zu jenem Ziele zurück das ich für des Künstlers letztes halte, ganz verfehlen können Sie es niemals. Unangenehm ist es Ihnen ja wohl nicht, wenn ich gelegentlich meine Gedanken darüber öffentlich sage.

Nach allem was ich von Ihnen kenne haben Sie so viel Bewußtseyn Ihrer eignen Natur, daß nichts wünschenswerther ist als daß Sie sich in dem angewiesnen Kreise freuen.

Leben Sie recht wohl und glauben Sie daß es eine meiner angenehmsten Empfindungen ist wenn ich in jungen talentvollen Männern mich schon an der Aussicht in die Zukunft ergötzen kann und von Rückblicken in die Vergangenheit abgelenkt werde.[3]

885.

An J. C. Kestner.

Wenn Ihr, mein lieber alter Freund, gelegentlich wieder ein Wort hättet von Euch hören lassen, so würdet

---

[1] „Franz Sternbalds Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte" 1798.

[2] W. H. Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" (mit einer Vorrede und einigen Zugaben von Tieck. (1797.)

[3] Tieck hatte ihm am 10. Juni geschrieben: „... wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich Sie einmahl sehn könnte, um aus Ihrem Munde zu hören, ob und wie ich auf der Bahn fort gehn sollte, die ich vielleicht zu leichtsinnig und voreilig betreten habe."

Ihr wohl auch von mir früher etwas vernommen haben; denn daß ich einmal auf einen Brief nicht antworte und lange schweige ist bey mir von keiner Consequenz. Die Tage und Jahre fliehen mit einer so reißenden Lebhaftigkeit daß man sich kaum besinnen kann, und bergab scheint es noch immer schneller zu gehen. Wenn wir uns wieder sähen so hoffte ich Ihr solltet mich, dem innern nach, wohl wieder erkennen, was das äußere betrifft so sagen die Leute ich sey nach und nach dick geworden. Ich lege Euch eine Schnur bey, als das Maß meines Umfangs, damit Ihr messen könnt ob ich mich von dieser Seite besser gehalten habe als Ihr, denn sonst waren wir ziemlich von einerley Taille. Ich befinde mich wohl und thätig, und so glücklich als man es auf diesem Erdenrunde verlangen kann.

Ich wünsche von Euch und den Euren, die Ihr herzlich grüßen werdet, das Gleiche zu hören.

Weimar am 16. Juli 1798.

Goethe.

886.*

An W. v. Humboldt.[1]

. . . Bey meiner Ankunft hier überraschte mich Schiller mit Ihrem Aufsatze über Herrmann und Dorothea, wir lasen den größten Theil zusammen und, nachdem wir verschiednemal unterbrochen worden, habe ich den Schluß für mich allein gelesen und nach Anleitung des Inhalts und der Übersicht manche einzelne Theile wiederholt, und nun sey Ihnen dafür sogleich der schönste und beste Dank gesagt.

Daß Sie Ihre Theilnahme für mich und meine Arbeiten auch mit in das merkwürdige Land nehmen würden, durfte

---

[1] In Paris.

ich hoffen, daß Sie aber ein so fortgesetztes Nachdenken meinem Gedichte widmen sollten, daß Sie sich entschließen könnten, eine so große Arbeit als diese Entwicklung ist in einer Zeit zu unternehmen, die Ihnen so mannigfaltige andere Genüsse anbot, konnte ich auch nicht zum fernsten ahnden, und diese Erscheinung ist mir nun um so erfreulicher, als sie mir beweist, wie innig Sie der Kunst, Ihrem Vaterlande und Ihren Freunden angehören.

Ich will Ihnen gern gestehen, daß mich Ihr Studium meines Gedichtes, wenn Sie auch nicht ganz so günstig davon zu urtheilen geneigt gewesen wären, doch beschämt haben würde, wenn ich nicht zugleich gedächte, daß es Ihnen mit angehört und Sie also eine Art von Neigung, wie zu einer eignen Arbeit, gegen dasselbe fühlen müssen. Es ist nicht eine Höflichkeit, die ich hier sage, denn Sie wissen selbst, wie sehr wir in dem Kreise, in dem wir nun schon eine Zeit lang zusammen leben, uns wechselseitig auszubilden unaufhörlich gearbeitet haben.

Dem sey nun wie ihm sey, so habe ich Ursache mich zu freuen, daß gerade meine Arbeit Sie veranlaßt hat, diese wichtige Materie durchzudenken, mit sich selbst darüber einstimmig zu werden, und eine lebhafte Communication mit uns und andern zu eröffnen.

Auch diese Ihre neue Schrift, in welcher Sie uns einen solchen Schatz von Ideen und Beobachtungen überliefern, soll Ihnen künftig doppelt werth seyn, wenn Sie durch die That erfahren, daß sie in mehr als Einem Sinne auf mich gewirkt hat. Mein lebhafter Wunsch ist der, bald wieder an eine neue epische Arbeit[1] gehen zu können. Ich habe zeither sehr viel über diese Dichtungsart gedacht, und Ihr Aufsatz hat nicht allein alles wieder aufs neue und von verschiednen Seiten erregt, sondern er hat mich auch auf ge-

[1] „Achilleis“.

wisse wichtige Punkte aufmerksam gemacht, die mir, ob ich sie gleich im Auge hatte, doch erst durch Ihre Ableitung recht wichtig geworden sind. So freue ich mich voraus, daß Sie dasjenige was Sie billigen und für recht halten in meinen Arbeiten noch immer mehr ausgedruckt und vollendet finden sollen.

Indem ich Ihnen nun diesen praktischen Dank bereite, so wird Schiller Sie umständlicher unterhalten, wie der Theoretiker Ihre Deduction aufnehmen möchte, wozu mir von dem Himmel das Organ versagt ist.

Nehmen Sie nun auch meinen Dank für die freundschaftliche Art, mit der Sie meiner Mängel erwähnen. Man mag sich noch so sehr zum Allgemeinen ausbilden, so bleibt man immer ein Individuum, dessen Natur, indem sie gewisse Eigenschaften besitzt, andere nothwendig ausschließt.

Alles dieses, wie vorsteht, war schon vor drey Wochen geschrieben und ich hatte noch manches hinzu zu fügen, indessen bin ich zwischen Weimar und Jena wie ein Ball hin und wieder geworfen worden und muß nur schließen damit der Brief, wie er ist, fortkomme.

Ich lege eine Elegie[1] bey, damit meine Prosa wenigstens einigen Beystand habe. Sie kannten ja wohl unsere junge Schauspielerinn, die schöne und angenehme Becker. Sie starb, als ich diesen letzten Herbst in der Schweiz war, und ich widmete ihren Manen dieses Gedicht . . .

So viel für heute, leben Sie wohl und genießen die ganze Fülle des Gastmahls bey dem Sie sich gegenwärtig befinden, und überzeugen Sie sich, daß unsre magre Kost,

---

[1] „Euphrosyne". Sie eröffnet den neuen Musenalmanach unter der Bezeichnung „Elegie". Im Inhaltsverzeichnis heißt es: „Zum Andenken einer jungen, talentvollen, für das Theater zu früh verstorbenen Schauspielerin in Weimar, Madame Becker, geborene Neumann". Christiane Neumann-Becker war am 22. September 1797 gestorben. Den Namen Euphrosyne hatte Goethe ihr gegeben, weil sie diese Rolle des Frohsinns in der Zauberposse „Das Petermännchen" gespielt hatte.

zu der Sie denn doch dereinst zurückkommen werden, wenigstens herzlich gern gegeben werde und in manchem Sinne heilsam sey.

Grüßen Sie alles was Sie umgiebt.

Weimar d. 16. Jul. 1798.

887.*

An Schiller.

. . . Das Schlegelsche Ingrediens,[1] in seiner ganzen Individualität, scheint mir denn doch in der Olla potrida unsers deutschen Journalwesens nicht zu verachten. Diese allgemeine Nichtigkeit, Parteisucht fürs äußerst mittelmäßige, diese Augendienerey, diese Katzenbuckelgebärden, diese Leerheit und Lahmheit in der nur wenige gute Producte sich verlieren, hat an einem solchen Wespenneste wie die Fragmente sind einen fürchterlichen Gegner. Auch ist Freund Ubique,[2] der das erste Exemplar erhielt, schon geschäftig herumgegangen um durch einzelne vorgelesene Stellen das Ganze zu discreditiren. Bey allem was Ihnen daran mit Recht mißfällt kann man denn doch den Verfassern einen gewissen Ernst, eine gewisse Tiefe und von der andern Seite Liberalität nicht ableugnen. Ein Dutzend solcher Stücke wird zeigen wie reich und perfectibel sie sind.

[1] Das zweite Stück des „Athenäums“ der Brüder Schlegel.

[2] Bezeichnung für Böttiger, der in Xenion 335 schon als der alles umrankende, kriechende Epheu angegriffen worden war. In einem Briefe an Wieland vom 13. Januar 1802 wählt Goethe statt des „Freund ubique“ die Verdeutschung „Herr Ueberall“. So auch in dem Gedicht „Triumvirat“, das gegen Kotzebue, Merkel und Böttiger sich richtet und in dem es heißt:

Da tritt in die Mitten
Herr Ueberall, in Tag- und Monatstempeln
Den Lumpenbrei der Pfuscher und der Schmierer
Mit Böttiger zum Meisterwerk zu stempeln.

Auch die Schlegels spotteten im „Athenäum“ über Böttigers „vielhändige Wirksamkeit“.

Wilhelm[1] schickt mir beyliegendes Gedicht für den Almanach, welches ich aber keineswegs empfehlen, ja nicht einmal vertheidigen will. An der Legende selbst ist schon nicht viel. Denn daß ein Sultan ein Mädchen verschenkt will wohl eigentlich nichts heißen. Ferner sind dem Gegenstande nicht einmal die artigen Motive, die man daraus herleiten könnte, abgewonnen. Der Vortrag ist nicht durchsichtig und klar und was sich sonst noch zu Ungunsten der Arbeit sagen ließ. Genau besehen ists wieder ein Pygmalion, wobey sich das falsche Streben abermals zeigt die Angelegenheiten der bildenden Kunst poetisch zu behandeln. Ich will ihm einige freundliche Einwendungen dagegen machen und ihm rathen nochmals Hand daran zu legen, dadurch wird wenigstens interloquirt.

Leider hat er auch ein Gedicht auf die Huldigung des Königs[2] drucken lassen, welches keineswegs glücklich ist, mir aber doch gestern zu einem humoristischen Gespräch Gelegenheit gab, worinn ich es gegen jene Partei vertheidigte welche durch den gestiefelten Kater[3] gekrallt worden . . .

Weimar am 25. Juli 1798. G.

888.

An Christiane Vulpius.

Hier schicke ich dir, mit einem herzlichen Wunsche zu deinem Geburtstag, einiges Obst, damit du es mit August verzehrst, und dich dabey meiner Liebe erinnerst. Wie sehr wünschte ich dieses Fest im Stillen mit dir zu begehen, allein

[1] Aug. Wilh. Schlegel hatte die Ballade „Kampaspe" gesandt, die Schiller im Musenalmanach für 1799 veröffentlichte.

[2] Friedrich Wilhelms III., unter dem Titel „Am Tage der Huldigung".

[3] Von Ludwig Tieck, der darin u. a. Böttiger angegriffen hatte.

ich habe wohl gethan mich nach Jena zu begeben, selbst hier wird es mir schwer mich wieder völlig zu sammeln und ich habe bisher eigentlich noch nichts rechts gethan. In der nächsten Woche, denck ich, soll es werden, da ich denn sehr zufrieden seyn will, indem die Zeit zu drängen anfängt. Mache deine Sachen in Ordnung und gehe sodann nach Rosla und erfreue dich an den ländlichen Beschäftigungen. Es ist recht gut wenn du alles näher kennen lernst. Betrübe dich nicht über das was außer dir vorgeht! die Menschen sind nicht anders gegen einander, im Großen wie im Kleinen. Dencke daß ich dich liebe und daß ich keine andre Sorge habe als dir eine unabhängige Existenz zu verschaffen, es wird mir ja das auch wie so manches andre gelingen.[1]

Thue nur jeden Tag das nöthige, weiter bleibt uns in guten und bösen Zeiten nichts übrig. Sorge für das gute Kind und dencke daß uns nichts fehlen kann, solange wir beysammen sind.

Ich will mit allem Fleiße sorgen daß ich das nöthigste wegarbeite, dann sehen wir uns wieder. Lebe recht wohl. Grüße den lieben Gustel und behalte mich lieb.

Jena d. 5. Aug. 1798. G.

889.

An F. L. Schröder.[2]

Dem Senior der deutschen Schaubühne kann es, in der Entfernung von derselben, doch nicht ganz gleichgültig seyn was irgend bedeutendes darauf geschieht. Dahin dürfen wir

---

[1] In Christianens Antwort heißt es: „. . . ich habe deine liebe und bin überzeugt daß du mich sehr liebs diese soll mich immer wenn die Menschen mich bedrüben wieder zu frieden und froh machen.“

[2] Der bekannte Schauspieler und Dramaturg (1744–1816).

Weimaraner wohl rechnen: daß, bey der Eröffnung unsers erneuten Theaters,[1] Wallenstein durch ein Vorspiel angekündigt wird, von welchem beykommender Prolog das mehrere besagt. Nehmen Sie diese Mittheilung als das Zeichen einer aufrichtigen Verehrung an, die man dem vorzüglichsten Talente schuldig ist und als einen Laut der Hoffnung: daß ein Gestirn, dessen sich Deutschland so lange freute, nur hinter Wolken und nicht völlig hinter dem Horizonte verborgen sey.

Weimar, am 7. October 1798. Goethe.

890.*

An Kirms.

Es geht mir hier überhaupt und auch in theatralischer Rücksicht wohl. Hofrath Schiller ist gleich an die „Piccolomini" gegangen und ich habe die besten Hoffnungen. —

Haben Sie die Güte dem Überbringer „Wallensteins Lager" mitzugeben.

Es versteht sich von selbst, daß die Schauspieler aus ihren Rollen Niemand etwas mittheilen, doch könnte ein Wink an die Wöchner nicht schaden, wir wissen ja wie es mit den Partituren geht. — Und solche Plaudereien und Mittheilungen schaden den Werken und dem Interesse; das ge-

[1] Ueber den jetzt durch Prof. Thouret vollzogenen Umbau schreibt Goethe in dem Aufsatz „Weimarischer neudekorierter Theatersaal" in der „Allgemeinen Zeitung" vom 12. Oktober: „Die Anlage ist geschmackvoll; ernsthaft ohne schwer, prächtig ohne überladen zu sein. Auf elliptisch gestellten Pfeilern, die das Parterre einschließen und wie Granit gemalt sind, sieht man einen Säulenkreis von dorischer Ordnung, vor und unter welchem die Sitze für die Zuschauer hinter einer bronzierten Balustrade bestimmt sind. Die Säulen selbst stellen einen antiken gelben Marmor vor, die Kapitäle sind bronziert, das Gesims von einer Art graugrünlichem Cipollin, über welchem, lotrecht auf den Säulen, verschiedne Masken aufgestellt sind, welche von der tragischen Würde an bis zur komischen Verzerrung nach alten Mustern mannigfaltige Charaktere zeigen. Hinter und über dem Gesims ist noch eine Galerie angebracht."

wöhnliche Publikum liebt nur das Neue, und an der ganzen Poesie und Kunst eben nichts als das Neue. Auf diesen Sinn muß man rechnen, bis sich ein besserer festsetzt . . .

Jena am 15. October 1798. G.

891.*

An Cotta.

Sehr erfreulich war mirs, das erste Stück der Propyläen zu erhalten, mit dessen Druck und Einrichtung man im Ganzen recht wohl zufrieden seyn kann. Einige kleine Bemerkungen darüber schreibe ich nächstens. Wir wollen nun gelassen und ununterbrochen fortschreiten. Etwa in acht Tagen sende ich den Anfang des Manuscripts zum zweyten Stück . . .

Unser Theater ist nun eröffnet und ich hoffe Freytag die Nachricht davon Ihnen zuschicken zu können. Wie sehr verdient nicht Schillers dramatische Bearbeitung der Wallensteinischen Geschichte allgemein gekannt und geschätzt zu werden.

Mit Vergnügen werde ich öfters Beyträge zur Allgemeinen Zeitung schicken.[1] Erhalten Sie darin wenigstens nur einen Schein von Unparteilichkeit. Man erwartet von einem solchen Tagesblatt die neusten Nachrichten und, wie das Ihrige eingerichtet, allgemeine Übersichten; wie kann man aber dazu ein Vertrauen fassen, wenn ein grenzenloser, einseitiger Hang die Verfasser verdächtig macht. Habe doch

---

[1] In den Propyläen-Akten des Goethe- und Schiller-Archivs ist das Concept eines Briefes von Goethe an Cotta vom 8. Oktober enthalten. Der Brief, der, wie in der Sophien-Ausgabe der Goethe-Briefe XIII, S. 413 nachgewiesen wird, nicht abgesandt worden ist, lautet:

„Den Prolog wie er zur Eröffnung unsers Theaters gesprochen werden soll, habe ich unmittelbar an die Expedition der neuen Zeitung nach Stuttgardt geschickt und dieselbe ersucht ihn sogleich einrücken zu lassen.

Sobald Wallensteins Lager gespielt ist, schicke ich eine umständliche Nachricht von dem Stücke gleichfalls ab, geben Sie doch Ordre daß man sich bereit hält allen-

jeder seine Meynung, neige sich doch jeder zu irgend einer Parteу, allein wer zu vielen sprechen will muß sich zu mäßigen wissen, wie man es in jeder guten Gesellschaft thut. Ganz anders ist der Fall der Journalisten und Zeitungsschreiber die in Frankreich oder England für diese oder jene Partey arbeiten; wir Deutschen sollten aber doch endlich wissen, was uns frommt.

Sehr gern will ich, wie gesagt, an diesem Institut Theil nehmen, so lange es nicht allzu gewaltsam meinen Zustimmungen und meinen Verhältnissen widerstrebt. Denn es ließe sich freylich, wenn man es recht ernsthaft und wacker angriffe, noch gar manches thun, wovon vielleicht künftig mehr . . .

Jena am 17. October 1798.

Goethe.

892.

An Christiane Vulpius.

Ich will dir einmal selbst schreiben um dir herzlicher zu sagen daß ich dich liebe und mich über deine und des Kindes Gesundheit freue. Wegen des Kopfwehs, worüber August manchmal klagt, müßte man doch den Docktor gelegentlich fragen.

---

falls ein Beyblatt zu drucken. Denn da ich umständlich seyn und sogar Stellen ausziehen werde so wird diese Nachricht ziemlichen Raum einnehmen.

Da es denn doch einmal scheint daß Herr Hofrath Schiller mit seiner Arbeit der Vollendung naht so ist es unsere Pflicht das Publikum so viel als möglich darauf vorzubereiten.

Es versteht sich von selbst daß Sie über den Wallenstein und das weimar. Theater nichts in die allgemeine Zeitung aufnehmen als was von mir kommt ich hoffe nach und nach Ihnen auch in andern Fächern einige Gefälligkeit erzeigen zu können.

Leben Sie recht wohl und erhalten mir ein geneigtes Andenken."

Meine Arbeiten fangen an zu rücken, doch langsamer als sonst. Ich bitte dich daher nicht unvermuthet herüber zu kommen, ich muß es wieder auf meine gewöhnliche Art halten und hier solange in Einem Stücke arbeiten als ich mag und kann. Alsdann wollen wir wieder vergnügt beysammen seyn. Äugelchen giebts hier gar nicht, die alten sind abgestorben und neues ist nichts nachgewachsen.

Lebe recht wohl, grüße das liebe Kind. Zur Redoutenfreude wünsche ich im Voraus Glück. Lebe wohl und liebe mich. Jena d. 20. Nov. 98.[1] G.

893.*

An C. G. Voigt.

Weimar, am 19. Dec. 1798.

Die Kantische Anthropologie folgt hier mit vielem Dank zurück der doppelt ist, da sich Ihre Frau Gemahlin dieses

[1] Hierauf antwortete Christiane: „Izo gehen bey uns die winder Freuden am und ich will mir sie durch nichts lassen verleidern. Die Weimarer dähen es gerne aber ich achte auf nichts ich habe dich lieb und gans allein lieb sorge für mein Bübgen und halte mein haußweßen in ornug und mache mich lustig. Abes sie könn ein gar nicht im Ruhe lassen vor gestern in Commedi komd Meißel und fracht mich sonne Umstände ob es wahr währ daß du heuerahts du schafftes dir ja schon Kusse und Pehrde am ich wurde dem auchenblick so bösse daß ich ihm ein recht Malisieses amword gab und ich bin über zeug der fracht mich nicht wieder weil aber immer daran dencke so habe ich heude nacht da von geträumt daß wahrt ein schlimer traum dem muß ich dir wen du komst erzeälen ich habe dabey so geweind und laut geschrien daß mich Ernesdien auf geweck hat und da ward mein ganze Kopfküssen naß ich bin sehr froh daß es nur ein traum wahrt. und dein lieber Brief macht mich wieder froh und zufrieden. Es gib Recht Gudes Eis und ich will wieder Schridschu fahren und morgen wollen wir mit auf den Schliden nach Kedschau faren ich Ernesdien die Madsick [die Schauspielerin Matizeck] und die Pufellin. und hernacht faren die Freunde nach Jena und wir nach Weimar: auf die Redude freuen wir uns ser wen du hier währs währe es freilich noch lieber aber da ich höre daß es dir mit deinen Arbeiden gud gehet daß ist beser alls Reduden Freude weil ich weis wen es dir mit deiner Arbeit gud geht du auch Recht fergnücht wieder kömst und den wollen wir ser vergnügt zusam seyn ....“

Genusses um meinetwillen bisher beraubt hat. Es ist ein Werk das besonders dem Pädagogen höchst willkommen seyn muß, wir mögen nun die Rolle gegen uns selbst oder gegen andere spielen; übrigens sollte man meo voto dasselbe nur im Frühjahr lesen, wenn die Bäume blühen, um von außen ein Gleichgewicht gegen das Untröstliche zu haben, das durch den größten Theil des Buches herrscht, ich habe es gelesen, indem Kinder um mich spielten, und da mag es auch noch hingehen, denn von der Vernunftshöhe herunter sieht das ganze Leben wie eine böse Krankheit und die Welt einem Tollhaus gleich.

Bey allem dem vortrefflichen, scharfsinnigen, köstlichen, worin unser alter Lehrer sich immer gleich bleibt, scheint es mir an vielen Stellen bornirt und an noch mehrern illiberal. Ein weiser Mann sollte das Wort Narr nicht so oft brauchen, besonders da ihm selbst der Hochmuth so lästig ist. Genie und Talent sind ihm überall im Wege, die Poeten sind ihm zuwider, und von den übrigen Künsten versteht er Gott sei Dank nichts. In einzelnen Fällen ist er pedantisch wie z. B., daß er eine Vermischung des sanguinischen und cholerischen Temperaments nicht leiden will; freylich ist der Ausdruck Vermischung auch in meinem Sinne falsch, aber daß es eine Steigerung des sanguinischen Temperaments bis ins cholerische durch alle Stufen gebe, lehrt die Erfahrung. Ist denn doch die ganze Trennung in vier Temperamente nur künstlich und zur Bequemlichkeit des Beobachters.

Die Behauptung, daß junge Weiber deswegen allgemein zu gefallen suchen, um sich nach dem Tode ihres Mannes einen zweyten vorzubereiten, die er noch dazu einigemal wiederholt, ist eigentlich so ein Einfall, wie die schlechten Spaßvögel manchmal in Gesellschaft vorbringen, und geziemt sich nur für so einen alten Hagestolz. Die Schilderung der Nationen scheint mir für einen Mann, der so lange in

der Welt gelebt, sehr seicht, und wie schon oben erinnert, das Ganze für eine Anthropologie nicht liberal und artig genug. Sobald ich den Menschen darstellen will, wie er ist, besonders wenn ich allen Augenblick gestehen muß, daß es ja nicht einmal von ihm abhängt anders zu seyn, daß der wünschenswerthe Vernunftszustand nur wenigen und denen müßte nur im hohen Alter zu Theil wird, so dächte ich, man die Sache freundlicher, einladender und erquickender geben.

Ich kann von einmaligem und zwar sehr flüchtigem Lesen nicht aburtheilen, aber es scheint mir auf einige tadelnswürdige, so wie auf einige lobenswürdige Seiten der menschlichen Natur nicht genug Gewicht gelegt, wovon künftig mehr die Rede seyn kann.

Genug das, womit ich angefangen habe, glaube ich wiederholen zu können. Der Pädagog kann es nutzen, um sich über verschiedene menschliche Zustände Klarheit zu verschaffen, und indem er durch Liebe diese Kenntnisse belebt und wirksam macht, sehr großen Nutzen stiften.

894.

An Friedrich v. Stein.

Weimar, den 21. December 1798.

Habe ich dir, mein lieber Freund, auf deinen vorigen Brief nicht geantwortet, so will ich bei dem jetzigen nicht säumen, und dir für dein Andenken Dank sagen. Ich freue mich, daß dein dortiges Verhältniß [1] sich befestigt und verbessert, so wie ich wünsche, daß du durch Thätigkeit dein inneres, so wie durch Belohnung und Anerkennung derselben dein äußeres Glück gründen und erreichen mögest.

---

[1] In Breslau.

Schreibe mir von Zeit zu Zeit von deinen Beschäftigungen und von der Art derselben, damit ich mir vorstellen kann, wie du lebst, und wir einander nicht zu fremd werden.

Bei mir drängt sich's nun so sehr über einander, daß ich für Forderungen von Innen und Außen fast keine ruhige Stunde vor mir sehe, und jeden Tag nur das Nöthige wegarbeiten muß, ohne mich um den folgenden zu bekümmern. Die Mannigfaltigkeit meiner Beschäftigungen ist sehr unterhaltend und selbst aufreizend und förderlich, doch will es manchmal ein bischen gar zu bunt werden.

Vor einem Jahre besuchte ich die Schweiz noch eben am Rande ihrer alten Verfassung; ich sah sie freilich mit andern Augen als vor zwanzig Jahren, und die Rekapitulation war mir in manchem Sinne wichtig. Doch ist es immer besser, man reise in der Jugend, wo man die Dinge einzeln genießt und oft über ihren Werth schätzt. Die Summa Summarum des Alters ist eigentlich niemals erquicklich.

Freund Meyer, der dich herzlich grüßt, ist mit mir zurückgekommen. Womit wir uns vorzüglich beschäftigen, wirst du vierteljährlich, wenn du magst, in den „Propyläen" sehen. Schreibe mir, wenn dich etwas darin besonders interessirt, oder wenn dir vielleicht etwas dunkel oder unbestimmt scheint, worüber du Aufschluß haben möchtest, denn man kann nicht immer beurtheilen, ob man für Andere deutlich genug war. Es soll mir sehr angenehm seyn, wenn ich sehe, daß ich mich durch dieses Werk auch mit dir unterhalte.

Und somit lebe für diesmal wohl, und laß mich mehr von dir hören.

G.

895.

An Schiller.

Überbringer dieses stellt ein Detaschement Husaren vor, das Ordre hat, sich der Piccolominis, Vater und Sohn, wie es gehen will zu bemächtigen und wenn es derselben nicht ganz habhaft werden kann, sie wenigstens stückweise einzuliefern. Euere Liebden werden ersucht, diesem löblichen Vorhaben allen möglichen Vorschub zu thun. Da wir uns zu allen angenehmen Gegendiensten erbieten.

Weimar, 27. Dec. 1798.

Melpomenische zum Wallensteinschen Unwesen
gnädigst verordnete Commission.
Goethe und Kirms.

896.

An August Herder.[1]

(December.)

Deinen Brief,[2] mein lieber Freund, habe ich mit besonderer Zufriedenheit erhalten, da er ein früheres Verhältniß wieder anknüpft, das nun um desto dauerhafter seyn kann, als wir beyde im Leben indeß vorgerückt sind und manches erfahren haben. Wenn wir immer vorsichtig genug wären und uns mit Freunden nur von Einer Seite verbänden, von der sie wirklich mit uns harmoniren, und ihr übriges Wesen weiter nicht in Anspruch nähmen, so würden die Freund-

[1] Geboren 1776.
[2] Aus Freiberg.

schaften weit dauerhafter und ununterbrochner seyn. Gewöhnlich aber ist es ein Jugendfehler, den wir selbst im Alter nicht ablegen, daß wir verlangen, der Freund solle gleichsam ein anderes Ich seyn, solle mit uns nur ein Ganzes ausmachen, worüber wir uns denn eine Zeit lang täuschen, das aber nicht lange dauern kann.

Das sicherste Mittel ein freundschaftliches Verhältniß zu hegen und zu erhalten, finde ich darin, daß man sich wechselsweise mittheile, was man thut. Denn die Menschen treffen viel mehr zusammen in dem, was sie thun, als in dem, was sie denken.

Ich danke dir daher, daß du mir hast wollen die Zeichnungen zukommen lassen, die mir von einer so merkwürdigen Erfindung einen Begriff geben. Theile mir von Zeit zu Zeit etwas mit und gieb mir Nachrichten von deinen Fortschritten, und wenn gleich das Fach der Künste, in dem ich arbeite, sehr weit von dem deinigen entfernt ist, so findet sich auch wohl, was dir zur Freude gereicht.

Deine guten Eltern sehe ich selten, denn da dein Vater wenig aus dem Hause geht und ich das meinige auch nicht oft verlasse, so bleiben wir getrennt wie die Häuser selbst. Die Meinigen grüßen dich. August hat sich vorgenommen, auf deinen Gruß dir ehestens zu schreiben.

897.*

An Schiller.

Da ich ungewiß bin ob ich Sie heute zu Tische sehen werde und der Herzog mich aufs Zimmer einladen läßt, wohin ich, aus mehrern Ursachen, nicht versäumen mag zu gehen; so sage ich dort zu und erwarte Sie, werthester Freund,

heute Abend um vier Uhr, da sich die Theatralische Welt wieder bey mir versammeln wird.[1]

... Worum ich Sie aber, in dem Augenblicke der völligsten Inproduction, inständig bitte ist: mir das Apperçü über Piccolomini zu verschaffen womit ich mich in der neuen Zeitung[2] bald möglichst produciren könne. Wir müssen um so mehr eilen weil die Berliner gewiß, sobald das Stück gespielt ist, mit einer Sündfluth von Urtheilen werden angeschwollen kommen. Leben Sie recht wohl.

Weimar am 17. Jan. 99. G.

898.

An Christiane Vulpius.

Da meine Arbeiten, auf die ich diesmal rechnen konnte, so ziemlich vollbracht sind, so könntest du allenfalls auch schon den nächsten Sonntag den 24. dieses herüber kommen. Ich schreibe dir dieses vorläufig, damit du deine Einrichtung machen kannst. Ich wünsche daß du den Freytag eine vergnügte Redoute haben mögest, Sonnabend wohl ausschläfst, eine hübsche Comödie sähest und Sonntag leidliches Wetter hast. Die Frau Postverwaltern wird dich mit Vergnügen aufnehmen. Lebe wohl, grüße das Kind, den Freytag schreibe ich mehr.

Jena am 20. Febr. 1799.

Mein Verlangen dich und das liebe Kind wiederzusehen ist gar zu groß, daß ich dich eher als ich wollte berufen muß. Lebe wohl und behalte mich recht lieb.

G.

---

[1] Zur Leseprobe der ersten drei Piccolomini-Akte.
[2] Cottas, vergl. Brief 891.

899.*

An Schiller.

. . . Wegen Wallensteins Lager will ich eine strenge Untersuchung anstellen lassen. Ihre Vermuthung[1] scheint mir nur allzugegründet. In diesen glorreichen Zeiten, wo die Vernunft ihr erhabenes Regiment ausbreitet, hat man sich täglich, von den würdigsten Männern, eine Infamie oder Absurdität zu gewärtigen . . .

Weimar am 3. März 1799. G.

900.*

An C. v. Knebel.

. . . Bey manchen äußerlichen Hindernissen des Lebens habe ich mir seit einiger Zeit innerlich eine gute Stimmung zu erhalten gesucht und sie angewendet eine sonderbare Arbeit anzufangen, die ich seit einiger Zeit mit mir herumtrage und wovon ich dir das Bekänntniß machen muß.

---

[1] Schiller hatte ihm am 1. März geschrieben, er habe erfahren, „daß Wallensteins Lager in Coppenhagen ist, denn es ist da bei Schimmelmanns vorgelesen und sogar an seinem Geburtstag von guten Freunden aufgeführt worden. Ich wüßte keinen andern Weg als von Weimar aus, und fürchte daß Ubique (Böttiger) auch hier seine Hand im Spiele habe. Haben Sie doch die Güte es zu untersuchen, und besonders bitte ich, die Piccolomini zu sich ins Haus zu nehmen; denn es wäre doch ein fataler Streich, wenn die Sachen in der Welt herumliefen.“ Im Verlauf der von Goethe veranlaßten Untersuchung ergab sich, daß der Wöchner Schall in guter Absicht das Manuskript dem Oberkonsistorialrat Böttiger von einem Abend bis zum andern Morgen geliehen hatte, der es zu einem Aufsatz für das „Journal des Luxus und der Moden“ haben wollte. Böttiger hatte dann wohl eine Abschrift an Friederike Brun nach Kopenhagen gesandt. Kirms teilte das Ergebnis Goethe mit und verband damit die Bitte, daß das gute Verhältnis mit Böttiger wieder hergestellt werden möge: „Er war zeither eine gute Posaune, die uns nichts kostete, unserm Theater aber einen großen Ruf gab.“

Schon lange habe ich viel über das epische Gedicht nachgedacht, seit der Streitigkeit über das Alter der Homerischen Gesänge und der Ausführung von Herrmann und Dorothea sind mir diese Gegenstände fast nie aus den Gedanken gekommen, und ich habe bey mir einen Plan versucht wie man die Ilias fortsetzen, oder vielmehr wie man ein Gedicht, das den Tod des Achills enthielte, daran anschließen könnte. Da ich nur denken kann in so fern ich producire, so wird mir ein solches kühnes Unterfangen zur angenehmsten Beschäftigung und es mag daraus entstehen was da will, so ist mein Genuß und meine Belehrung im Sichern; denn wer bey seinen Arbeiten nicht schon ganz seinen Lohn dahin hat, ehe das Werk öffentlich erscheint, der ist übel dran.

Ich denke mich diesen Sommer nicht weit vom Hause zu entfernen und wir kommen vielleicht einmal irgendwo auf halbem Wege zusammen, und wenn das Glück gut ist so bringe ich schon einige Gesänge mit . . .

Weimar am 15. März 1799. G.

901.

An Schiller.

Recht herzlich gratulire zum Tode des theatralischen Helden! Könnte ich doch meinem epischen vor eintretendem Herbste auch das Lebenslicht ausblasen. Mit Verlangen erwarte ich die montägige Sendung und richte mich ein, den grünen Donnerstag zu Ihnen zu kommen. Wenn wir alsdann auch nur acht Tage zusammen zubringen, so werden wir schon um ein gutes Theil weiter seyn. Den April müssen wir auf die Vorstellung von Wallenstein und auf

die Gegenwart der Madame Unzelmann[1] rechnen. Es wäre daher gut wenn wir den Wallenstein möglichst beschleunigten, um sowohl durch diese Tragödie als durch diese artige kleine Frau eine Folge von interessanten Vorstellungen zu geben und die Fremden fest zu halten die sich allenfalls einfinden könnten. Leben Sie recht wohl. Von der Achilleis sind schon fünf Gesänge motivirt und von dem ersten 180 Hexameter geschrieben. Durch eine ganz besondere Resolution und Diät habe ich es gezwungen und da es mit dem Anfange gelungen ist, so kann man für die Fortsetzung nicht bange seyn. Wenn Sie uns nur bey den Propyläen beystehen so soll es dieses Jahr an mancherley gutem nicht fehlen.

Weimar am 16. März 1799. G.

902.*

An J. H. Meyer.

Noch bin ich nicht 24 Stunden hier und ich kann Ihnen schon allerley erfreuliches melden.

Schiller ist kaum von dem Wallenstein entbunden, so hat er sich schon wieder nach einem neuen tragischen Gegenstande umgesehen und, von dem obligaten historischen ermüdet, seine Fabel in dem Felde der freyen Erfindung gesucht. Der Stoff[2] ist tragisch genug, die Anlage gut, und er will den Plan genau durcharbeiten ehe die Ausführung anfängt.

Auch hat er einen Vorsatz bey dem ihm alle gute Geister erhalten mögen. Er will nämlich statt seines lyrischen Almanachs

[1] Das geplante Gastspiel zerschlug sich. Erst Ende September 1801 gastierte Frau Unzelmann in Weimar.

[2] „Die feindlichen Brüder".

das Gedicht unserer kleinen Freundin[1] herausgeben. Dadurch wird von allen Seiten gewonnen, für ihn, für mich und für unsere liebe Kleine dazu. Ich kann die beste Zeit der Achilleis geben und was das Frühjahr an kleinen Gedichten bringt gleich in die Propyläen setzen, um diese ernsthaften Hallen mit einigen Kränzen zu schmücken.

Von Schillern ist auch eher was für unser Institut zu erwarten.

An der Achilleis ist heute gearbeitet worden. Wenn ich diesmal nur den ersten Gesang zu Stande bringe, will ich gern zufrieden seyn . . .

Jena am 22. März 1799. G.

903.

An C. v. Knebel.

Deinen Brief erhielt ich eben als ich von Weimar nach Jena gehen wollte. Wegen des Geldes habe ich die nöthigen Aufträge gegeben und ich hoffe du wirst es wenigstens zum Theil erhalten haben. Von hier aus will ich dir wenigstens ein Wort schreiben und dir von meinen Hoffnungen etwas sagen.

Die Achilleis ist eine alte Idee, die ich mit mir herumtrage und die besonders durch die letzten Händel über das Alter der Homerischen Gedichte und über die rhapsodische Zusammenstellung derselben neues Leben und Interesse erhalten hat. Ich fange mit dem Schluß der Ilias an, der Tod des Achills ist mein nächster Gegenstand, indessen werde ich wohl noch etwas weiter greifen. Diese Arbeit führt mich

---

[1] Amalie v. Imhoff (1776—1831). Sie war damals Hofdame der Herzogin und heiratete 1803 den schwedischen Hauptmann v. Helvig. Ihr Gedicht „Die Schwestern von Lesbos" erschien in Schillers Musenalmanach für 1800.

auf die wichtigsten Puncte der poetischen Kunst, indem ich über das epische nachzudenken alle Ursache habe. Schiller fördert indessen das Trauerspiel und so kommt man theoretisch und praktisch immer etwas weiter. Ich sehe recht zufrieden in den vorstehenden Sommer hinein und auf die nächsten Arbeiten, die sämmtlich von vergnüglicher und geisterhebender Art sind.

Jenes große Naturwerk[1] habe ich auch noch nicht aufgegeben. Mir däucht ich könnte den Aufwand von Zeit und Kräften die ich an jene Studien gewendet nicht besser nutzen als wenn ich meinen Vorrath zu einem Gedicht verarbeite. Du hast den kleinen Versuch über die Metamorphose der Pflanzen gut aufgenommen und Herder hat mir auch etwas besonders freundliches darüber gesagt, welches mich sehr ermuntert an das größere Werk zu denken. Freylich ist es im Ganzen ein fürchterlicher Anblick, doch muß man denken daß man nach und nach durch anhaltenden Fleiß vieles zu Stande bringt.

Lebe recht wohl und halte dich auch am Fleiße, sobald das dritte Stück der Propyläen geheftet ist erhältst du es. Du findest wohl noch einiges darinn was dir Freude macht. Lebe wohl und gedenke mein.

Jena am 22. März 1799. G.

904.

An Kirms.

Für die Nachrichten, die diesmal sämmtlich nicht übel klingen, danke zum schönsten und erwiedere nur einiges dagegen.

---

[1] „Ein Naturgedicht". Im Tagebuch vom 8. Mai heißt es: „Die Idee von dem Naturgedicht (mit Schiller) durchgesprochen."

Ich wünschte, daß Sie bei Serenissimo anfragten wenn es sich gelegentlich schicken sollte, wie lange wir allenfalls das Glück noch haben, Durchlaucht zu besitzen, damit wir uns mit dem „Wallenstein“ darnach richten können. Sobald die Rollen ausgeschrieben und wir wegen der Austheilung ganz gewiß sind, wollten wir die Hauptpersonen herüber kommen lassen, etwa einen Sonntag, Leseprobe halten, sie zu Mittage traktiren und dann sie wieder zurück schicken. Sie können alsdann unter sich, durch Studiren und Probiren, das Stück sehr weit bringen, ohne daß Hofrath Schiller die ganze Zeit drüben zu liegen braucht und ich meinen hiesigen Aufenthalt diesmal abkürzen darf. Nächstens mehr hievon.

Es ist mir sehr angenehm, daß der Magdeburger Tenorist[1] zu uns kommt; vielleicht gewinnen wir auch dadurch für den „Wallenstein“ gerade was uns fehlt.

Wie Sie mit Ihrem lakonischen Iffland, wegen der Madame Unzelmann,[2] weiter hin handeln wollen und was sie sonst zum Besten des Theaters, auch bei dieser Gelegenheit, thun mögen, will ich Ihnen ganz überlassen haben. Das Logis scheint freilich auch die Verköstigung zu involviren und dann könnte uns der Spaß doch hoch kommen. Ich dächte man bäte sich sechs Vorstellungen aus und gäbe diese in 14 Tagen auf unsere gewöhnlichen Spieltage.

Ist wegen der Zeit, wann sie kommt, nichts näher bestimmt? und wird es möglich seyn den „Wallenstein“ noch vorher zu bringen? die Arbeit wird auf alle Fälle sehr groß, ein solches Stück einzuleiten. Denn wir denken Montags „Wallensteins Lager“ zu geben; — Dienstag Probe von „Piccolomini“, Mittwoch Aufführung von diesem

---

[1] Haltenhof. Am 6. April schreibt Goethe: „Ich wünsche, daß Herr Haltenhof so gut singt als er aussieht.“

[2] Die gastieren sollte (Brief 901).

Stücke. Donnerstag und Freitag Probe und Sonnabends Aufführung von „Wallenstein".

Von Kleidern wird nicht viel zu machen seyn, außer daß wir eine Masse Kürassier brauchen, die sich ohne große Kosten werden zusammen stellen lassen.

Leben Sie recht wohl und erfreuen mich bald mit andern guten Nachrichten.

Ich habe Ursache mit meinem hiesigen Aufenthalte diesmal sehr zufrieden zu seyn, meine Arbeiten gehen gut und das Frühjahr scheint mich über meinen Winter trösten zu wollen.

Jena am 27. März 1799. G.

905.

An Christiane Vulpius.

Wenn ich dir diese Zeit über wenig geschrieben habe, so war es weil ich gar wenig zu sagen hatte. Meine Arbeit ging gut von statten, anfänglich beym schönen Wetter ging ich spaziren und jetzt bey der Kälte bleib ich zu Hause. Abends geh ich zu Schiller und so vergeht ein Tag nach dem andern. In diesen nächsten acht Tagen denke ich noch manches zu thun, sollte das Wetter einmal recht schön werden, so entschließe ich mich vielleicht nach Roßla zu reiten und schicke dir einen Boten, damit du auch hinauskommst. Schickt sich das aber nicht so gehen wir einmal von Weimar zusammen hin.

Es ist gut daß die Baumpflanzung[1] zu Stande ist, denn es war freylich die höchste Zeit und man wird, wenn es ein dürrer Sommer giebt, dennoch gießen müssen.

[1] In Roßla.

Du hast ja wohl den Schlüssel zum Schreibepult der in Roßla steht?

Ich füge noch mit eigner Hand hinzu: daß ich dich herzlich lieb habe und bald wieder mit dir zu seyn wünsche. Grüße das liebe Kind und sag ihm er soll mir schreiben. Lebe recht wohl und behalte mich lieb.[1]

Jena d. 2. Apr. 99. G.

906.*

An Christiane Vulpius.

. . . Wie es mit dem Haidlosischen[2] Packet gegangen ist kann ich nicht begreifen. Es ist hier nicht zu finden und Geist[3] will so gut als für gewiß behaupten es müsse schon im Februar nach Weimar gekommen seyn. Nach meinem Calender habe ich dir am 15. Februar ein großes Packet geschickt, das in grünem Wachstuch eingepackt war, es steht freylich nicht angemerkt daß das Haidlosische Packet sich dabey befand, es war aber zur damaligen Zeit schon angekommen und ich finde weiter keine Spur. Besinne dich doch und frage etwa die Leute ob sich niemand etwas

---

[1] Christiane hatte ihm am 26. März geschrieben: „(Ostermontag den 25. Abends war) Redute wo ich wieder ein ser schönen Dänzer habe kennen lernen der mit dem Namen Eisert heist heude muß ich mich erkundichen was es vor ein lans Mann ist mit dem habe ich so viel gedanzet daß ich ein bar ganz neu Schue habe durch gedanzet habe aber auch 1 klein Dahler gewonn und es wart ser schönn es hat mir ser gefallen und ich bin hedeut ganz munder und vergnücht heude habe ich dich schonn oft gewünscht daß du hier wärest daß ich dir alles Erzälen könde ich habe gestern vill freude gehabt und alls ich nach hauße kamm fehlte mir mein lieber Schaß da küste ich dem Gustel und schlief ein."

[2] Maler Haydlof.

[3] Goethes Diener.

erinnert, der Fall ist mir gar unangenehm und mir gar noch nicht passiert.[1]

Von meiner Arbeit kann ich noch nichts loben, doch das wird ja wohl auch kommen. Heute nichts weiter, grüße das gute Kind und lebe recht wohl.

Jena am 3. May 1799. G.

907.

An J. H. Meyer.

Sie haben Sich heute so bald entfernt daß ich Ihnen den goldnen Segen Cottas[2] nicht mit auf den Weg geben konnte, den ich nun verwahren will biß wir uns wiedersehen. Doch lassen Sie mich von jener Sache reden die Sie neulich zur Sprache brachten.

Sie können empfinden wie nöthig, nützlich, angenehm und erfreulich mir Ihre Gegenwart sey, da wir ein so nah verwandtes Intresse haben und ich fast von aller Welt abgesondert lebe. Ich wünschte daher daß Sie nicht an eine Veränderung dächten, als biß eine Nothwendigkeit von Ihrer Seite eintritt, daß sich entweder eine anständige Versorgung für Sie findet, oder Sie aus sonst einer Ursache Sich besonders zu etabliren geneigt seyn könnten.

Biß dahin will ich gern, und mit Danck, um Sie jeder Art von Bedencklichkeit zu überheben, einen Zuschuß zur

---

[1] Christiane erwiderte: „Wegen des Packet an Haidlof bin ich verdrüßlich und alle bestelung von dir sind mir so Notwendich daß ich sie nicht geswind gnuch aus den Hauße bringen kann und du wirst auch noch nicht gehört haben daß ein Brif oder Packet das du mir jückdes liegen geblieben währe ..... hier währ manches auch nicht besorgt wen ich es nicht besorgt daß es bey mir nicht wech gekom ist davor wollt ich mit meim leben Steben." Es stellte sich dann auch heraus, daß Haydlof das Packet im Februar erhalten hatte.

[2] Den Goethe tags zuvor bei Schiller getroffen hatte.

Haushaltung von Ihnen künftig annehmen, da Sie eine leidliche Einnahme haben und es Ihnen kein Geheimniß ist daß ich nicht reich bin, sondern nur durch Ordnung und Thätigkeit meine freylich etwas breite Existenz souteniren kann.

Wenn Sie mir jährlich 150 rh. geben, so ist es, bey meinem völlig eingerichteten Haushalt, für mich ein hinreichend Equivalent, da Sie hingegen einzeln und abgesondert viel theurer leben würden.

Lassen Sie mich noch einen Vorschlag thun! Versehen Sie Sich nach und nach mit Möbles daß Sie, wenn der Fall kommen sollte und Sie für Sich zögen, schon damit versehen wären. Nach und nach können Sie das recht wohlfeil machen. Unsre kleine Hausfreundinn[1] wird Ihnen mit Rath und That gerne beystehen.

Wollte ich Eisert[2] und August ins Haus nehmen, so könnte das entweder geschehen daß ich das Nachbarhäußchen kaufte oder die Seite des Musäums einrichten ließe, indem ich eine Treppe von drüben herauf brächte. Ihre Zimmer blieben dabey immer unberührt. Also endig ich wie ich angefangen habe: Lassen Sie uns ja beysammen bleiben biß irgend eine Nothwendigkeit von Ihrer Seite eintritt, erhalten Sie mir Freundschaft und Liebe, und bleiben der meinigen gewiß.

Jena d. 3. März[3] 1799. G.

908.

An J. H. Meyer.

Ich habe einen Brief an Wolf[4] aufgesetzt, den ich in diesen Tagen wegschicken will.

---

[1] Christiane.

[2] Augusts Hauslehrer.

[3] Verschrieben für Mai.

[4] Wegen dessen neuer Prachtausgabe des Homer.

Ich nehme nun alle meine Gedanken zusammen um unser viertes Stück[1] nicht unwürdig zu füllen und dann will ich gleich, weil ich doch einmal dran bin ans fünfte denken.

Von Schillern hoffe ich lieber gar nichts. Er ist herrlich, in so fern von Erfindung und Durcharbeitung des Plans, von Aussichten nach allen Richtungen die Rede ist, und ich habe schon wieder diesmal, mit seiner Beyhülfe, zwey bis drey wichtige Grundlagen gelegt; aber Beystand zu einem bestimmten Zwecke muß man von ihm nicht erwarten und in dem gegenwärtigen Fall ist mirs gar nicht bang, alles steht von innen und von außen so, daß wir, nach dem Ausdruck unseres Freundes Cotta, gar wohl hoffen können die Anstalt zu gründen.

Die neue Coalition[2] ist wirklich lustig. Der gute alte Herr scheints will sein Kohlenfeuer lange conserviren, da er es so gewaltig mit Asche zudeckt.

(Jena) d. 10. May 99. G.

909.*

An W. v. Humboldt.

Ihr lehrreicher Brief,[3] den ich vor einiger Zeit erhalten, forderte mich anhaltend zu einer Antwort auf. Ein anderer an Schillern erinnert mich meiner Schuld und ich eile Ihnen zu schreiben, ehe Sie sich noch weiter von uns entfernen.

Ich lobe sehr Ihren Entschluß nach Spanien zu gehen; denn wer einmal fremde Litteraturen genießen, sich von der bewohnten Welt einen Begriff machen, über Nationen, ihren

---

[1] Der „Propyläen".

[2] Herder, Jean Paul und Einsiedel hatten sich, wie Meyer gemeldet hatte, zur Herausgabe einer periodischen Schrift verbunden. Aus der geplanten Zeitschrift „Aurora" entstand 1801 Herders „Adrastea".

[3] Aus Paris.

Ursprung und ihre Verhältnisse denken will, der thut wohl, manche Länder zu bereisen, um sich ein Anschauen zu verschaffen, das durch keine Lectur erregt werden kann.

Ich weiß es sehr gut an mir selbst, mit welcher unterschiednen Einsicht ich einen Italiänischen Schriftsteller, oder einen Englischen lese. Der erste spricht zu mir gleichsam durch alle Sinne und giebt mir ein mehr oder weniger vollständiges Bild; der letzte bleibt immer der Gewalt der Einbildungskraft mehr ausgesetzt, und ich bin nie ganz gewiß, ob ich das Gehörige dabey denke und empfinde. So hat mir auch mein Aufenthalt zu Neapel und meine Reise durch Sicilien, eine gewisse nähere Anmuthung zu dem ganzen griechischen Wesen verschafft, sowie mein Aufenthalt in Rom zu dem lateinischen. Wenigstens kommt mir vor daß ich seit der Zeit die Alten besser einsehe.

Von Frankreich sowohl als von Spanien hoffe ich durch Sie dereinst die großen Lücken, die sich in meiner Kenntniß dieser Länder befinden ausgefüllt zu sehen. Denn was man durch einen gleichgesinnten Freund erfährt ist nahe zu als wenn man es selbst erfahren hätte.

Diesen Winter habe ich zwar nicht leidend jedoch nicht zum besten zugebracht. Indessen haben wir Schillers Wallensteinischen Cyklus auf die Bühne eingeführt und dabey manche Mühe und manchen Genuß gehabt. Doch hat das eigentliche Unangenehme und Unbequeme der Vorbereitung Schiller selbst mir abgenommen. Er hat sich in Absicht auf Gesundheit und Stimmung bey dieser Thätigkeit sehr wacker gehalten und durch diesen neuen und von allen Seiten schweren Versuch gar viel gewonnen.

Man hat auch bey diesem Unternehmen gesehen, daß man eigentlich alles wagen kann, sobald man mit Genie, Geist und Überlegung wirkt. Das erste Stück, W a l l e n s t e i n s L a g e r, hat die Menschen nicht allein sogleich mit dem Reim

ausgesöhnt, sondern sogar dessen Bedürfniß erweckt und durch seine Lebhaftigkeit eine gute Sensation gemacht. Das zweyte, die Piccolomini, hat den Beyfall aller erhalten, welche es ganz hören konnten, oder mochten; diejenigen aber, denen es entweder an dem Grade der nöthigen Aufmerksamkeit gebrach, oder die durch äußere Umstände theilweise zerstreut oder gehindert waren, oder wer sonst etwa nicht den besten Willen hatte, beschwerte sich über die Länge und den Mangel an Handlung; alle aber mußten der einzelnen Ausführung und dem reichen Gehalte des Stücks Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Wallenstein zuletzt hat alle Stimmen vereinigt, indem er aus den vorbereitenden Kelchblättern, wie eine Wunderblume unversehens hervorstieg und alle Erwartungen übertraf. Ich freue mich in Ihre Seele zum voraus auf die Stunden, in denen auch Sie dieses Genusses theilhaftig werden.

Ihre Arbeit über meinen Herrmann und Dorothea, für die ich Ihnen nochmals danke, habe ich nun in schönem Drucke vor mir und nehme die einzelnen Capitel nach und nach wieder vor. In wie fern ich davon profitire und in meinen Arbeiten vorschreite, sollen Sie selbst beurtheilen, wenn Sie dereinst zurückkommen und eine größere epische Arbeit,[1] wo nicht vollendet, doch im Gange finden, von der ich gegenwärtig nicht einmal den Stoff anzuzeigen wage, damit nicht Ihre freundschaftliche Sorge rege werde: ob ich mir nicht etwa gar Ikarische Flügel zubereite.

Gar erfreulich ist mir daß wir uns bisher auch durch die Propyläen mit Ihnen unterhalten konnten.

Es ist freylich gewissermaßen eine traurige Arbeit, da wir sonst Hoffnung hatten diese Stoffe, von denen meist die Rede ist, in Gegenwart der Kunstwerke selbst auszuführen

[1] „Achilleis".

und dadurch der Behandlung noch mehr Leben, Wahrheit und innern Zusammenhang zu geben. Doch was uns am Object abgehen mag, gewinnen wir reichlich durch Schillers Mitarbeit. Wir drey[1] haben uns nun so zusammen und in einander gesprochen, daß bey den verschiedensten Richtungen unserer Naturen keine Discrepanz mehr möglich ist, sondern eine gemeinschaftliche Arbeit nur um desto mannigfaltiger werden kann. Wir haben seit einiger Zeit angefangen Plane und Entwürfe zusammen zu machen, welches den großen Vortheil gewährt, daß nicht etwa, bey einem vollendeten Werk, Erinnerungen vorkommen, die man entweder nur mit beschwerlichen Abänderungen nutzen kann, oder die man wohl gar wider seinen Willen ungenutzt liegen lassen muß. Wenn das vierte Stück der Propyläen Sie noch in Paris antrifft, so wird eine Art von kleinem Roman in Briefen, unter dem Titel der Sammler und die Seinigen, der auf diese Weise entstanden ist, Ihnen gewiß einiges Vergnügen machen, um so mehr, da Sie die Individuen kennen, von denen sich dieses wunderliche Werkchen herschreibt.

Es ist nun auch eine Abhandlung auf dem Wege, über den Dilettantismus in allen Künsten, versteht sich den praktischen. Es soll darinn dargestellt werden sein Nutzen und Schaden fürs Subject sowohl als für die Kunst und für das Allgemeine der Gesellschaft. Die Geschichte desselben, sowohl in Deutschland als im Ausland, wollen wir nicht übergehen. Sie sehen wohl, daß dieses auch nur eine Skizze werden kann, die Sie dereinst mit auszuführen eingeladen sind. Haben Sie doch die Güte, mir etwas von dem praktischen Dilettantism in Spanien, von welcher Kunst es auch sey, zu melden. Vielleicht schreiben Sie mir bald etwas über die Franzosen und wohin sich bey diesen die Neigung und Thätigkeit der Liebhaber richtet.

---

[1] Der dritte war Meyer.

Überhaupt war ich schon in Versuchung von einigen Stellen Ihrer Briefe in den Propyläen Gebrauch zu machen, sowohl derer an mich als an Schillern; indem so manche Übersicht und Schilderung sich darinn befindet, die man dem größern Cirkel mittheilen möchte . . .

Nun habe ich noch zweyerley Gesuch für die Zukunft:

Wenn Sie Frankreich durchreisen, so bemerken Sie doch: ob Sie von den geplünderten Schätzen aus Italien irgend etwas auf Ihrem Wege antreffen, es sey von welcher Art es wolle, und notiren Sie das einzelne. Weil es immer sehr interessant ist wenigstens einem Theil des Verlorenen wieder auf die Spur zu kommen.

Dann wünschte ich, Sie oder Ihre liebe Frau machten sich zum Geschäft, alles was Sie in Spanien antreffen recht genau zu bemerken, es seyen nun alte oder moderne Arbeiten, damit wir erführen was sich daselbst zusammen befindet und welche Gestalt der Spanische Kunstkörper eigentlich habe. Es würde ein schöner Beytrag für die Propyläen seyn.

Wenn Sie mir künftig schreiben, so haben Sie doch immer die Güte mir etwas von Ihrem Herrn Bruder zu melden, dem ich die glücklichste Reise[1] wünsche und dem ich mich gelegentlich bestens zu empfehlen bitte. Bey seinem Genie, seinem Talent, seiner Thätigkeit, ist der Vortheil seiner Reise für die Wissenschaften ganz incalculabel, ja man kann behaupten, daß er über die Schätze, deren Gewinnst ihm bevorsteht, künftig dereinst selbst erstaunen wird. Wäre es möglich von Zeit zu Zeit etwas von seinen Entdeckungen zu erfahren, so würde es uns sehr erfreuen und fördern und unsere Hoffnung nähren, seine Rückkunft dereinst zu erleben . . .

Da Sie, bey Gelegenheit des Kotzebuischen Stücks, etwas über das Drama äußern; so fällt mir ein was wir

[1] Nach Amerika, die ihn fünf Jahre fernhielt.

neulich bey Durchlesung der Euripidischen Stücke zu bemerken glaubten: daß sich nämlich zu der Zeit dieses Autors der Geschmack schon offenbar nach dem was wir Drama nennen hinneigte. Die Alceste ist auffallend von dieser Art so wie der Jon, die Helena und mehrere. Nur wird dort durch ein Wunder das Unauflösliche gleichsam bey Seite gebracht; bey uns muß die Rührung statt des Wunders eintreten. Wenn Euripides das Sujet von Menschenhaß und Reue behandelt hätte; so wäre zuletzt Minerva hervorgetreten und hätte dem alten Hahnrey auf eine vernünftige Weise zugesprochen und so hätte er sich denn wahrscheinlich in sein Schicksal ergeben.

Für die Mittheilung des Stücks vom Agamemnon[1] danke ich recht sehr, es ist sehr löblich, daß Sie in der großen Zerstreuung eines auswärtigen Lebens nur daran fest halten, wo doch der Grundpfeiler aller ästhetischen Bemühungen steht.

Für heute muß ich schließen, damit der Brief fortkomme, denn ich gehe morgen früh nach Weimar ab, und wenn ich ihn mitnehme, so bin ich nicht sicher, daß er nicht noch eine Woche liegen bleibt. Leben Sie recht wohl und reisen Sie glücklich. Schiller ist auch im Begriff an Sie zu schreiben.

Lassen Sie sich doch, ich wiederhole es, auf Ihrer Reise nichts entgehen, was auf Kunst Bezug hat, schreiben Sie mir es bald und geben mir die Erlaubniß in den Propyläen davon Gebrauch zu machen.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau uud ehe Sie Frankreich verlassen so schreiben Sie mir nur ein Wort, damit wir Sie im Geiste aufsuchen können.

Jena am 26. Mai 1799.

---

[1] Humboldt hatte einige Scenen daraus übersetzt.

910.

An Schiller.

Ich danke Ihnen daß Sie mir von der wunderlichen Schlegelischen Production[1] einen nähern Begriff geben, ich hörte schon viel darüber reden. Jedermann liests, jedermann schilt darauf und man erfährt nicht was eigentlich damit sey. Wenn mirs einmal in die Hände kommt will ichs auch ansehen.

Die Greuel des Dilettantismus haben wir in diesen Tagen[2] auch wieder erlebt, die um so schrecklicher sind als die Leute mitunter recht artig pfuschen, sobald man einmal zugiebt daß gepfuscht werden soll. Unglaublich ists aber, wie durch diesen einzigen Versuch schon die ganze gesellschaftliche Unterhaltung, an der zwar überhaupt nichts zu verderben ist, eine hohle, flache und egoistische Tournüre nimmt, wie aller eigentliche Antheil am Kunstwerk durch diese leichtsinnige Reproduction aufgehoben wird.

---

[1] Ueber Friedrich Schlegels „Lucinde" hatte Schiller ihm am 19. geschrieben: „Ich habe mir vor einigen Stunden durch Schlegels Lucinde den Kopf so taumelig gemacht, daß es mir noch nachgeht. Sie müssen dieses Product wundershalber doch ansehen. Es characterisiert seinen Mann, sowie alles Darstellende, besser als alles was er sonst von sich gegeben, nur daß es ihn mehr ins fratzenhafte malt. Auch hier ist das ewig formlose und fragmentarische und eine höchst seltsame Paarung des Nebulistischen mit dem Characteristischen, die Sie nie für möglich gehalten hätten. Da er fühlt, wie schlecht er im Poetischen fortkommt, so hat er sich ein Ideal seiner selbst aus der Liebe und dem Witz zusammengesetzt. Er bildet sich ein, eine heiße unendliche Liebesfähigkeit mit einem entsetzlichen Witz zu vereinigen, und nachdem er sich so constituiert hat, erlaubt er sich alles, und die Frechheit erklärt er selbst für seine Göttin.

Das Werk ist übrigens nicht ganz durchzulesen, weil einem das hohle Geschwätz gar zu übel macht. Nach den Rodomontaden von Griechheit, und nach der Zeit die Schlegel auf das Studium derselben gewendet, hätte ich gehofft, doch ein klein wenig an die Simplizität und Naivität der Alten erinnert zu werden; aber diese Schrift ist der Gipfel moderner Unform und Unnatur, man glaubt ein Gemengsel aus Woldemar, aus Sternbald, und aus einem frechen französischen Roman zu lesen."

[2] Das Tagebuch vom 18. verzeichnet „Liebhaber-Komödie".

Übrigens hat mir diese Erfahrung, so wie noch andere in andern Fächern, die Überzeugung erneuert: daß wir andern nichts thun sollten als in uns selbst zu verweilen um irgend ein leidliches Werk nach dem andern hervor zu bringen. Das übrige ist alles vom Übel.

Deswegen gratulire ich zum ersten Act,[1] wünsche mich bald wieder zu Ihnen und kann die Hoffnung nicht fahren lassen, daß dieser Nachsommer auch für mich noch fruchtbar seyn werde. Leben Sie recht wohl. August hat sich sehr gefreut Carl und auch Ernsten wieder zu sehen, von dem er viel erzählt hat.

Weimar am 20. Juli 1799. G.

911.

An Christiane Vulpius.

Ich danke dir mein liebes Kind daß du mir zweymal geschrieben und Nachricht von deinem Wohlbefinden und deiner Zufriedenheit gegeben hast, ich wünsche nichts mehr als daß alles sich dergestalt schicke und füge, damit deine Reise[2] auch sich als eine Lustreise endige. Mir ist es diese Zeit ganz gut gegangen uud ob ich gleich nicht so viel gethan habe als ich wünschte, so ist doch meine Zeit nicht unnütz verstrichen. Ich habe mehr Besuch und es kommen verschiedne Personen die der Garten anlockt, die ich lange nicht gesehen habe.

Den August habe ich gestern mit nach Tiefurt genommen, wo er sich bey der Frau Grotin gar gut aufgeführt hat, indeß ich bey der Herzogin war. Ein Paar Stück Kirschkuchen, die ich ihm hinbrachte, haben ihm sehr gut geschmeckt.

---

[1] Von „Maria Stuart".
[2] Nach Rudolstadt.

Heute Abend habe ich eine Gesellschaft guter Freundinnen bey mir und hoffe daß die Köchin ihre Sache leidlich machen wird.

Lebe recht wohl und vergnüge dich aufs beste.

Weimar am 23. Aug. 1799. G.

912.

An Carl Friedrich Zelter.

Mit aufrichtigem Dank erwiedere ich Ihren freundlichen Brief, durch den Sie mir in Worten sagen mochten wovon mich Ihre Compositionen schon längst überzeugt hatten: daß Sie an meinen Arbeiten lebhaften Antheil nehmen und sich manches mit wahrer Neigung zugeeignet haben. Es ist das Schöne einer thätigen Theilnahme das sie wieder hervorbringend ist; denn wenn meine Lieder Sie zu Melodien veranlaßten, so kann ich wohl sagen daß Ihre Melodien mich zu manchem Liede aufgeweckt haben und ich würde gewiß wenn wir näher zusammen lebten öfter als jetzt mich zur lyrischen Stimmung erhoben fühlen. Sie werden mir durch Mittheilung jeder Art ein wahres Vergnügen verschaffen.

Ich lege eine Production[1] bey, die ein etwas seltsames Ansehen hat. Sie ist durch den Gedanken entstanden: ob man nicht die dramatischen Balladen so ausbilden könnte daß sie zu einem größern Singstück dem Componisten Stoff gäben. Leider hat die gegenwärtige nicht Würde genug um einen so großen Aufwand zu verdienen.

Ich wünsche recht wohl zu leben und bitte den Herrn Unger vielmals zu grüßen.

Weimar am 26. Aug. 1799.

Goethe.

---

[1] „Die erste Walpurgisnacht", wie aus Zelters Antwort ersichtlich wird.

913*

An J. G. Schlosser.

... Ich wünsche daß die gute Laroche[1] gesund und ohne physischen Unfall nach Hause kommen möge! alsdann ist es für ihr Alter wirklich eine schöne Expedition die sie zurückgelegt hat. Ihr Verhältniß zu Wieland ist einzig, und sich nach so viel Jahren, bey noch ziemlich bestehenden Geistes- und Leibeskräften wieder zu sehen, ist ein sonderbarer und angenehmer Fall. So wie man sagen kann daß es zwey einzige Naturen sind. Ich glaube nicht daß es, unter bedeutenden Menschen, ein schuldloseres Paar geben kann.

Ich wünsche dir Glück daß du deinem Knaben noch einen guten Gesellen so nahe gefunden hast. Suche nur, wenn es möglich ist, sie viel unter ihres Gleichen zu bringen. Da setzt sich das was man thun kann, will, darf und soll am besten ins Gleichgewicht.

Wie sehr du in dem großen Frankfurt allein seyn magst, kann ich mir recht gut vorstellen, unser kleiner Kreis, wenn ich besonders Jena mit dazu nehme, ist dagegen ein wahres Feenmärchen. Die Masse von interessanten Menschen, die hier einander so nahe sind, und von denen ich dir nur einmal die Silhouetten zeichnen möchte, ist, wie du dir leicht

---

[1] Sophie Laroche war im Juli in Osmannstädt bei Wieland eingetroffen. Goethes Mutter hatte ihren Sohn schon im April davon benachrichtigt: „O! Wehe!! Madame la Roche geht doch zum Gevatter Wieland — der Vetteran hat Ihr die Einladesten Briefe geschrieben — und ich wette Er langweilt sich wenn Sie ½ Tag bey Ihm ist — vermuthlich wird Sie alle große und Edle Menschen in und um Weimar mit Empfindsamkeit in Contiportion setzen, wobey du gewiß obenan stehts — Faße deine Seele in Gedult — oder gehe im May (denn da kömt Sie zu Euch) nach Jena — doch du wirst es schon einrichten."

denken kannst, in einer immerwährenden Gährung und in einem Conflict dem man gerne zusieht und worin man allenfalls, entweder vernünftig oder leidenschaftlich, gern auch einmal mitspielt . . .

Was Fichten betrifft, so thut mirs immer leid, daß wir ihn verlieren mußten, und daß seine thörige Anmaßung ihn aus einer Existenz hinauswarf, die er auf dem weiten Erdenrund, so sonderbar auch diese Hyperbel klingen mag, nicht wieder finden wird. Je älter man wird je mehr schätzt man Naturgaben, weil sie durch nichts können angeschafft werden. Er ist gewiß einer der vorzüglichsten Köpfe; aber wie ich selbst fürchte für sich und die Welt verloren. Seine jetzige Lage muß ihm zu seinen übrigen Fratzen noch Bitterkeit zufügen. Übrigens ist es, so klein die Sache scheint, ein Glück, daß die Höfe in einer Angelegenheit, wo eine unverschämte Präoccupation, wie du weißt, so weit ging, einen Schritt thun konnten, der, wenn er von der einen Seite gebilligt wird, von der andern nicht getadelt werden kann. Und ich für meine Person gestehe gern, daß ich gegen meinen eignen Sohn votiren würde, wenn er sich gegen ein Gouvernement eine solche Sprache erlaubte.[1]

Lebe wohl und laß uns wie ich schon sagte, in dieser ersten Zeit unsere Correspondenz etwas lebhaft treiben, damit wir gleichsam in den Erholungsstunden, wo du von deinen Geschäften ausruhst, zusammen seyn. Ist alles einmal eingeleitet, dann mögen denn auch unsere Briefe einen gemächlichern Gang gehen, der wie ich hoffe bis ans Ende unseres Lebens gemüthlich bleiben soll.

Weimar am 30. Aug. 1799.

G.

---

[1] Vergl. Brief 914.

914.*

An W. v. Humboldt.

... Daß Fichte von Jena abgegangen ist werden Sie schon wissen. Erst machten sie im philosophischen Journal einen albernen Streich, indem sie einen Aufsatz, der nach dem hergebrachten Sprachgebrauch atheistisch genug war, einrückten. Da Fichte nun unrecht hatte wurde er zuletzt auch noch grob gegen das Gouvernement und so erhielt er seinen Abschied. Er hält sich jetzo in Berlin auf.

Übrigens scheint mir aus dieser Schule, wenigstens für die Gegenwart, wenig Freude und Nutzen zu hoffen. Diese Herrn kauen sämmtlich ihren eignen Narren beständig wieder, ruminiren ihr Ich. Das mag denn freylich ihnen und nicht andern genießbar seyn.

Kant hat sich nun auch gegen Fichte erklärt und versichert, daß die Lehre unhaltbar sey. Darüber ist denn diese Schule auf den alten Herrn äußerst übel zu sprechen.

Herder hat sich in einer Metakritik auch gegen Kanten aufgemacht, wodurch denn, wie billig, allerley Händel entstehen.

Viel anderes habe ich nicht zu sagen und Sie sehen wohl daß die Deutschen verdammt sind wie vor alters in den cimmerischen Nächten der Speculation zu wohnen. Wenigstens fällt mir nicht leicht ein Kunstwerk von Bedeutung ein, das in dieser Zeit erschienen wäre ...

Was Sie bey Gelegenheit eines erhöhteren Kunstausdrucks von Voßen und seiner Rhythmik sagen, davon bin ich mehr als jemals überzeugt, nur schade daß ich kaum erleben kann, daß die Sache ins Gleiche kommt. Wäre ich 20 Jahre jünger so sollte es an mir nicht fehlen lebhaft mitzuwirken, denn es kommt ja nur darauf an, daß man die

Maximen annimmt, sich davon penetrirt, sein Studium darauf richtet und in der Ausführung daran fest hält.

Ich habe jetzt mit dem besten Willen die Georgiken[1] wieder angesehen. Wenn man die deutschen Verse liest, ohne einen Sinn von ihnen zu verlangen, so haben sie unstreitig vieles Verdienst, was man seinen eignen Arbeiten wünschen muß; sucht man aber darin den geistigen Abdruck des himmelreinen und schönen Virgils, so schaudert man an vielen Stellen mit Entsetzen zurück, ob sich gleich, in so fern das Ganze wohl verstanden und manches einzelne auch geglückt ist, ein tüchtiger Mann und Meister zeigt.

Auch die Abhandlung über das Versmaß in der Vorrede hat etwas mystisches und ich verstehe sie jetzt noch nicht ganz. Vor 10 Jahren, da das Buch heraus kam, suchte ich mich daraus zu unterrichten und es wollte noch weniger gehen als jetzt.

Wenn wir einmal wieder zusammen kommen, so wollen wir diese Materie recht durcharbeiten und wenn uns die Muse beysteht auch noch etwas zu diesem Entzwecke wirken.

Da ich jetzt meine kleinen Gedichte, zusammen gedruckt, herausgebe, so habe ich Gelegenheit, etwas an den Elegien und Epigrammen zu thun. Es ist mir dabey wirklich angenehm zu sehen, daß ich weiter gekommen bin, wofür ich Ihnen vorzüglich dankbar seyn muß.

Amelie Imhoff hat ein kleines episches Gedicht, die Schwestern von Lesbos, geschrieben, der Gegenstand ist artig, die einzelnen Motive meist sehr glücklich, das Ganze hat ein blühendes jugendliches Wesen; nur können Sie leicht denken daß die Ausführung etwas locker ist, und der rhythmische Theil ist wie natürlich nicht der preiswürdigste.

Indessen steht das Ganze immer auf einer respectablen Stufe, und es will was heißen, daß unsere Weiber sich so

[1] Virgils in der Uebersetzung von Voß.

ausbilden. Es wird einen Theil des Schillerischen Almanachs ausmachen. Wenn Sie noch länger in Paris bleiben, so schreiben Sie mir doch wie ich es Ihnen, ohne daß es zu viel Porto macht, zuschicken kann.

915.

An Christiane Vulpius.

Da ich so lange von dir weg bleibe, so muß ich auch ein Blat von meiner eignen Hand schicken und dir sagen daß ich dich von Herzen liebe und immer an dich und an das gute Kind dencke. Die ersten vierzehn Tage habe ich fleißig zugebracht, aber es waren nur einzelne Sachen die nicht viel auf sich hatten. Zuletzt machte ich mich an eine Arbeit die mir zu gelingen anfing. Du hast mich wohl sagen hören daß Durchl. der Herzog ein französches Trauerspiel[1] übersetzt wünschte, ich konnte immer damit nicht zurecht kommen. Endlich habe ich dem Stück die rechte Seite abgewonnen und die Arbeit geht von Statten. Wenn ich mein mögliches thue, so bin ich bis den 12ten fertig und will den 13ten abgehen. Biß ich das Stück ins reine bringe und es spielen lasse hab ich doch in den trüben Wintertagen etwas interessantes vor mir und dann wollen wir uns zusammen setzen und es ansehen.

Daneben habe ich noch manchen Vortheil und Genuß durch Schillers Umgang und andrer, so daß ich meine Zeit gut anwende und für die Folge manchen Nutzen sehe. Das wird dich freuen zu hören weil es gut ist und mir für die nächste Zeit gutes verspricht.

Ich bin übrigens recht wohl und lebe sehr einfach. Auch bin ich viel spazieren gegangen, diese acht Tage, in

---

[1] Voltaires „Mahomet“.

denen ich das Pferd mußte stehen lassen. Es ist wieder ganz geheilt. Der Stallmeister hat seine Kur recht gut gemacht. Ich werde ihm dafür ein halb Duzzend Bouteillen Wein verehren.

Die Trabitius bleicht schon an deiner Baumwolle im Hofe, und hat sie doppelt mit roth unterbunden, weil sie feiner ist als die übrigen Stränge, um sie ja nicht zu verwechseln.

In wenig Zeit bin ich wieder bey dir und dann wollen wir manche gute Stunde zusammen zu bringen.[1]

Was die Menschen überhaupt betrifft, so thu ihnen nur soviel Gefälligkeiten als du kannst, ohne Danck von ihnen zu erwarten. Im einzelnen hat man alsdann manchen Verdruß, im Ganzen bleibt immer ein gutes Verhältniß.

Lebe recht wohl. Behalte mich lieb, wie mein Herz immer an dir und an dem Kinde hängt. Wenn man mit sich selbst einig ist und mit seinen nächsten das ist auf der Welt das beste.

Jena d. 3. Octbr. 99. G.

916.

An Schiller.

Ich freue mich herzlich daß die Wöchnerinn und das Kleine[2] sich nach den Umständen wohl befinden. Möge es zunehmend so fortgehen.

Ich bin wieder in die Zerstreuung meines weimarischen Lebens gerathen, so daß auch keine Spur von einem Jamben

[1] Christiane hatte ihm geschrieben: „Deine zimer mein lieber und das Ganze Hauß ist in Ordnug und Erwartet sein Herrn mit der grösten sehnsucht. Es wird fileicht mit den arbeyden Hier beser gehn als sond du kanns hier wie in Jena in bete dickdiren und ich will des Morchens nicht ehr zu dir komm biß du mich verlangst auch der Gustell soll Frühe nicht zu dir komm. Kem nur balt du muß doch bey der Einrichtun des theaters daß beste tuhn sond wird es wie imer nichts.“

[2] Caroline.

in meinem Kopfe übrig geblieben ist. Ich wollte die erste Scene[1] gestern ein wenig durchsehen, ich konnte sie aber nicht einmal lesen. Haben Sie ja die Güte mir bald etwas über das Stück zu sagen und mir meine Übersetzung zuzuschicken. Damit ich wenigstens drüber denken könne, um sobald als möglich das Ganze zusammen zu arbeiten, wozu ich mir aber wohl einen jenaischen Aufenthalt wieder wählen muß.

Hiebey schicke ich der liebwerthen Frau Wöchnerinn ein Glas Eau de Cologne zur Erquickung, um welches ich die Bogen des Musenalmanachs, die Ihnen fehlen, geschlagen habe.

Leben Sie recht wohl, mit dem nächsten Boten werden die Almanache folgen und es mag sich dann für diesen Winter eins aus dem andern entwickeln.

Weimar am 16. Octobr. 1799. G.

917.

An Schiller.

Ich wünsche Glück zu den fortdauernden guten Aspecten, die über die Wochenstube scheinen, vielleicht mache ich darin selbst noch einen Besuch. Mein hiesiges Wesen ist gegenwärtig so prosaisch wie der Voßische Almanach, und ich sehe auch keine Möglichkeit in meinen hiesigen Verhältnissen eine Arbeit zu fördern, die doch eigentlich eine zarte Stimmung erfordert. Gerade das was jetzt am Mahomet zu thun ist, darf am wenigsten mit dem bloßen Verstand abgethan werden.

Seitdem mir Humboldts Brief und die Bearbeitung Mahomets ein neues Licht über die französische Bühne aufgestellt haben, seitdem mag ich lieber ihre Stücke lesen und habe mich jetzt an den Crebillon[2] begeben. Dieser ist auf

[1] Des „Mahomet".
[2] Claudius Prosper de Crebillon (1707—1777).

eine sonderbare Weise merkwürdig. Er behandelt die Leidenschaften wie Chartenbilder die man durch einander mischen, ausspielen, wieder mischen und wieder ausspielen kann, ohne daß sie sich im geringsten verändern. Es ist keine Spur von der zarten chemischen Verwandtschaft, wodurch sie sich anziehen und abstoßen, vereinigen, neutralisiren, sich wieder scheiden und herstellen. Freylich gewinnt er auf seinem Weg Situationen, die auf jedem andern unmöglich wären. Uns würde überhaupt diese Manier unerträglich seyn; allein ich habe gedacht ob man sie nicht zu subalternen Compositionen, Opern, Ritter- und Zauberstücken mit Glück brauchen könnte und sollte. Was ich darüber gedacht wird uns Gelegenheit zu einem Gespräch und zur Überlegung geben.

Es soll mich sehr freuen wenn Sie den Plan zu den Malthesern mitbringen. Wenn ich es möglich machen kann, besonders aber wenn ich keinen Weg sehe den Mahomet hier fertig zu machen, so komme ich den ersten November hinüber, bis dahin wird alles hier was sich auf mich bezieht wieder ziemlich für eine Zeit eingeleitet seyn.

Von Frankfurt erhalte ich die Nachricht daß Schlosser gestorben ist.[1] Die Franzosen und sein Garten sind die

---

[1] Am 17. Oktober. Ueber die Ursache seines Todes schreibt Goethes Mutter ihrem Sohne: „Die Nachricht die ich dir jetzt schreibe — wird dir unerwartet und traurig seyn. Schlosser ist nicht mehr! Eine Lungenentzündung entriß Ihn uns am 17ten dießes — die paar Jahre in Eutin schienen auf seine Cörpperliche Umstände nicht gut gewürckt zu haben — als Er hinreißte sahe Er gut ja blühend aus — bey seiner Herkunft vor 11 Monathen kante mann Ihn beynahe nicht mehr — Er war eingefallen — alles — Zähne — Farbe — alles war weg — und so mager daß alle die Ihn sahen — über die große Veränderung erstaunten. Seine Lunge zeigte sich sogleich als den schwächsten Theil an Ihm — durch öfftere Cathare-Fieber u. d. g. Heut vor 14 Tagen war Er in seinem vor gantz kurtzem erkauften Garten. Er steckte Zwieblen — pflantzen u. s. w. Er hörte schießen arbeitete aber imer fort — endlich kammen die Schüße näher — Er eilte fort — kam ans Eschenheimer Thor — das war zu — die Brücke aufgezogen die Frantzosen standen davor — ein Mann sagte Ihm wenn Er eilte so käme Er noch zum Neuen Thor herein — nun strengte Er alle Kräfte an — kam auch glücklich noch herein aber erhitzt und in Angst — Er ging zu seiner Schwägerin — die nicht wohl war, und fand da eine sehr heiße

nächsten Ursachen seines Todes. Er befand sich in demselben als jene sich Frankfurt näherten, er verspätete sich und fand das nächste Thor schon verschlossen, er mußte bis zu dem folgenden eilen, das weit entfernt ist, kam in eine sehr warme Stube, wurde von da aufs Rathhaus gerufen, worauf er in ein Fieber verfiel das tödlich wurde und ihn in kurzer Zeit hinraffte. Unsere botanische Correspondenz hat sich also leider zu früh geschlossen.

Leben Sie recht wohl und lassen Sie uns die Tage gebrauchen die uns noch gegeben sind.

Weimar am 23. Oct. 1799. G.

918.

An ...[1]

Da ich auf Weynachten 600 rh nötig habe, so wollte ich bey Ihnen anfragen ob Sie etwa ein solches Capital mir zu verschaffen wüßten? Vielleicht findet sich ein solches bey Herrn Steuer Rath Ludekus.

Verzeihen Sie diese neue Beschwerde. Da ich nächsten Johanni wahrscheinlich im Fall bin dieselbe Summe wieder abzutragen, so entsteht die Frage ob man sie nicht etwa gleich nur auf ein halbes Jahr bespräche.

Einen schönen guten Morgen.

W. d. 23. Octbr. 99. G.

Stube — wo Er nathtürlich noch mehr erhitzt wurde — — diesen Augenblick wurde Rathsitz angesagt — nun mußte Er in Römmer in die kalte große Raths stube — den 2ten Tag darauf bekam Er Husten — Fieber und gleich röchlen auf der Brust — Er wolte keinen Artz — endlich kam einer der fand Ihn tödtlich kranck — mann nahm noch einen — der erklährte auch daß es sehr gefährlich wäre — Sie hatten dißmahl recht — denn Er starb. Die gute Schlossern — und Ihre zwey Liebe Kinder Laßen dich hertzlich grüßen — daß Sie dir nicht selbst schrieben wirst du leicht verzeihen — Sie bitten um die Fortdauer deiner Freundschaft — auch ersuchen Sie dich es Herder — Wieland — und wer Ihn etwa sonst gekandt hat bekandt zu machen.

[1] Adressat nicht festzustellen.

919.*

An W. v. Humboldt.

. . . Doch ich verliere mich ins allgemeine, da ich Ihnen noch für Ihre besondere und schöne Belehrung über das französische tragische Theater zu danken habe. Ich kann es jetzt, so wie in meinem vorigen Briefe, nur unvollkommen thun, ob ich gleich diese Zeit her mich lange mit Ihrer Arbeit beschäftigt habe, indem ich sie abdictirte, um sie in dem fünften Stück der Propyläen drucken zu lassen.

Dieser Aufsatz, welcher sehr zur rechten Zeit kam, hat auf mich und Schillern einen besondern Einfluß gehabt und unser Anschauen des französischen Theaters völlig ins Klare gebracht. Durch eine sonderbare Veranlassung übersetzte ich den Mohamet des Voltaire ins Deutsche. Ohne Ihren Brief wäre mir dieses Experiment nicht gelungen, ja ich hätte es nicht unternehmen mögen. Da ich das Stück nicht allein ins Deutsche, sondern, wo möglich, für die Deutschen übersetzen möchte; so war mir Ihre Charakteristik beyder Nationen über diesen Punct ein äußerst glücklicher Leitstern und ist es noch jetzt bey der Ausarbeitung. So wird auch die Wirkung des Stücks auf dem Theater Ihre Bemerkungen, wie ich voraussehe, völlig bekräftigen . . .

Weimar am 28. Oct. 1799.

920.

An Christiane Vulpius.

Für dießmal wirst du nur deine alten Freunde mich und August wieder beherbergen. Wegen Schillers[1] Kindern

[1] Die Uebersiedlung der Schillerschen Familie nach Weimar erfolgte am 3. Dezember.

wird es bey unserm guten Willen bewenden. Er gedenckt sie gleich zu sich zu nehmen und mit ihnen fertig zu werden. Du erwartest also nur mich und das Kind. Wir sind hier recht vergnügt zusammen, er ist gar artig und wenn er mich mitunter hindert, so macht er mir auch vielen Spas.

Laß an den Fuhrmann, den Rudolph bringen wird, den Koffer mit den Büchern, der unten im Hause steht abgeben und schicke mir einen von den größern Koffern leer, denn ich habe allerley hier was ich endlich hinüber nehmen muß.

Meine Arbeiten gehen gut von Statten und ich dencke mit allem nöthigen fertig zu werden, daß ich den Rest des Jahrs frey habe und die bösen Tage ruhig abwarten kann.

Lebe recht wohl und liebe mich, wie ich dich herzlich lieb habe. Mit den Boten schreibe ich näheres. Grüße den Herrn Professor.[1] Das Kind grüßt.

Jena d. 1. Dec. 99.

Goethe.

921.

An Lz. in M. (Aug. von Kotzebue.)

Der Verfasser der Octavia[2] verzeihe, wenn das Stück etwas länger zurückgehalten wurde. Es mußte die Frage

---

[1] Meyer.

[2] Das fünfaktige Trauerspiel „Octavia" hatte Goethe im Oktober mit folgender anonymer Zuschrift erhalten: „Ein Mann, der zwar als Schriftsteller nicht ganz unbekannt ist, in dieser Gattung aber noch nie einen Versuch wagte, übersendet dem Herrn v. Göthe das Trauerspiel „Octavia" mit dem Wunsche, daß solches unter seiner Direction in Weimar aufgeführt werde. Sollte Herr v. Göthe es dieser Ehre werth finden, so bedingt sich der Verfasser allerdings auch eine Belohnung aus, nehmlich die: daß Herr v. Göthe sein freymüthiges Urtheil über Plan, Ausführung, Characterzeichnung, Sprache und Versbau dem Verfasser mittheile unter der Adresse: An Lz. in M. eingeschlossen an den Buchhändler Jacobäer in Leipzig. Eben dahin würde auch das Manuscript zurückgesandt, wenn kein Gebrauch für die Bühne davon gemacht werden könnte. Daß es übrigens auf keinen Fall in fremde Hände gerathen

entstehen: ob, bey einer Vorstellung, die poetischen und besonders rednerischen Verdienste dieses Trauerspiels so wie die angenehme Sprache, durch welche überall ein gebildeter Geist durchblickt, den Mangel dramatischer Eigenschaften übertragen könnten, welchen man darin zu sehen glaubte. Ich wollte nicht allein entscheiden und daher ist die Rücksendung verzögert worden.

Weimar am 12. Dec. 1799.

J. W. v. Goethe.

922.

An Schiller.

Ich war im Stillen herzlich erfreut gestern Abend mit Ihnen das Jahr und da wir einmal 99er sind auch das Jahrhundert zu schließen. Lassen Sie den Anfang wie das Ende seyn und das künftige wie das vergangene.

Ich bin heute bey Gores zu Tische, wo man spät wegkommt. Ich werde Sie aber auf alle Fälle in der Oper[1] aufsuchen.

---

werde, dafür bürgt dem Verfasser der Nahme und Character des Herrn v. Göthe." Ende November erhielt Goethe dann nochmals eine anonyme Zuschrift: „Da es scheint daß Herr Geheimde Rath von Goethe von dem ihm anfangs October übersandten Trauerspiel Octavia keinen Gebrauch machen will oder kann, so ersucht der Verfasser, ihm das Manuscript unter der angezeigten Adresse baldigst zurück zu senden."

Goethe gab dann „Octavia" zur Prüfung an Schiller, der ihm am 10. Dezember schrieb: „Das Stück folgt hier zurück; das Beste was zu seinem Vorteil gesagt werden kann, ist gestern gesagt worden. Je tiefer man in die Handlung hineinkommt, desto schwächer erscheint das Werk. Die Motive sind schwach, zum Teil sehr gemein und plump. Antonius ist gar zu einfältig, und es ergiebt sich aus der Vorrede, daß der Dichter diesen Einwurf voraussah, und sonderbar genug sich durch die Zeugnisse der Geschichte entschuldigt glaubte. Cleopatra ist nur widerwärtig ohne Größe, selbst Octavia begreift man nicht; das Motiv mit den Kindern kommt immer wieder, in jeder Gestalt, und muß die Armut an andern Mitteln ersetzen. Es bleibt also bei unserm gestrigen Ausspruch, der rednerische Teil ist brav, der poetische und dramatische insbesondere wollen nicht viel heißen." „Octavia" wurde im Jahre 1801 in Leipzig veröffentlicht — als Verfasser nannte sich August v. Kotzebue.

[1] „Cosa Rara", auch „Lilla" oder „Schönheit und Tugend", Musik von Martin.

Leben Sie recht wohl und bringen Ihrer lieben Frauen zum neuen Jahr auch die besten Grüße und Wünsche.

Weimar am 1. Jan. 1800. G.

923.

An F. H. Jacobi.

Ich erhielt deinen lieben Brief eben als ich mich hatte bereden lassen wieder einmal die Eisbahn zu besuchen, und konnte mich also gleich, unter freyem Himmel, bey schönem Wetter, deines Andenkens erfreuen.

Dieses dein Lebenszeichen ist mir höchst willkommen, da deiner so oft auch in unsern Cirkeln gedacht wird. Meine alte Liebe ist dir Bürge, daß es mir immer eine sehr angenehme Empfindung macht, wenn diejenigen, die sonst nicht viel gelten lassen, deiner in Ehren gedenken.

Den Brief an Fichte[1] hatte ich schon im Manuscript gesehen, im Drucke war er mir, gehaltvoll wie er ist, schon wieder neu, besonders erhält er durch die Beylagen seine völlige Rundung.

Der Anblick einer, von Hause aus, vornehmen Natur, die an sich selbst glaubt und also auch an das beste glauben muß dessen der Mensch auf seinen höchsten Stufen sich fähig halten darf, ist immer wohlthätig und wird entzückend, wenn wir Freundschaft und Liebe gegen uns in ihr, zugleich mit ihren Vorzügen, mit empfinden.

Seit der Zeit wir uns nicht unmittelbar berührt haben, habe ich manche Vortheile geistiger Bildung genossen. Sonst machte mich mein entschiedener Haß gegen Schwärmerey, Heucheley und Anmaßung auch gegen das wahre ideale Gute im Menschen, das sich in der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber, wie über

[1] Jacobis „An J. G. Fichte“; Goethe hatte ihn als „sonderbares Product“ am 27. Juli 1799 an Schiller gesandt.

manches andere belehrt uns die Zeit, und man lernt: daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung seyn kann.

Seit der Zeit ist mir jedes ideale Streben, wo ich es antreffe, werth und lieb, und du kannst denken wie mich der Gedanke an dich erfreuen muß, da deine Richtung eine der reinsten ist die ich jemals gekannt habe.

Wenn ich dir von mir sagen sollte, so müßte ich weitläufig seyn; denn die drey oder vier Jahre haben manche Veränderung in mir hervorgebracht.

Nachdem ich den vergeblichen Aufwand eines dilettantischen Strebens nach bildender Kunst eingesehen hatte, wollte ich mir zuletzt noch ein reines Anschauen des höchsten was uns davon übrig ist verschaffen. Mein Freund Meyer war deshalb schon 1795 nach Italien vorausgegangen und eben als ich mich losgelöst hatte ihm zu folgen, war die Verwirrung so groß daß ich nur bis in die Schweiz kam. Die Folge hat bewiesen daß wir wohl thaten wieder nach Hause zu kehren.

Was wir aus diesem allgemeinen und besondern Schiffbruche retten, magst du, wenn es dich interessirt, aus den Propyläen von Zeit zu Zeit ersehen.

Von poetischen Ideen und Planen liegt manches vor mir, es kommt auf gut Glück an, ob und wie bald etwas davon zur Ausführung gedeiht.

Mit einer sehr angenehmen Empfindung arbeite ich nunmehr an der Farbenlehre. Nachdem ich mich beynahe 10 Jahre mit dem Einzelnen durchgequält habe, so sehe ich die Möglichkeit dieses schöne und reiche Capital, das bisher theils vernachlässigt, theils mit vorsätzlicher Dumpfheit obscurirt worden ist, sowohl in sich selbst zu vollenden und aufzuklären, als auch mit dem Kreis der übrigen Naturerscheinungen zu verbinden. Die Arbeit ist noch immer groß die vor mir liegt, indessen kann ich hoffen sie zu vollenden.

Sie hat mir übrigens große Vortheile gebracht, indem ich dabey genöthigt war sowohl gegen Erfahrung als Theorie Face zu machen, und mich also nach beyden Seiten gleich auszubilden suchen mußte. Dabey kam mir zu statten daß ich von jeher, beym Anschauen der Gegenstände, auf dem genetischen Weg mich am besten befand, so daß es mir nicht schwer werden konnte mich zu der dynamischen Vorstellungsart, welche uns bey der Betrachtung der Natur so herrlich fördert, zu erheben.

Ich wünsche daß dich dieses Specimen, wenn es dereinst wird zu Papiere gebracht seyn, in guter Gesundheit antreffen und dir einen guten Tag machen möge.

Wenn du dich nur nicht zu weit hinten in Norden gebettet hättest,[1] wo ich wohl kaum Hoffnung habe dich zu besuchen! Es mag dir zwar ganz gut und gemüthlich daselbst seyn; doch da du einmal an den Rhein nicht wieder zurückzukehren gedachtest, so hätte ich gewünscht dich an einem Ort wie Dresden wohnhaft zu sehen, der doch mitten in der bewohnten Welt liegt, an Reizen der Natur und Kunst reich ist und von Fremden viel besucht wird. Da hätte man denn freylich hoffen können sich jährlich einmal zu sehen. Doch müssen wir auch jetzt nicht verzweifeln uns im Leben noch irgendwo zu finden. (Die Fortsetzung nächstens.)[2]

Weimar d. 2. Jan. 1800. G.

---

[1] In Eutin.

[2] Im Konzept des Briefes folgt hier noch folgende Stelle:

Schlossers Neigung zum Pflanzen und Gartenwesen hatte uns in der letzten Zeit wieder in einiges Verhältniß gesetzt. Ich war eben im Begriff ihm auf einen langen Brief zu antworten als ich seinen Tod vernahm.

Wir wollen sehen daß wir etwas länger ausdauern.

Von Geschäften habe ich gerade noch so viel als nöthig ist um nicht zu vergessen wie es in der Welt zugeht.

Professor Meyer wohnt bey mir im Hause, Hofrath Schiller ist diesen Winter auch hier. Dies sind die beyden mit denen ich am engsten verbunden bin. Sonst giebt es, wie du weißt, hier und in der Nachbarschaft noch manche schätzbare Menschen zu denen ich mehr oder weniger Verhältniß habe.

924.

An den Prinzen August von Gotha.

(3. Januar.)

Sie haben mir, bester Fürst, durch Ihren letzten Brief zum Schlusse des Jahres eine so besondere Freude gemacht, daß ich Ihnen dafür, so wie für den Anlaß den Sie mir dadurch geben Ihnen wieder einmal zu schreiben, den lebhaftesten Dank sagen muß. Nehmen Sie daher den aufrichtigen Ausdruck meiner unveränderlichen Liebe und Verehrung zum Neuen Jahre, wo nicht zum neuen Jahrhundert, freundlich auf, mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohlseyn, das mich, wenn ich gleich unter die lange Schweigenden gehöre, immer aufs innigste interessirt.

Wie ein Stein geschwinder fällt je länger er fällt, so scheint es auch mit dem Leben zu gehen, das meinige wird, so still es von außen aussieht, immer mit größerer Heftigkeit fortgerissen. Die vielen Fäden der Wissenschaften, Künste und Geschäfte, die ich in meinen frühern Zeiten angeknüpft habe, laufen nun immer enger zusammen, kreuzen und drängen sich, so daß es meiner ganzen Ordnungsgewohnheit bedarf, damit kein Gewirre entstehe.

Zu dem, vielleicht manchem sonderbar scheinenden Unternehmen, den Voltairischen Mahomet zu übersetzen, hat mich der Wunsch meines Fürsten gleichsam hingedrängt. Ich bin ihm so unendlich viel schuldig, indem ich ihm eine Existenz verdanke, ganz nach meinen Wünschen, ja über meine Wünsche, welches bey einer wunderlichen Natur wie die meinige nicht wenig sagen will, daß ich es für Pflicht hielt so gut ich konnte sein Verlangen zu erfüllen.

Das Stück[1] erhalten Sie mit dem montägigen Wagen und wer kann besser urtheilen als Sie mein Fürst ob ich mit dieser Arbeit nicht ganz unglücklich gewesen bin; da Sie die beyden Sprachen mit ihren Eigenthümlichkeiten so genau kennen.

Darf ich bitten das Exemplar nicht aus Händen zu geben und es mir gelegentlich wieder zurück zu schicken. Mögen Sie es mit einem Urtheil über das Ganze, mit Bemerkungen über das Einzelne begleiten, so werden Sie zu dem vielfachen Guten das ich Ihnen schuldig bin noch eine neue Wohlthat hinzufügen.

Den 30. Jan. zum Geburtstag unserer verehrten Herzogin, wird das Stück zum erstenmal gegeben, wo es denn freylich eine zweyte Übersetzung erleiden wird.

Leben Sie recht wohl, bester Fürst, und gedenken Sie mein mit fortdauernder Neigung. Möchte mir doch einer meiner lebhaftesten Wünsche, womit ich das neue Jahr begrüße, gewährt seyn, der nämlich, daß ich während des Laufs desselben Gotha wieder besuchen und erfahren könne daß die Gesinnungen meiner verehrten Gönner und Freunde sich nicht geändert haben.

Ich scheide mit einem tausendfältigen Lebewohl.

925.

An W. v. Humboldt.

(4. Januar.)

Ihr lieber Brief aus Madrid ist schon vor einigen Wochen angekommen und ich zaudre nicht länger Ihnen zu schreiben, wenn ich Ihnen gleich nicht eben viel bedeutendes zurück geben kann.

[1] „Mahomet“.

Was ich Ihnen schrieb, daß mir Ihre Reise nach Spanien statt einer eignen dahin gelten würde, geht wirklich schon durch Ihren letzten Brief in Erfüllung. Ich bin Ihnen gern durch Frankreich gefolgt und als ich Sie in den Pyrenäen wandern sah erinnerte ich mich, daß eine mineralogische Reise durch dieses interessante Gebirg, von einem La Peyrouse, die ich niemals angesehen hatte, unter meinen Büchern stehe. Da fand ich denn Specialkarten, mineralogische Bemerkungen, auch manches was sonst dem Reisenden auffällt. Zeichnungen von einzelnen interessanten Gebirgstheilen z. B. aus dem Thal von Cauterets, sogar den Vignemale, in einer zwar erbärmlichen, aber doch nicht ganz charakterlosen Darstellung.

So habe ich auch einige Reisebeschreibungen mit mehrerem Antheil durchblättert. Eine Karte von Spanien ist an meiner Thüre angenagelt und so begleite ich Sie in Gedanken und hoffe, daß Sie mich nach und nach immer weiter führen werden.

Sogar habe ich mich den spanischen Schriftstellern wieder genähert und neulich das Trauerspiel Numancia von Cervantes mit vielem Vergnügen gelesen.[1]

Was Sie uns schicken soll uns immer willkommen seyn, und was Ihre liebe Reisegefährtin für uns aufspart nicht weniger.

Nun einiges von unseren Zuständen:

Schiller ist hier, seine Frau wieder wohl, sie und ihre Schwester werden Ihnen wohl geschrieben haben.

Wir haben diesmal einen sehr dramatischen Winter. Kotzebue ist auch hier. Heute wird Gustav Wasa von ihm gegeben, ein historisches Schauspiel, worin 36 redende Personen vorkommen.

---

[1] Auf Anregung von A. W. Schlegel.

Den 30. Januar wird mein Mahomet gegeben, bald darauf wird wohl die Maria von Schiller[1] aufs Theater kommen, davon wir Ihnen denn die Repetitionen auf künftigen Winter versprechen können.

Der November und ein Theil des Decembers waren sehr schön und gelind, nun haben wir Kälte und Schnee, wie es der Zeit gemäß ist, ohne Unterbrechung. Sie genießen wahrscheinlich jetzt einer sehr angenehmen Witterung.

926.

An Schiller.

Sie erhalten hiermit verschiedenes. Ein Packet Siegellack umwickelt von dem Humboldtischen Brief,[2] ingleichen die Iphigenia zurück, welche wohl schwerlich, selbst durch die Künste des Herrn von Eckardtshausen,[3] wie uns solche erst kürzlich durch den Reichsanzeiger offenbart worden, zu palingenesiren seyn möchte.

Es ist sehr freundlich daß Sie die Schauspieler morgen nach der Probe bewirthen mögen. Es kann dabey manches zweckmäßige verhandelt werden, besonders da es ihrer nicht viel sind.

Wenn Sie mich heute Abend besuchen mögen, so soll es mich sehr freuen, da ich mich nicht in den besten Umständen befinde; hoffentlich bekommt Ihnen der niedrige Barometerstand desto besser.

Weimar am 20. Jan. 1800. G.

---

[1] „Maria Stuart“ wurde am 14. Juni zuerst aufgeführt.

[2] Aus Madrid.

[3] Der Alchymist Karl v. Eckardtshausen (1752—1803) hatte im Reichsanzeiger einen „avis aux amis des recherches secrètes de la nature ou découvertes interessantes pour le commencement du 19. siècle“ veröffentlicht. Düntzer weist auf Knebels Warnung an Herders Gattin hin: „Ich hoffe nicht, daß Sie den Charlatanerien des armen selbstbetrogenen Eckardtshausen einigen Gehalt beilegen.“

927.*

An C. v. Knebel.

. . . Heute Abend wird Mahomet aufgeführt. Den Proben nach zu urtheilen wird es, im ganzen genommen, recht gut gehen und einzelnes ganz vorzüglich vorgetragen werden. Da das Stück so obligat und in sich selbst zusammengearbeitet ist, so entsteht eine Wirkung sui generis, der man nicht entrinnen kann, und ich sollte denken es müßte für die Menge imposant und rührend seyn, wenn sie gleich übrigens die Regungen, welche die neusten Theaterstücke hervorbringen, vermissen wird.

Mir ist übrigens alles recht sowohl wie das Stück gefällt, als was übrigens daraus entsteht. Ich sehe es als einen Versuch an bey welchem Autor, Schauspieler und Publicum wenigstens manche gute Lehre gewinnen können.

Nochmals ein Lebe wohl, danke dem Herrn Bergrath Voigt für Briefe und Buch, ich werde ihm nächstens das weitere schreiben.

Weimar am 30. Jan. 1800. G.

928.

An Schiller.

Mögen Sie sich heute Abend wohl in dieser starken Kälte zu mir verfügen, so wünsche ich daß Sie um 6 Uhr kommen, damit wir den Macbeth hinauslesen.

Um 7 Uhr, da der Mond aufgeht, sind Sie zu einer astronomischen Partie eingeladen, den Mond und den Saturn zu betrachten, denn es finden sich heute Abend drey Teleskope in meinem Hause.

Sollten Sie aber die warme Stube vorziehen, so wird Ihnen Freund Meyer Gesellschaft leisten, der die Mondsberge so sehr wie die Schweizerberge, und die Gestirne so sehr als die Kälte mit einem herzlichen Künstlerhaß verfolgt.
W. am 11. Febr. 1800. G.

929.

An A. W. Schlegel.

Durch die Vorschläge zur Verbesserung meiner Elegieen haben Sie mir eine besondere Gefälligkeit erzeigt. Ich habe sie meistens eingeschaltet[1] und nun folgt mit meinem Dank freylich auch die zweyte Sammlung.[2] Sogar die Epigramme werden nachkommen, welche Ihrer Theilnahme vielleicht am meisten bedürfen.

Meine gegenwärtige Lage ist so unpoetisch als unkritisch und es sind mir daher bey diesem Geschäft, dem ich nicht ausweichen kann, die freundschaftlichen Winke um desto schätzbarer.

Mit Verlangen erwarte ich was Sie und Ihre Geistesverwandten uns neues zubereiten. Grüßen Sie alle.

Den guten Tieck bedaure ich sehr. Ich habe diese Zeit her manchmal an ihn gedacht und beklagt, daß ein so schönes Talent, in seiner Blüthe, solche Hindernisse freyer und fröhlicher Kraftausübung erfahren soll.

Haben Sie doch die Güte Herrn Professor Schelling zu sagen: daß der Van Cower[3] bey mir liegt. Unter den

---

[1] Goethe hatte sie am 3. März zum Druck an Unger gesandt.

[2] „Alexis und Dora", „Der neue Pausias", „Euphrosyne", „Das Wiedersehen", „Hermann und Dorothea".

[3] George Vancouver, Voyage of Discovery to the North Pacific Ocean, London 1798 (deutsch von Herbst, Berlin 1799—1800); Schelling hatte an Goethe am 6. Januar darüber geschrieben: „Ein andres Object, was fast allen Untersuchungen

Karten findet sich nichts das auf Abweichung der Magnetnadel Bezug hätte. Das Werk selbst konnte ich nicht durchlaufen und habe es bis jetzt nicht geschickt, weil es drey große Quartbände sind.

Vielleicht kann mir Herr Schelling bezeichnen welcher von diesen Bänden ihm interessant ist, sonst kann ich sie auf Verlangen alle drey senden.

Leben Sie recht wohl und erhalten mir ein geneigtes Andenken, so wie ich immer an dem was Sie leisten, so wie an dem was Ihnen begegnet einen lebhaften Antheil nehme.

Weimar am 5. März 1800.

Goethe.

930.

An Schiller.

Da ich mich einmal entschlossen habe krank zu seyn, so übt auch der Medicus, dem ich so lange zu entgehen gesucht habe, sein despotisches Recht aus. Wie sehr wünschte ich daß Sie wieder zu den Gesunden gehörten, damit ich mich bald Ihres Besuchs zu erfreuen hätte.

Ich brauche diese schlechte Zeit um die Pflanzensammlung in Ordnung zu bringen, von der ich hoffen kann daß sie Ihnen Freude machen wird. Je mehr das Einzelne verwirrt, desto angenehmer ists wenn unser Bestreben, die Gegenstände

---

im Wege liegt, und bis jetzt fast für ganz intractabel gehalten wird, ist eine wahre und eigentliche Theorie der Erde, die vielleicht eben da aufhören sollte, wo die jetzige Geschichte der Erde anfängt. Jedoch ist für diesen Gegenstand wenigstens einige Aussicht vorhanden. Der dynamische Weg scheint auch hier, durch den allgemeinen Magnetismus, zum Ziel zu führen, obgleich freilich die teutschen Physiker dafür, großentheils, wenig Sinn zu haben scheinen. Der teutsche Übersetzer von Vancouvers Reisen (woven ich das Original durch Ihre Güte zu erhalten hoffe) hat alle Nachrichten über die Abweichungen der Magnetnadel in verschiedenen Weltgegenden ausgelassen ,weil diese doch nur für Schiffer interessant wären."

in einem gewissen Zusammenhange zu sehen, einigermaßen gefördert wird.

Ich lege Ihnen den Ausfall auf das weimarische Theater mit bey. Nichtigkeit und Anmaßung kann sich wohl nicht besser bezeichnen.

Leben Sie recht wohl, und lassen mich wissen wie Sie sich befinden.

Am 23. Mrz 1800. G.

931.

An Schiller.

(11. April.)

Es wäre mir erfreulich geworden, wenn Sie hätten kommen können. Es wird wieder musicirt.

Cottas Freyheit[1] ist mir sehr angenehm. Ich habe einen Brief von ihm über Faust,[2] den Sie mir wahrscheinlich zugezogen haben. Wofür ich aber danken muß. Denn wirklich habe ich auf diese Veranlassung das Werk heute vorgenommen und durchdacht. Leben Sie recht wohl.

G.

932.

An den Herzog Carl August.

So ungern ich, besonders in Ew. Durchl. Specialkasse, votiren möchte, so wünsche ich doch diesmal, daß Sie nicht

[1] Cotta war infolge einer Pariser Reise verdächtig geworden, zur Verantwortung gezogen, aber dann freigesprochen worden.

[2] In Goethes Tagebuch ist vom 11.—24. April nun täglich die Beschäftigung mit Faust notiert.

abgeneigt sein möchten, die August Herdern bisher erzeigte Gnade, wo nicht ganz, doch zum Theil, etwa als ein Adjuto für Emilen auf bestimmte Jahre zu kontinuiren.

Ew. Durchl. haben selbst Fol. 8ᵇ beikommender kleiner Acten geäußert, daß wenn die zwei jüngeren Söhne herankämen, für dieselben wieder frisch zu sorgen sein würde. Ich habe mich in dem Aufsatze Fol. 11, davon Herders eine Abschrift erhielten, ähnlicher Ausdrücke bedient, und durch gnädige Nachzahlung der zwei Quartale haben Sie jene Hoffnung gleichsam aufs neue belebt. Herders haben ihren Dank für diese außerordentliche Gabe gegen mich geäußert.

Von unseres Herders allgemeinem Werth brauche ich nichts zu sagen, doch bemerke ich, daß es in verschiedenen eintretenden Fällen, wovon ich jetzt nur den Bauplan zwischen der Jacobs- und Kirchgasse nenne, uns sehr erwünscht sein würde, wenn das gute Verhältniß, daß ich wieder anzuknüpfen suchte,[1] durch eine solche Gnadenbezeigung befestiget und belebet würde. Ich bitte daher, wenn Sie etwas günstiges beschließen sollten, durch mich die Nachricht geben zu lassen.

Übrigens die Entscheidung gänzlich Ihrem Ermessen anheimgebend und glückliche Reise wünschend.

W. d. 12. Apr. 1800.

Goethe.

933.

An Schiller.

Nach meiner langen Einsamkeit macht mir der Gegensatz viel Vergnügen. Ich gedenke auch noch die nächste Woche hier[2] zu bleiben.

---

[1] Goethe hatte Herder mit Schiller und Wieland am 12. zu Tische gebeten.
In Leipzig, wohin Goethe am 28. April den Herzog hinbegleitet hatte.

So eine Messe ist wirklich die Welt in einer Nuß, wo man das Gewerb der Menschen, das auf lauter mechanischen Fertigkeiten ruht, recht klar anschaut. Im ganzen ist übrigens so wenig, was man Geist nennen möchte, daß alles vielmehr einem sogenannten thierischen Kunsttrieb ähnlich sieht.

Von dem, was man eigentlich Kunst nennt findet sich, man darf dreist sagen, in dem was der Moment producirt, keine Spur.

Von Gemählden, Kupfern und dergleichen findet sich manches Gute, aber aus vergangenen Zeiten.

Ein Portrait von einem Mahler,[1] der sich jetzt in Hamburg aufhält, das bey Bausen steht, ist von einem unglaublichen Effect; aber auch gleichsam der letzte Schaum, den der scheidende Geist in den Kunststoffen erregt. Eine Wolke für eine Juno.

In dem Theater wünschte ich Sie nur bey Einer Repräsentation. Der[2] Naturalism und ein loses, unüberdachtes Betragen, im Ganzen wie im Einzelnen, kann nicht weiter gehen. Von Kunst und Anstand keine Spur. Eine Wiener Dame sagte sehr treffend: die Schauspieler thäten auch nicht im geringsten als wenn Zuschauer gegenwärtig wären. Bey der Recitation und Declamation der meisten bemerkt man nicht die geringste Absicht verstanden zu werden. Des Rückenwendens, nach dem Grunde Sprechens ist kein Ende, so gehts mit der sogenannten Natur fort, bis sie bey bedeutenden Stellen gleich in die übertriebenste Manier fallen.

Dem Publikum hingegen muß ich in seiner Art Gerechtigkeit wiederfahren lassen, es ist äußerst aufmerksam, man findet keine Spur von Vorliebe für einen Schauspieler das aber auch schwer wäre. Man applaudirt öfters den Verfasser, oder vielmehr den Stoff den er behandelt, und der

---

[1] Mesnier.

[2] Von hier bis „kein Ende" wörtlich im Tagebuch vom 3. Mai.

Schauspieler erhält gewöhnlich nur beym Übertriebenen lauten Beyfall. Dieß sind, wie Sie sehen, alles Symptome eines zwar unverdorbenen, aber auch ungebildeten Publikums, wie es eine Messe zusammenkehrt.

Nun leben Sie wohl und gedencken mein. Mündlich noch gar manches.

Leipzig d. 4. May 1800. G.

934.

An Christiane Vulpius.

Ich habe dich in meinem Briefe, den ich Kämpfern mitgab, gebeten mir den August mit deinem Bruder zu schicken, ich erwarte ihn alle Tage und es würde ihm die Messe gewiß große Freude machen.

Ich will diese Woche noch hier bleiben und thue dir vielleicht den Vorschlag daß du mich zu Anfang der künftigen etwa abholst. Das heißt etwa Sonntags den 11. May. Erkundige dich vorläufig: was ein Kutscher für die Hin und Herreise und ein paar Tage in Leipzig verlangt. Denn wenn du zwey bis dritthalb Tage hier bist, so hast du alles gesehen und man könnte noch mancherley einkaufen. Nur muß ich dich inständig bitten Niemand nichts davon zu sagen, damit nicht etwa jemand auf den Einfall kommt dich zu begleiten.

Es ist hier alles sehr theuer, besonders sind gar keine Quartiere zu finden. Ich muß morgen schon zum zweitenmal ausziehen, weil die Zimmer auf gewisse Tage bestellt sind, du wirst dich, wenn du herkommst, behelfen müssen; aber für eine Person findet sich doch immer noch ein schickliches und artiges Quartier.

Schreibe mir deine Gedanken hierüber. Es sind viele Weimaraner hier und du kannst Mittwochs wahrscheinlich schon wieder durch Gelegenheit einen Brief haben.

Lebe recht wohl, grüße Meyer und Bury.[1]

Ich freue mich darauf dich hier zu sehen. Denn ohne dich und das gute Kind schmeckt mir kein Genuß.

Leipzig d. 4. May 1800. G.

935.

An Christiane Vulpius.

Das Packet durch Herrn Legationsrath Bertuch habe ich wohl erhalten so wie du meinen Brief den ich gestern durch Gelegenheit abschickte wirst empfangen haben.

Da August nicht mit deinem Bruder kommen kann, so soll es um desto mehr dabey bleiben, daß du mich abholst. Du schreibst mir nur wann du hier ankommen willst, denn der Kutscher kann das auf eine Stunde sagen.

Es wird dir und dem Kind viel Freude machen Leipzig in dieser schönen Jahrszeit zu sehen, die Spaziergänge um die Stadt sind so schön als man sie nur wünschen kann.

Das sogenannte Panorama, worinn man die ganze Stadt London, als stünde man auf einem Thurm, übersieht, ist recht merkwürdig und wird euch in Verwunderung setzen.

An der Comödie ist nicht viel, du sollst sie aber auch sehen nur um der Vergleichung willen. Sonst giebt es noch mancherley und besonders die vielerley Waaren werden euch großen Spaß machen. Und ganz ohne Kaufen wird es nicht abgehen, das sehe ich schon im voraus. Du kannst deine Fahrt auf die Naumburger Messe vielleicht dadurch ersparen.

---

[1] Maler Fritz Bury, geb. 1763.

Ich überlasse dir, ob du unsern Wagen nehmen willst, oder den Wagen des Kutschers von dem du die Pferde nimmst. Doch wäre es gut wenn die Equipage ein bischen artig aussähe, denn man fährt doch spazieren und da mag man gern ein bischen geputzt erscheinen.

Bringe nichts als weiße Kleider mit, man sieht fast nichts anders. Ein Hütchen kannst du gleich hier kaufen.

Nimm einen mittlern Coffer, damit meine Sachen auch hineingehen.

Übrigens thue noch sonst was du glaubst das gut und nützlich ist.

Vielleicht wäre es am artigsten, wenn du Sonnabends hierher kämest, weil ein Meßsonntag gar lustig ist und alles spazieren reitet und fährt und geputzt ist. Wir machten alsdenn in ein Paar Tagen unsere kleinen Geschäfte, führen Dienstag Nachmittag weg und wären Mittwochs in Weimar. Genug du richtest dich mit der Hin- und Herreise auf 6 Tage ein, das übrige wird sich finden.

Du schreibst mir hierüber mit der Post, die Donnerstags von Weimar abgeht.

Du fährst auf alle Fälle am Hotel de Baviere an und wie du unterkommst will ich indeß schon Sorge tragen.

Lebe recht wohl, grüße Herrn Prof. Meyer und Büry recht schön. Es freut mich wenn dem letzten das grüne Tuch gefallen hat. Küsse das gute Kind und sage ihm nicht eher daß er nach Leipzig soll als bis es fortgeht.

Leipzig am 5. May 1800. G.

Ich gebe diesen Brief dem Landkommissair Schäfer mit welcher ihn dir durch einen Boten schicken wird.

936.

An Friedrich Wilmans.[1]

Sie haben mich, mein werthester Herr Wilmans, durch Übersendung eines Kistchens guter Weinsorten, auf eine verbindende Weise eingeladen zu Ihrem dießjährigen Taschenbuche einigen Beytrag zu übersenden.

Unter dem wenigen, was ich zu einem solchen Zwecke mittheilen könnte, habe ich den Anfang einer Fortsetzung der Zauberflöte gewählt. Die Personen dieser märchenhaften Oper sind jedermann bekannt und ich sollte glauben, daß sich das Publikum auch für die ferneren Schicksale seiner bisherigen Lieblinge interessiren dürfte. Ich gebe die Exposition des neuen Stückes, soweit als es etwa nöthig ist um Aufmerksamkeit und Neugierde zu erregen.

Übrigens sey Ihnen überlassen diesen Beytrag nach dem Werthe zu honoriren, den er für Ihr Institut haben kann. Wobey ich überzeugt bin daß unser beyderseitiges Interesse auch künftig zusammen werde bestehen können.

Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Weimar am 30. May 1800.

937.

An A. W. Schlegel.

Über Ihre Sache[2] mag ich nachdenken wie ich will, so kann ich Ihnen nicht rathen sie an die Höfe[3] zu bringen. Die Ursachen das nächste mal wenn ich Sie spreche.

---

[1] Buchhändler in Bremen.

[2] Den Zwist der Gebrüder Schlegel mit den Herausgebern der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung" in Jena.

[3] Die vier thüringischen Höfe.

Da Sie aber freylich zu der Ihnen zugefertigten Resolution nicht ganz stille schweigen können, so schlage ich vor beyliegendes Schreiben[1] an den Senat abzulassen. Sie werden die Absicht desselben leicht erkennen; doch muß ich Sie dabey ersuchen ja darinnen nichts abzuändern, obgleich der Styl nicht der beste ist. Wollten Sie es ja thun so wünschte ich vorher das veränderte Concept zu sehen.

Von Ihrem Gedichte,[2] das Schiller auch mit Vergnügen gelesen hat, bey Übersendung desselben nächstens.

Weimar am 10. Juni 1800. G.

938.

An Schiller.

(12. Juni.)

Der kühne Gedanke eine Communion aufs Theater zu bringen,[3] ist schon ruchtbar geworden und ich werde veranlaßt[4] Sie zu ersuchen die Function zu umgehen. Ich

---

[1] Es lautet:

P. P.

Es haben Ew. .. mir auf die gegen die Redactoren der allgemeinen Litteraturzeitung Herrn Hofr. Schütz und Herrn Justizrath Hufeland eingereichte Klage die Resolution ertheilt: daß ich mich mit meiner Beschwerde unmittelbar an Serenissimos nutritores zu wenden habe.

Ob nun hierdurch die obliegende Pflicht erfüllt worden? und ob ich nicht vielmehr erwarten dürfen daß die Anzeige bey den höchsten Höfen von einem venerirlichen Senate selbst bewircket werden mögen? enthalte ich mich zu entscheiden und beruhige mich bey dem von mir gethanen Schritt, um so mehr als zu hoffen steht daß Serenissimi nutritores bey erlangter Kenntniß von einer Ihren Intentionen so sehr entgegenlaufenden Handlung, ex officio zu verfügen gnädigst bewogen werden könnten.

[2] „Tristan."

[3] In der „Maria Stuart".

[4] Durch den Herzog, der — vermutlich durch Herder beraten — an Goethe am 12. Juni geschrieben hatte:

„Es ist mir gestern Abend erzählt worden, daß in der Maria Stuart eine förmliche Kommunion oder Abendmahl auf dem Theater passieren werden. Vermuthlich soll sie katholisch sein und sich vielleicht mit der in den Jesuiten entschuldigen.

darf jetzt bekennen daß es mir selbst dabei nicht wohl zu Muthe war; nun da man schon im voraus dagegen protestirt, ist es in doppelter Betrachtung nicht räthlich. Mögen Sie mir vielleicht den fünften Act mittheilen? und mich diesen Morgen nach zehn Uhr besuchen? damit wir die Sache besprechen könnten. Vielleicht gingen Sie auch einmal das Schloß zu sehen? wozu es heut ein schöner Tag ist.

G.

939.

An die Landschafts-Deputation des Fürstenthums Weimar.

Hochwürdige Hoch- Hochwohl und Wohlgeborne,
auch Hochedelgeborne und Hochedle,
Höchst- und Hochzuverehrende auch Hochgeehrteste Herren,

Nachdem ich, Endesunterzeichneter, das freye Lehngut zu Oberroßla, welches, durch Serenissimi besondere Gnade, neuerlich in ein rechtes Erblehn verwandelt worden, sub hasta erstanden und damit, wie der in Copia beyliegende Lehnschein ausweist, beliehen worden, so habe solches Ew. Hochwürd. Hoch- und Hochwohl- auch Wohl- und Hochedelgeb. hiermit schuldigst anzeigen, mir zu der Ehre, ein Glied

---

Indessen ist doch auf unserer Bühne bei der Vorstellung der Jesuiten die Sache so anständig gemacht worden, daß, bis auf ein Kruzifix, das wohl auch hätte wegbleiben können, nichts sehr Anstößiges vorkam. Siehe doch zu, daß dieses auch bei Maria Stuart der Fall sei; ich erinnere Dich daran, weil ich der prudentia mimica externa Schilleri (Schillers äußerer theatralischen Klugheit) nicht recht traue. So ein braver Mann er sonsten ist, so ist doch leider die göttliche Unverschämtheit oder die unverschämte Göttlichkeit, nach Schlegelscher Terminologie dergestalt zum Tone geworden, daß man sich mancherlei poetische Auswüchse erwarten kann, wenn es bei neueren Dichtungen darauf ankommt, einen Effekt, wenigstens einen sogenannten hervorzubringen, und der Gedanke, oder der poetische Schwung nicht zureichen wollte, um durch Worte und Gedanken das Herz des Zuhörers zu rühren." — „Die Jesuiten" ein von Vulpius bearbeitetes Trauerspiel von Hagemeister.

des ansehnlichen und verehrungswürdigen Corporis hiesiger Landstände geworden zu seyn, Glück wünschen, die weitern, in diesem Falle, sich nöthig machende Verfügungen gehorsamst überlassen und mich mit vollkommener Verehrung und Hochachtung unterzeichnen sollen.

Weimar den 4. Juli 1800.

940.

An Schiller.

In Betrachtung der Kürze und Vergänglichkeit des menschlichen Lebens (ich fange meinen Brief wie ein Testament an) und in Ermangelung des Gefühls eigner Production, habe ich mich, gleich Dienstag Abends, als ich ankam, in die Büttnerische Bibliothek verfügt, einen Voltaire heraufgeholt und den Tancred zu übersetzen angefangen. Jeden Morgen wird etwas daran gearbeitet und der übrige Tag verschlendert.

Diese Übersetzung wird uns wieder in manchem Sinne fördern. Das Stück hat sehr viel theatralisches Verdienst und wird in seiner Art gute Wirkung thun. Ich will etwa noch 8 Tage hier bleiben und, wenn mich der Genius nicht auf etwas anders führt, so werde ich gewiß mit zwey Drittheilen fertig. Übrigens habe ich noch viele Menschen gesehen und mich einigemale ganz wohl unterhalten.

Schreiben Sie mir auch was Ihrer Thätigkeit gelungen ist und wann Sie nach Lauchstädt zu gehen gedenken?

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und gedenken Sie mein.

Jena am 25. Juli 1800. G.

941.

An Schiller.

Meine Arbeit geht ihren Gang fort, meine Übersetzung schreibe ich des Morgens so viel ich kann, mit Bleistift, und dictire sie dann in ruhigen Augenblicken, wodurch das erste Manuscript schon ziemlich rein erscheinen wird. Zu Ende dieser Woche bin ich mit den drey letzten Acten fertig und will die zwey ersten auf einen frischen Angriff versparen. Ich sage nichts vom Ganzen, das uns zu unsern Zwecken auf alle Weise behülflich seyn wird. Es ist eigentlich ein Schauspiel; denn alles wird darin zur Schau aufgestellt und diesen Charakter des Stücks kann ich noch mehr durchsetzen, da ich weniger genirt bin als der Franzose. Der theatralische Effect kann nicht außen bleiben, weil alles darauf berechnet ist und berechnet werden kann. Als öffentliche Begebenheit und Handlung fordert das Stück nothwendig Chöre, für die will ich auch sorgen und hoffe es dadurch so weit zu treiben als es seine Natur und die erste Gallische Anlage erlaubt. Es wird uns zu guten neuen Erfahrungen helfen.

Zu dieser Arbeit brauch ich ohngefähr vier Stunden und zur Übersicht dient folgendes Schema, wie mannigfaltig und mitunter lustig die übrige Zeit benutzt worden:

Kurze Übersicht derer Gaben, welche mir in dieser Stapelstadt des Wissens und der Wissenschaft, zur Unterhaltung sowohl, als zur geistigen und leiblichen Nahrung mitgetheilt worden.

Loder[1] gab

fürtreffliche Krebse, von denen ich Ihnen einen Teller zugewünscht habe,

---

[1] Prof. Justus Christian Loder.

köstliche Weine,
einen zu amputirenden Fuß,
einen Nasenpolypen,
einige anatomische und chirurgische Aufsätze,
verschiedne Anekdoten,
ein Mikroskop und Zeitungen.

Frommann[1]
Griesens Tasso,
Tiecks Journal erstes Stück.[2]

Fr. Schlegel
Ein eignes Gedicht,
Aushängebogen des Athenäum.

Lenz
Neue Mineralien, besonders sehr schön krystallisirte Chalcedone.

Mineralogische Gesellschaft
Einige Aufsätze hohen und tiefen Standpuncts,
Gelegenheit zu allerley Betrachtungen.

Ilgen[3]
Die Geschichte Tobi's,
Verschiedne heitre Philologica.

Der botanische Gärtner
Viele Pflanzen nach Ordnungen, wie sie hier im Garten stehen und zusammen blühen.

Cotta
Philiberts Botanik.

Der Zufall
Gustav Wasa von Brentano.[4]

---

1 Buchhändler C. Fr. Ernst Frommann (1765—1837), seit 1798 in Jena.

2 „Poetisches Journal"; erster (einziger) Jahrgang 1800.

3 Prof. Carl David Ilgen (1763—1834), seit 1794 in Jena, hatte 1800 „Die Geschichte Tobis nach drei verschiedenen Originalen übersetzt" herausgegeben.

4 Clemens Brentanos parodistische Satire auf Kotzebues „Gustav Wasa" 1800.

Die Litteraturhändel
Lust, Steffens kleine Schrift[1] über Mineralogie zu lesen.
Graf Veltheim[2]
Seine zusammengedruckten Schriften, geistreich und lustig; aber leider leichtsinnig, dilettantisch, mitunter hasenfüßig und phantastisch.
Einige Geschäfte
Gelegenheit mich zu vergnügen und zu ärgern.

Zuletzt sollte ich Ihres Memnons nicht vergessen, der denn auch wie billig zu den merkwürdigen Erscheinungen und Zeichen der Zeit gerechnet werden muß.

Wenn Sie nun alle diese Gespenster durch einander spuken lassen, so können Sie denken daß ich weder auf meinem Zimmer, noch auf meinen einsamen Promenaden allein bin. Für die nächsten Tage ist mir noch die wunderlichste Mannigfaltigkeit angekündigt, wovon mit nächstem Botentag das mehrere. Zugleich werde ich auch den Tag meiner Rückkunft bestimmen können. Leben Sie recht wohl und thätig, wenn Ihnen diese Barometerhöhe so gut als mir bekommt.

Jena am 29. Jul. 1800. G.

942.

An Schiller.

Tancreden habe ich gestern frühe schon bey Seite gelegt. Übersetzt, und hie und da ein wenig mehr, habe ich den Schluß

---

[1] „Ueber die Mineralogie und das mineralogische Studium" von Heinrich Steffens (1797).

[2] Graf Aug. Ferd. v. Veltheim hatte zwei Bände „Sammlung einiger Aufsätze historischen 2c. Inhalts" (Helmstädt 1800) veröffentlicht.

vom zweyten Act, den dritten und vierten Act, ohne den Schluß von beyden. Dadurch habe ich mich wie ich glaube der edleren Eingeweide des Stücks versichert, denen ich nun noch einiges Belebende andichten muß, um dem Anfang und Ende etwas mehr Fülle als im Original zu geben. Die Chöre werden recht gut passen; allein dem allem ohngeachtet werde ich mich sehr nüchtern zu verhalten haben, um nicht das Ganze zu zerstören. Es kann mich indessen auf dem Wege, auf dem wir sind, niemals reuen dieses Unternehmen fortzuführen und durchzusetzen.

Gestern habe ich einiges Geschäftsähnliche besorgt und heute einen kleinen Knoten in Faust gelöst. Könnte ich von jetzt an noch 14 Tage hier bleiben, so sollte es damit ein ander Aussehen gewinnen; allein ich bilde mir leider ein in Weimar nöthig zu seyn und opfere dieser Einbildung meinen lebhaftesten Wunsch auf.

Auch sonst sind diese Tage von mancherley Gutem von Außen nicht unfruchtbar gewesen. Wir haben lange auf eine Braut in Trauer gesonnen. Tieck[1] in seinem poetischen Journal erinnert mich an ein altes Marionettenstück, das ich auch in meiner Jugend gesehen habe: die Höllenbraut genannt. Es ist ein Gegenstück zu Faust, oder vielmehr Don Juan. Ein äußerst eitles, liebloses Mädchen, das seine treuen Liebhaber zu Grunde richtet, sich aber einem wunderlichen unbekannten Bräutigam verschreibt, der sie denn zuletzt wie billig als Teufel abholt. Sollte hier nicht die Idee zur Braut in Trauer zu finden seyn, wenigstens in der Gegend.

Von Baadern habe ich eine Schrift gelesen über das pythagoräische Quadrat in der Natur, oder die vier Weltgegenden. Sey es nun daß ich seit einigen Jahren mit diesen Vorstellungsarten mich mehr befreundet habe, oder daß er

---

[1] In den „Briefen über W. Shakespeare" (Poet. Journal I 59 ff.).

seine Intentionen uns näher zu bringen weiß, das Werklein hat mir wohl behaget und hat mir zu einer Einleitung in seine frühere Schrift gedient, in der ich freylich, auch noch jetzt, mit meinen Organen nicht alles zu packen weiß.

Ein Studirender,[1] der sich auf die Anatomie der Insecten legt, hat mir einige sehr hübsch zergliedert und demonstrirt, wodurch ich denn auch in diesem Fache theils in der Kenntniß, theils in der Behandlung vorwärts gegangen bin.

Wenn man so einen jungen Mann nur ein Vierteljahr zweckmäßig beschäftigen könnte; so würde sich recht viel Erfreuliches neben einander stellen lassen. Indessen, wenn ich wieder herüber kommen kann, ehe die Verpuppungszeit gewisser Raupenarten eintritt, so will ich doch seine Thätigkeit und Geschicklichkeit zu benutzen suchen. Man könnte zwar leicht diese Dinge selbst machen, wenn es einen nur nicht sogleich mit Gewalt in ein abgelegnes Feld hinüber führte.

Montag werde ich wieder bey Ihnen seyn, wo ich manches sowohl schwarz auf weiß mitbringe, als zu erzählen habe. Leben Sie indessen recht wohl und fleißig und gedenken mein.

Jena am 1. August 1800. G.

943.*

An Schiller.

Nach verschiedenen Abentheuern bin ich erst heute früh wieder zu der jenaischen Ruhe[2] gelangt und habe gleich etwas versucht, aber nichts gethan. Glücklicherweise konnte ich diese

---

[1] Namens Posselt, wie aus dem Tagebuch vom 31. Juli ersichtlich wird.

[2] Goethe hatte sich am 3. September nach Jena begeben, war aber bereits am 6. nach Weimar zurückgekehrt; am 10. war er dann zu längerem Aufenthalt wieder nach Jena gefahren; das Tagebuch über die Jenenser Zeit verzeichnet vom 12. September ab wiederholt die Beschäftigung mit der Helena-Dichtung im „Faust“.

acht Tage die Situationen fest halten von denen Sie wissen, und meine Helena ist wirklich aufgetreten. Nun zieht mich aber das Schöne in der Lage meiner Heldin so sehr an, daß es mich betrübt wenn ich es zunächst in eine Fratze verwandeln soll. Wirklich fühle ich nicht geringe Lust eine ernsthafte Tragödie auf das Angefangene zu gründen; allein ich werde mich hüten die Obliegenheiten zu vermehren, deren kümmerliche Erfüllung ohnehin schon die Freude des Lebens wegzehrt . . .

Jena am 12. Sept. 1800. G.

944.*

An W. v. Humboldt.

Vorstehendes[1] war schon vor sechs Wochen geschrieben und blieb in Jena liegen, als ich unvermuthet von dort abgerufen wurde. Ich gedachte Ihnen noch manches von unsern litterarischen und philosophischen Händeln zu schreiben; will mich aber kurz fassen damit Sie nur ein Lebenszeichen von mir sehen.

. . . Ich kann Ihnen nicht aussprechen wie sehr ich mich freue die übrigen Theile Ihrer Reisebeschreibung zu sehen. Wenn ein Freund, mit dem wir in den Hauptpuncten der Denkweise einstimmen, uns von der Welt und ihren Theilen erzählt; so ist es ganz nahe als wenn wir sie selbst sähen. Ich suchte gestern den Montserrat in einer spanischen Reise auf und es war eben so gut wie gar nichts. Fast glaube ich der Reisebeschreiber ist nicht oben gewesen.

Haben Sie recht viel Dank für die übersendete Skizze des Sextus, mit der erläuternden Beschreibung. Auch hier sieht man die wunderbare sentimentale Wendung, welche die französische Kunst, dem Geist des Jahrhunderts gemäß, immer mehr und mehr zu nehmen auf dem Wege ist. Es

[1] Nicht überliefert.

scheint eben durch die Künstler aller Nationen durchzugehen dasjenige ausdrücken zu wollen, was man nicht ausdrucken kann noch soll.

Gleichen Dank für alle Bemühungen, die Sie angewendet haben, mir zu Abgüssen einiger griechischen Kunstwerke zu verhelfen, wir wollen denn unsere Begierde darnach mäßigen und zähmen.

Suchen Sie doch übrigens ja einen Correspondenten in Paris zu erhalten, damit man zeitig erführe was in Kunst und Wissenschaft dort vorginge. Es wird zwar alles dieß in Deutschland novellistisch und journalistisch herumgeschleift, aber auf so eine fatale und unzulängliche Weise, daß man auf diesem unreinen Weg nichts davon erfahren mag. Ich habe auf der Leipziger Messe Philiberts Botanik und ein neues physikalisches Lexikon angeschafft, die mir manches zu denken geben, worüber ich aber von Ihnen die näheren Aufschlüsse hoffen kann.

Ich lege, damit Sie doch auch das Neuste aus Deutschland erfahren, eine Ankündigung bey, die, wie Sie wohl gleich sehen werden, von Fichten geschrieben ist. Die Gebrüder Schlegel haben von der andern Seite ein ähnliches Institut, in Cottas Verlag, übernommen und beyde gehen darauf aus, der Litteraturzeitung zu schaffen zu machen. Diese hat nun Griesbach an der Spitze der Direction, Hufeland ist in der Zeit der großen Händel, welche Wilhelm Schlegel und Schelling erregt hatten, abgegangen.

Schiller ist poetisch thätig, ich bin es nicht so sehr als ich wünschte. Die zur Production so nöthige Muße fehlt immer mehr je älter man wird. Grüßen Sie Ihre liebe Reisegefährtin. Möge doch eine gute Gesundheit Ihr Geleitsmann bleiben! haben Sie ja die Güte uns den Zeitpunct Ihrer Ankunft näher zu bestimmen.

Jena am 15. Sept. 1800.

945.*

An Schiller.

Der Trost, den Sie mir in Ihrem Briefe geben,[1] daß durch die Verbindung des reinen und abentheuerlichen ein nicht ganz verwerfliches poetisches Ungeheuer[2] entstehen könne, hat sich durch die Erfahrung schon an mir bestätigt, indem aus dieser Amalgamation seltsame Erscheinungen, an denen ich selbst einiges Gefallen habe, hervortreten. Mich verlangt zu erfahren wie es in vierzehn Tagen aussehen wird. Leider haben diese Erscheinungen eine so große Breite als Tiefe, und sie würden mich eigentlich glücklich machen, wenn ich ein ruhiges halbes Jahr vor mir sehen könnte.

Mit Niethammern gehen die philosophischen Colloquia fort und ich zweifle nicht daß ich auf diesem Wege zu einer Einsicht in die Philosophie dieser letzten Tage gelangen werde. Da man die Betrachtungen über Natur und Kunst doch einmal nicht los wird, so ist es höchst nöthig sich mit dieser herrschenden und gewaltsamen Vorstellungsart bekannt zu machen . . .

---

[1] Schiller hatte ihm geschrieben: „Ich wünsche Ihnen Glück zu dem Schritte, den Sie in Ihrem Faust gethan. Lassen Sie Sich aber ja nicht durch den Gedanken stören, wenn die schönen Gestalten und Situationen kommen, daß es Schade sey, sie zu verbarbarieren. Der Fall könnte Ihnen im 2ten Theil des Faust noch öfters vorkommen, und es möchte einmal für allemal gut seyn Ihr poetisches Gewissen darüber zum Schweigen zu bringen. Das Barbarische der Behandlung, das Ihnen durch den Geist des ganzen auferlegt wird, kann den höheren Gehalt nicht zerstören und das Schöne nicht aufheben, nur es anders specificiren und für ein anderes Seelenvermögen zubereiten. Eben das Höhere und Vornehmere in den Motiven wird dem Werk einen eigenen Reiz geben und Helena ist in diesem Stück ein Symbol für alle die Schönen Gestalten, die sich hinein verirren werden. Es ist ein sehr bedeutender Vortheil, von dem Reinen mit Bewußtseyn ins Unreinere zu gehen, anstatt von dem Unreinen einen Aufschwung zum Reinen zu suchen wie bei uns übrigen Barbaren der Fall ist. Sie müssen also in Ihrem Faust überal Ihr Faustrecht behaupten."

[2] Helena.

Der Woltmannische Brief[1] kommt hier zurück. Es muß in Berlin wunderlich aussehen wenn man auch nur solche Einfälle haben kann. Indessen ist es ja nicht sowohl darum zu thun etwas zu wirken als etwas in Bewegung zu setzen. Ich rede von dem Einfall uns dorthin zu ziehen. Der Ton der Ankündigung ist völlig Fichtisch. Ich fürchte nur die Herren Idealisten und Dynamiker werden ehester Tages als Dogmatiker und Pedanten erscheinen und sich gelegentlich einander in die Haare gerathen. Wenn Sie herüber kommen, sollen Sie allerhand hören und sehen, zu einer Communication in die Ferne habe ich gar keinen Muth.

Leben Sie recht wohl.

Jena am 16. Sept. 1800. G.

946.

An Schelling.

Das zweite Stück Ihrer Zeitschrift[2] habe ich erhalten und darin viel belehrendes, belebendes und erfreuliches gefunden; hätten Sie mit dem allerliebsten poetischen Fragment das Heft geschlossen, so würden Sie uns mit einem ganz reinen Genuß entlassen haben.

Die allgemeinen Betrachtungen Seite 22 u. f. sind mir recht aus und zu meiner Überzeugung geschrieben, und ich kann hoffen, daß ich, auch im besondern, Sie nach und nach völlig verstehen werde.

Seitdem ich mich von der hergebrachten Art der Naturforschung losreißen und, wie eine Monade, auf mich selbst zurückgewiesen, in den geistigen Regionen der Wissenschaft

[1] Woltmann, seit 1799 in Berlin, hatte Schiller mitgeteilt, er plane, Goethe als Ersatz für den Minister v. Heinitz nach Berlin zu bringen.

[2] „Zeitschrift für spekulative Physik“.

umherschweben mußte, habe ich selten hier- oder dorthin einen Zug verspürt; zu Ihrer Lehre ist er entschieden. Ich wünsche eine völlige Vereinigung, die ich durch das Studium Ihrer Schriften, noch lieber durch Ihren persönlichen Umgang, so wie durch Ausbildung meiner Eigenheiten ins allgemeine, früher oder später, zu bewirken hoffe und die um desto reiner werden muß, je langsamer ich zu verfahren, je getreuer ich meiner eigenen Denkart dabei zu bleiben genöthigt bin.

Die Einsicht in das System des transscendentalen Idealismus hat Herr Doctor Niethammer die Gefälligkeit mir zu erleichtern, und so werde ich mir die Deduction des dynamischen Processes immer mehr aneignen können. Alsdann erst wird es Zeit sein, im Einzelnen meine Beistimmung oder meine Einwendungen vorzulegen. Fahren Sie fort wohl zu leben und thätig zu sein, und wenn Sie nicht so bald wieder zu uns zurückkehren sollten, so lassen Sie mich von Zeit zu Zeit von Sich und dem, was Sie zunächst umgiebt, etwas hören.

Grüßen Sie Herrn Schlegel und wenn das kleine Bild von Meister Hans[1] um ein leidliches zu acquiriren ist, so wird es mir ein Vergnügen machen es zu besitzen.

Jena, den 27. Sept. 1800.

Goethe.

947.

An Kirms.

Wenn es ohne unsern großen Schaden hätte geschehen können, so hätte ich der guten Jagemann einen längern

---

[1] Schelling hatte ihm von einem „aus Holz geschnittenen, sehr feinen Bilde von Hans Sachs" mit der Unterschrift „Magister Hans" geschrieben.

Aufenthalt in Wien gegönnt; indessen bin ich auch recht wohl zufrieden, wenn sie bald wieder kommt.[1]

Ew. Wohlgeboren überlasse ich gänzlich die Bestimmung der Stücke, es hängt ja ohnehin viel vom Zufall ab.

Ich will hier nur noch einiges wegarbeiten, woran ich in Weimar nicht komme, dann bin ich wieder bei Ihnen, um in den herkömmlichen Geschäften zu assistiren.

Wenn Kaiser Paul Herrn v. Kotzebue recht gut und ehrenvoll behandelt und bei sich behält, so soll er für beides unsern Dank haben![2]

Wegen eines Stücks zum Geburtstag[3] der Herzogin Mutter weiß ich keinen Rath, als daß Sie etwa das neue ungespielte Kotzebuesche Stück so lange zurück halten; finden Sie was besseres, so bin ich's auch zufrieden.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Jena am 28. Sept. 1800. G.

948.

An Schiller.

Wohin sich die arme Poesie zuletzt noch flüchten soll weiß ich nicht, hier ist sie abermals in Gefahr von Philosophen, Naturforschern und Consorten sehr in die Enge getrieben zu werden. Zwar kann ich nicht läugnen daß ich die Herren

---

[1] Die Weimarer Saison begann am 1. Oktober.

[2] Kirms hatte an Goethe geschrieben: „Ew. Hochwohlgeb. werden mir eine Ängstlichkeit öfters angesehen haben, die ich wegen Herrn von Kotzebue haben mußte, seine Unvorsichtigkeit möchte Spannungen hervorbringen. Wir sind nun seiner los. Paul läßt ihn nicht weg. Er hat ihm die Intendanz über das Theater in Petersburg gegeben, ohngeachtet seiner Vorstellungen, und ihn zum Hofrath ernannt. So ist es gut! Wir bekommen von Zeit zu Zeit seine Manuscripte und — haben mit ihm in der Nähe weiter nichts zu thun. Seine Besitzung in Jena will er behalten, ich denke aber er wird wohl in Sibirien kurz oder lang enden. Vielleicht wird er durch diese Erfahrungen geläutert."

[3] 24. Oktober; gegeben wurde „König Lear".

selbst einlade und auffordere, und der bösen Gewohnheit des Theoretisirens aus freyem Willen nachhänge, und also kann ich niemand anklagen als mich selbst. Indessen werden recht gute Dinge auf recht gute Weise in Anregung gebracht, so daß ich meine Zeit vergnügt genug hinbringe.

Loder hofft Sie Donnerstags zu sehen, Geheime Rath Voigt hatte, wie man sagt, auch nicht übel Lust, vielleicht machten Sie zusammen eine Partie und brächten Meyern mit. Sagen Sie mir aber doch hierüber etwas näheres mit den Boten, damit wir indessen unsere Einrichtung machen können.

Wenn Sie zu uns kommen so werden Sie viel Enthusiasmus für das Festum Saeculare[1] finden, man hat wirklich einige gute Gedanken gehabt die vielleicht ausführbar sind.

Zur Helena haben sich einige gute Motive gefunden, und wenn ich ein Duzend Briefe die ich schuldig war, bey meinem hiesigen Aufenthalt los werde, so ist auch von der Seite was gewonnen.

Ich wünsche gleiches zu allen Ihren Unternehmungen.

Jena am 18. Nov. 1800. G.

949.

An Paul Jeremias Bitaubé.[2]

Wenn es rühmlich für einen Schriftsteller ist von fremden Nationen gekannt zu seyn, so ist es, dünkt mich, noch ehren=

[1] In „Schillers Leben" erzählt Karoline v. Wolzogen: „Schiller hatte die Idee zur Säkularfeier hingeworfen, daß man durch eine Reihe von Festen Weimar auf vierzehn Tage bei dieser Gelegenheit zu einer großen Stadt machen sollte. Seckendorf entwarf einen förmlichen Plan, aber es fehlte an Lust wie an Mitteln ihn auszuführen. Auch schien Schillern bei näherem Nachdenken selbst, daß eine stille ernste Feier, oder die Gründung einer großen öffentlichen Anstalt, der Empfindung in solch einem Zeitabschnitte angemessener sei, als laute Feste."

[2] Uebersetzer von „Hermann und Dorothea".

voller, von Männern geschätzt zu werden, welche die Muster kennen nach denen er sich zu bilden gesucht hat.

Sie haben, würdiger Mann, mein Gedicht der Übersetzung nicht unwerth geachtet, nachdem Sie, in früherer Zeit, Ihr Gefühl für unsere Lehrer, die Griechen, und für den Reiz patriarchalischer Sitten, durch Übersetzung und eigene Arbeit an den Tag gelegt hatten.

Sie lassen, durch diesen Antheil an meinem Gedicht, dem Bestreben Gerechtigkeit wiederfahren, das in mir immer lebendig war, mich von den Formen der Alten so viel als möglich zu durchdringen.

Ich wünsche Ihrer Arbeit in Frankreich um so mehr Beyfall, als schon der Inhalt für den Leser nicht ohne Nutzen bleiben kann. In jedem Staat, besonders aber in einer Republik, ist es höchst wichtig daß der Mittelstand geachtet werde und sich selbst achte; welches bey Ihren Landsleuten nicht immer der Fall zu seyn scheint.

Wäre ich jünger, so würde ich den Plan machen Sie zu besuchen, die Sitten und Localitäten Frankreichs, die Eigenheiten seiner Bewohner, so wie die sittlichen und geistigen Bedürfnisse derselben nach einer so großen Crise näher kennen zu lernen. Vielleicht gelänge es mir alsdann ein Gedicht zu schreiben, das, als Nebenstück zu Herrmann und Dorothea, von Ihrer Hand übersetzt, nicht ohne Wirkung bleiben sollte; die, wenn sie auch nur beschränkt wäre, doch dem Übersetzer wie dem Verfasser genug thun könnte.

Doch ein solches Unternehmen erfordert Kräfte, die ich mir nicht mehr zutraue. Ich werde wohl auf die Hoffnung Paris und Sie zu sehen Verzicht thun müssen; dagegen ich mich, mit wiederholtem Dank, Ihrem geneigten Andenken empfehle.

Weimar am 19. Nov. 1800.

950.

An Schiller.

Beyliegendes anmuthige Heft[1] wird wohl bey Ihnen schon in Cours seyn, wo nicht, so halten Sie es noch einige Tage zurück, es ist nicht zu leugnen daß es brillante Partien hat.

Ich habe wenigstens noch drey Tage zu thun um mit meinen Rittern[2] fertig zu werden. Der tragische Jammer hat mir in diesen kurzen Tagen wirklich zugesetzt, ich wäre längst fertig und wieder bey Ihnen, wenn ich mich gegen Iffland nicht engagirt hätte. Denn immer gleich alles genau zu corrigiren, abschreiben zu lassen und wieder durchzusehen, das hält mich auf. Sie wissen ja wie ein solches Geschäft aussieht. Dagegen ist es wieder gut wenn man einmal drin stickt, daß die Arbeit fertig wird, und wir brauchen sie doch auch zu Anfang des Jahrs. Eigentlich hatte ich doch zu lange gezaudert, und für Einen Anlauf, nach meiner Art, war die noch übrige Arbeit zu groß. Man glaubt nicht was für Fäden in so einem Dinge stecken, bis man sich selbst daran macht sie wieder aufzudröseln.

Das wäre nun die Confession über die vergangenen acht Tage. Ich wünsche, daß Sie mir auch manches und von besserer Art zu erzählen haben mögen.

Mein einsames Leben habe ich fortgesetzt, bin nur einmal an dem schönsten Tage spazieren gegangen, Friedrich Schlegel, Haarbauer[3] und Niethammer haben mich besucht.

---

[1] A. W. Schlegels Satire „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten v. Kotzebue bey seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland. mit Musik; gedruckt zu Anfange des neuen Jahrhunderts“.

[2] „Tancred“.

[3] Ein junger Mediziner.

Schelling werde ich auf den Freytag mitbringen, um bey unserer Säcular-Empirie einen tüchtigen Hinterhalt zu haben.

Übrigens habe ich sehr viel gelesen um die langen Abende einigermaßen zu nutzen. Leben Sie recht wohl, mich verlangt bald wieder die Abende mit Ihnen zuzubringen.

Jena am 22. Decembr. 1800. G.

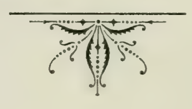
951.

An Schiller.

Sie erhalten den Tancred, noch feucht vom Buchbinder, haben Sie die Güte ihn mit Aufmerksamkeit durchzulesen und sich ihn gleich auf unserm Theater zu denken.

Mögen Sie heute Abend ein gewöhnlich frugales Gastmahl, in der philosophisch-artistischen Gesellschaft, einnehmen, so sollen Sie uns herzlich willkommen seyn. Wir können alsdann über das Stück weiter sprechen, dessen Rollen inzwischen abgeschrieben werden.

Weimar am 30. Dec. 1800. G.



Register.

1. Nummern der Briefe an:

2. Nummern der Briefe aus:

3. Goethes Schriften.

(Die Ziffern bezeichnen die Seiten.)

4. Personen- und Sachregister.

5. Litteratur.

Goethes Briefe und Tagebücher. Sophien-Ausgabe. Weimar.
Goethe-Jahrbücher. Herausgeber Ludwig Geiger.
Goethe: Tag- und Jahreshefte. — Campagne in Frankreich. — Briefe aus der Schweiz.
Goethe und Karl August. Studien zu Goethes Leben von Heinrich Düntzer. 2. Auflage. Leipzig 1888.
Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn v. Stein. Herausgeber J. J. H. Ebers und August Kahlert. Leipzig 1846.
Briefe von Goethes Mutter. Herausgeber Philipp Stein. Leipzig 1891.
Goethes Briefe an Christ. Gottl. v. Voigt. Herausgeber C. A. Burkhardt.
Aus Herders Nachlaß. Herausgeber H. Düntzer und F. G. v. Herder. 1856.
Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. Erster Teil. Leipzig 1851.

Goethe in Frankfurt am Main. Aktenstücke und Darstellung von Ludwig Geiger. Frankfurt 1899.
Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 3 Bde. Herausgeber Philipp Stein. Leipzig 1901.
Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817. Herausgeber C. A. H. Burkhardt. Hamburg 1891.
Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. Aus neuen Quellen bearbeitet von Julius Wahle. Weimar 1892. (Bd. 6 der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)
Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen. Herausgeber Carl Schüddekopf und Oskar Walzel. 2 Bde. Weimar 1898/99. (Bd. 13 u. 14 der Goethe-Gesellschaft.)
Geschichte der Familie v. Kalb auf Kalbsrieth. Mit besonderer Rücksicht auf Charlotte v. Kalb. Nach den Quellen bearbeitet von J. L. Klarmann. Erlangen 1902.
Luise Großherzogin von Sachsen-Weimar und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Von Eleonore v. Bojanowski. Stuttgart 1903.

Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Author Goethe, Johann Wolfgang von. Briefe

Title Goethe-Briefe;by . by Stein. Vol.4.

DATE.	NAME OF BORROWER.